

11 699





Liedliche Weihnachts  
wünsche Ihnen  
die Familie  
Wronkahaus.

Dresden 1943.



Am Pazifit  
(Strand von Waikiki auf Honolulu)

11.699

C O L I N R O S S

# Das Meer der Entscheidungen

Beiderseits des Pazifik

Mit 97 Abbildungen und 7 Kartenskizzen

Sechste, auf Grund neuer Reisen  
nach Amerika und Ostasien neu-  
bearbeitete Auflage



---

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

1941

*Ed. geogr.  
swed*

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5168879

Umschlag und Einband nach Entwurf von Georg Haas, Leipzig



11.699.

Copyright 1924 by F. A. Brockhaus, Leipzig  
Printed in Germany

V  
87/55

NH-70316

N-5029164/TMK

## Die Wende zum Pazifik

Der machtpolitische Mittelpunkt der Erde wandert. „Wie er sich im Verlauf der letzten vier Jahrhunderte vom Mittelmeer zum Atlant verschob, so verschiebt er sich heute in Richtung auf den Pazifik. Dieser ist in der Vorstellung der meisten Europäer heute noch die ferne, große Wasserwüste, die unendliche, ein wenig märchenhafte See, dort wo die Welt zu Ende ist. Schon unsere Weltkarten zeigen diese Einstellung; denn sie ziehen die Trennungslinie mitten durch den Stillen Ozean, so daß es gar nicht möglich ist, sich ein einprägsames Bild von der geopolitischen Lage der ihn umgrenzenden Staaten und ihrer Wechselwirkungen zueinander zu machen. Aber vielleicht ist die Zeit gar nicht mehr so fern, wo auch der rückständigste Kartograph seine Karten wird umzeichnen müssen. Noch haben Europa und der Atlantische Ozean wenigstens den Schein der weltpolitisch entscheidenden Stellung. Aber der Atlant wird Binnenmeer werden, wie es das Mittelmeer wurde, und in nicht allzu ferner Zukunft wird das Meer der Entscheidungen der Pazifik sein, der bis heute — von Episoden im Weltkrieg abgesehen — noch keine Kriegsflotte sah, die um Völkerschicksale rang, und der bis gestern noch mit Recht den Namen des Meeres des großen Friedens tragen konnte.

Starke Kräfte sind auf der ganzen Erde am Werk, die den Schwerpunkt nach dem Stillen Ozean hin verschoben.

In Amerika ist der Zug nach Westen mit Erreichen der Küste des Pazifik keineswegs zum Stillstand gekommen. Noch blendet der Osten mit Verkörperung gewaltiger Kapitalanhäufung und ungeheurer Dynamik, aber schon in der nächsten Generation wird das politische und wirtschaftliche Schwergewicht der Vereinigten Staaten auch sichtbar nach dem Westen verlegt sein. Hier wohnen die Söhne und Enkel des Kolumbus, die nach vierhundert Jahren den Sehnsuchtstraum des großen Entdeckers tatsächlich in die Wirklichkeit umsetzten und Cipangu und das Land des Kublai-Khan auf dem Westweg erreichten.

Mit diesem Erreichen der ostasiatischen Küste von Westen her setzte erst jene Kette von Umwandlungen des Fernen Ostens ein, die in ihren letzten Auswirkungen auch Europas Schicksale einmal entscheidend mit beeinflussen werden. Die Amerikaner waren es, die mit der Perryschen Flotte an die Tore Japans klopfen, das bis dahin fest verschlossen war, und die dem Volk der aufgehenden Sonne vor Augen führten, welche bedeutsame Veränderung seiner geopolitischen Lage sich vorbereitete.

Bis dahin war Japan Randstaat gewesen. Nur mit seiner Westküste stand es mit der übrigen Welt in Verbindung. Im Norden war die unwirkliche, unbewohnte Wildnis, im Osten der Pazifik, der damals noch vollkommene Völkerscheide war, verkehrsfeindlich und fast unüberbrückbar. Nun kündete das Kommen der Amerikaner die große Wende des Stillen Ozeans zum verbindenden Mittel des Weltverkehrs an. Damit änderte sich die Lage Japans von Grund aus. Ihm fiel jetzt die gleiche Rolle zu, die die politische Gewichtsverlegung vom Mittelmeer zum Atlantischen Ozean England gebracht hatte. Ob es wollte oder nicht, es



wurde aus seiner Autarkie herausgerissen und mußte Stellung nehmen in der weltpolitischen Auseinandersetzung, die jetzt um die Herrschaft auf dem Pazifik begann. Es griff nach Norden aus, besetzte den Nordteil von Hokkaido, 1905 die Südhälfte, nach dem Weltkrieg die Nordhälfte von Sachalin. Südwärts dehnte es sich in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts auf den Riukiu-Inseln aus und erhielt von China im Frieden von Schimonoseki 1895 Formosa. Der Versuch, Vorpostenstellungen in den Stillen Ozean vorzuschieben, mißlang zunächst. Die Amerikaner kamen durch einen kühnen, raschen Streich auf Hawaii zuvor, auf das die Japaner bereits hunderttausend Kolonisten geworfen hatten, und nach dem Krieg mit Spanien gewannen sie mit den Philippinen dem Inselreich sogar eine Flankenstellung ab. Erst mit dem Mandat über die ehemaligen deutschen Südseekolonien konnte Japan seine Stellung im Pazifik vorschieben.

Es wäre jedoch grundfalsch, die ganze pazifische Frage nur im Lichte des amerikanisch-japanischen Gegensatzes und eines möglichen Krieges zwischen diesen beiden Mächten anzusehen. Der Pazifik ist eine Angelegenheit aller angelsächsischen Völker. England lehnt sich mit Singapore und seinen hinterindischen Besitzungen an ihn, von seinen Besitzungen in und seinen Handelsinteressen auf diesem Meer ganz abgesehen. Australien ist eine rein pazifische Macht, und Kanada nimmt eine ähnliche Entwicklung zum Großen Ozean hin, wie die Vereinigten Staaten.

Darüber hinaus aber ist der Pazifik die Walstatt, auf der der wachsende Gegensatz zwischen Weiß und Farbigen einmal ausgetragen werden wird. Die Geschwindigkeit dieser Entwicklung wird noch dadurch verstärkt, daß sich

Rußland seit der Revolution wieder ostwärts orientierte. Der Sowjetstaat hat in Europa zunächst eine Verteidigungsstellung bezogen und den ihm innewohnenden imperialistischen Ausbreitungsdrang nach Osten gerichtet, wobei er Schicksalsgemeinschaft mit den von Europa unterdrückten asiatischen Völkern beansprucht und sich als Bundesgenossen und Befreier anbietet.

Dieses wenigstens zeitweilige Ausscheiden Rußlands aus der europäischen Staatengemeinschaft und sein Hinüberwechseln auf die asiatische Seite hat dem anhebenden Rassenkonflikt in Asien erst seine ganze Gefährlichkeit gegeben. Sie wird anderseits aber dadurch gemildert, daß Japan sich noch nicht entschieden hat, welche Rolle es spielen wird, und daß die Idee der panasiatischen Schicksalsgemeinschaft bis Indien und Persien hin im Inselreich noch verhältnismäßig wenig Wurzel geschlagen hat. Dazu kommt, daß sich China gegenwärtig in der Lage Deutschlands zur Zeit der Auflösung der kaiserlichen Gewalt befindet und im Augenblick machtpolitisch ausfällt.

Aber es handelt sich ja nicht darum, die gegenwärtige politische Lage zu zeichnen, sondern nur die großen Entwicklungslinien für die Zukunft, und hier kann nicht der geringste Zweifel herrschen, daß sich das Schwergewicht der Welt nach dem Pazifik verschiebt, schon weil sich hier die entwicklungsfähigen Absatzmärkte und die großen, noch verfügbaren Rohstofflager der Erde befinden: Kohle und Eisen in China, Öl längs der ganzen amerikanischen Pazifikküste und Erze jeder Art in Australien. Was Südamerika anbetrifft, so scheint es durch die unweit des Stillen Ozeans verlaufende Scheidewand der Cordilleren der Anden zunächst rein atlantisch eingestellt. Doch können sich hier die Verhältnisse

sehr rasch ändern, sobald durch stärkeren Ausbau der Transandenbahnen das Verkehrshindernis fällt, insbesondere wenn die durchaus im Bereich des Möglichen liegende argentinisch-chilenische Vereinigung einmal Wirklichkeit werden sollte.

Das Abendland ist nicht untergegangen, und dies geschieht voraussichtlich auch nicht so rasch. Aber es hat sich, Europa an die machtpolitische Peripherie drängend, vom Mittelmeer über den Atlant an den Pazifik vorgeschoben. Es hat sich in Amerika verjüngt und tritt nun dem gleichfalls einer Wiedergeburt entgegengehenden Morgenland gleichsam in dessen Rücken von neuem gegenüber.

Ein chinesisches Sprichwort sagt: „Was einmal auf dem Rade des Weltgeschehens eingegraben wurde, kehrt immer wieder.“ In den Perserkriegen und Kreuzzügen wurden die Gegensätze zwischen Ost und West im Bereich des Mittelmeers ausgetragen. Sie werden auf dem Pazifik, dem Meer der Entscheidungen der Zukunft, ihre der Größe des Schauplatzes gemäße neue Formung finden.“ —

Vor siebzehn Jahren schrieb ich dies. Es war in Singapore im Sommer 1924, nach meiner ersten pazifisch-fernöstlichen Reise. Ein halbes Duzend Jahre später überprüfte ich die Richtigkeit des oben Gesagten nochmals an Ort und Stelle. Wieder war ich nach Englands Seefeste an der Malakkastraße gekommen. Wiederum habe ich den Pazifik befahren, Amerika bereist, Ostasien, die Philippinen. Wiederum weile ich in Hongkong, in dem wir uns für etliche Monate niedergelassen, in dem unsere Kinder zur Schule gehen, mit Chinesen und Chinesinnen; denn Viktoria City, wie die Haupt- und im Grunde einzige Stadt der Inselkolonie heißt, ist chinesisch. Von der Million Einwohner

Hongkongs sind 98 vom Hundert Chinesen. Man darf das nicht vergessen, wenn man die militärische, politische und moralische Widerstandskraft dieses vorgeschobenen Postens der „Lebenslinie“ des Britischen Empire im Kriegs-falle richtig einschätzen will.

Diese englische Lebenslinie, die heute über Gibraltar, Malta, Suez, Aden, Singapore nach Hongkong führt, reichte einst bis Weihaiwai am Tor des Gelben Meeres. Hier berührte sie in dem gegenüberliegenden Port Arthur die äußerste Wachstumsspitze der russischen Expansion. Gegen Ausgang des letzten Jahrhunderts umfaßten die ozeanische und die kontinentale Weltmacht gemeinsam ganz Asien wie mit dem Würgegriff der Tangarme eines riesigen Kraken.

Heute ist Port Arthur nicht mehr russisch und Weihaiwai nicht mehr englisch. Großbritannien hat seine Lebenslinie bis Hongkong zurückgenommen. Freilich hat man die Zahl der Langrohrgeschütze oben auf dem Peak erheblich vermehrt. Man hat die Batterien und Befestigungen verstärkt, und vor allem drüben in Kaulun sieberhaft gerüstet. Die ehemals ungeschützte Grenze gegenüber dem Chinesischen Reich ist heute durch eine fortlaufende Linie von Gräben und Drahtverhauen gesichert. Mit Recht — in dem Augenblick, in dem die Garnison die kahlen Höhenzüge nicht mehr beherrscht, liegen Stadt und Hafen Viktoria ungeschützt da, offen dem Feuer jeder Haubitzbatterie preisgegeben, die an den Hängen oder in den Schluchten der Kaulunberge verdeckt auffahren mag.

Das ist ja die Achillesferse des britischen Weltreichs, daß es in einer Zeit entstand, als noch hölzerne Mauern erfolgreich Großbritanniens Welthandel und Weltmacht schützten. Zur Zeit von Nelsons Dreideckern genügten ein paar Ka-

nonen, um die Felsen von Gibraltar und Hongkong zu un-  
einnehmbaren Festungen zu machen. Und noch im Viktoria-  
nischen Zeitalter war es belanglos, welcher Nationalität die  
Bevölkerung der britischen Stützpunkte war. Heute spielt  
die politische Haltung wie nationale Gesinnung der Malteser  
und Italiener Maltas, der Griechen Cyperns, der Malayen  
Singapores, der Chinesen Hongkongs bereits im Frieden  
eine erhebliche Rolle, geschweige denn erst im Kriegsfall.

Solange die Lage in Europa, im Mittelmeer wie im  
nahen Osten England nicht die Stationierung einer über-  
legenen Schlachtflotte in ostasiatischen Gewässern erlaubt,  
nützt für die Sicherung seiner Interessen in Ostasien selbst  
der Großstützpunkt Singapore nicht viel. Trotz des Ausbaus  
von Singapore ist Hongkong als Endpunkt der britischen  
Lebenslinie auf die Dauer nicht zu halten. Es ginge viel-  
mehr nur als Spitze des anglo-amerikanischen Machtdreiecks  
Hongkong - Singapore - Manila, unter der Voraussetzung,  
daß nicht nur alle Ecken dieses Dreiecks als erstklassige  
Flotten- und Luftstützpunkte ausgebaut werden, sondern auch  
die Kanten des Machtdreiecks entsprechend gestützt. Das  
hieß also, daß nicht nur hinter der Linie Hongkong - Singa-  
pore die gesamte Macht des britischen Imperiums stünde,  
sondern ebenso hinter der von Hongkong nach Manila, die  
geschlossene und entschlossene Macht der Vereinigten Staaten,  
und daß schließlich der leere australische Raum ausgefüllt  
würde, an den sich die südliche Dreiecksseite anlehnt.

Allein von all dem ist ja keine Rede. Die endgültige  
Politik der Vereinigten Staaten im Westlichen Pazifik wie  
auf den Philippinen ist ein noch völlig ungeklärter Faktor.  
Und die Australier sind noch weit davon entfernt zu be-  
greifen, daß die britische Flotte allein sie gegen den

Bevölkerungsdruck Ost- wie Südostasiens auf die Dauer nicht zu schützen vermag, sondern daß sie ein weißes Australien nur dann zu sichern vermögen, wenn sie mit allen Mitteln ihren leeren Raum bevölkern.

Der zweite Faktor, der neben der veränderten Waffengewirkung und dem nationalen Erwachen bisher passiver Völker die britische Lebenslinie bedroht, ist die anscheinende Unfähigkeit der Engländer, den so völlig geänderten Zeitgeist zu erfassen. Es ist als seien die Briten im Viktorianischen Zeitalter, das den Höhepunkt ihrer Macht bedeutete, stehen geblieben. In allen großen Städten des riesigen Weltreiches erhebt sich das Denkmal der guten alten Queen. Auch in Hongkong sitzt sie breit und behäbig unter einem steinernen Thronhimmel und blickt sicher und selbstzufrieden auf die schottischen Hochländer herab, die zu ihren Füßen in Parade aufmarschieren.

Außerlich ist noch alles wie einst; die Tommies paradieren, von Peak herunter drohen die Langrohre, auf der Reede ankern die stählernen Wachhunde, in den Straßen halten riesige indische Polizisten den chinesischen Mob in Schach. Aber wenn man von der Höhe des Felsberges gen Westen blickt, dort, wo sich das unendliche China weitet, steigen Visionen aus dem Dunst, und es ist einem zumute, wie dem Schwimmer, der sich unvorsichtig während des Gezeitenwechsels hinaus gewagt. Die Wellen rollen unverändert schäumend auf den Strand, nichts zeigt den Eintritt der Ebbe an, und doch fühlt man ihn unheimlich an dem Sog, der von der Küste fortführt.

Und die Vision steigt vor einem auf, daß der Sturm über Asien losbrechen wird mit der verheerenden Gewalt der Taifune, die von Zeit zu Zeit über die Reede von Hongkong

hinbrausen, die Schiffe von ihren Anker reißten und krachend in die Straßen der unter Sturmfluten ertrinkenden unglücklichen Stadt schleudern.

Der über Asien hinbrausende Taifun mag das japanische Inselreich zeitweilig auf den Kamm seiner Wogen heben und zur pazifischen Vormacht machen, allerdings unter Anspannung seiner Volkskraft bis zum Zerreißen und ständiger Drohung des Absturzes. Er wird das unglückliche chinesische Volk die „Periode der Wirren“, die wieder einmal über das Reich des Himmels hereingebrochen ist, bis zur Neige austrocknen lassen. Darauf wird freilich neue Blüte folgen und neuer Aufstieg, der China vielleicht zur entscheidenden Weltmacht machen wird. Vorhergehen wird allerdings ein neuer „Mongoleneinbruch“; denn ein neues Reich des Dschingis Khan wird entstehen. Es besteht bereits, dieses unheimliche eurasiatische Steppenreich, mögen es auch die wenigsten in seinem heutigen Gewande erkennen. Allein es entstand auf dem gleichen Raum der endlosen Steppen, aus dem gleichen abstrakten Geiste, der das Göttliche leugnet, mit der gleichen Unerbittlichkeit, dem gleichen Machtwillen.

Wieder muß ich innehalten, das seinerzeit Geschriebene zu überprüfen, und wieder kann ich es an Ort und Stelle tun. Ich bin mit den Meinen in Hongkong. Wir suchen alte Freunde auf. Die chinesischen Händler von damals erkennen uns, Ralph trifft eine seiner früheren Lehrerinnen. Der ganze alte Reiz Hongkongs, „unseres Hongkongs“ packt uns wieder. Aber man kann nicht einmal sagen: scheinbar ist alles wie einst; denn wie ich heute auf dem Peak stehe, fängt die damals geschauter Vision bereits an, Wirklichkeit zu werden. Wir schreiben Juli 1939. Der Sturm über Asien ist losgebrochen.

Wieder verkennt England die Stunde. In unverständlicher Verblendung beginnt es den Krieg mit dem Deutschen Reich. Es verliert in Europa, es verliert in Asien. Position auf Position muß es räumen. Im Winter 1940 passieren wir wieder die Gewässer von Hongkong. Der Brite ist nicht mehr in der Lage, die Straße über das Meer wirksam zu sperren.

Von dem, was ich vor vielen Jahren schrieb, ist manches eingetroffen. Japan und Rußland haben sich verständigt. Das Reich der aufgehenden Sonne hat den Marsch nach Süden angetreten. Schon hält es südlich Hongkongs Hainan, die Spratley-Inseln; japanische Truppen marschieren durch Tongking.

Noch gibt es freilich viele ungewisse Größen, die eine richtige Voraussage erschweren, vor allem die Haltung der Vereinigten Staaten. Amerika rüstet, Amerika will im Pazifik nicht weichen. Es greift nach der Weltmacht. Aber ist es schon stark genug dazu? Wann wird es mit seinen Rüstungen fertig sein?

Inzwischen vollendet sich das Schicksal des britischen Weltreiches. Aber auch über seinen Ablauf ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Tausend Möglichkeiten stehen auch hier noch offen.

Aber was auch immer im Fernen Osten geschehen mag, wie auch immer die Schicksalswürfel auf dem Meer der Entscheidungen fallen mögen, für uns hat sich das Schicksal bereits vollendet, für uns ist die Entscheidung bereits gefallen, früher als ich zu hoffen gewagt hätte. Ich schrieb in der letzten Ausgabe dieses Buches, daß die im Fernen Osten begonnene Weltkrise uns die Möglichkeit geben würde, das Reich als das wieder aufzubauen, was es ursprünglich



war, was seine Bestimmung wie seine Wesenheit ist, als Kern und Herz Europas.

Gerade wenn man erst während des Krieges aus dem in Gärung, Aufruhr und Wirren befindlichen Asien nach Europa zurückkam, kann man es manchmal kaum fassen, daß es bereits Wirklichkeit ist, und das Alte Reich in neuer Herrlichkeit ersteht.

Deutschland als Gestalter eines neuen Europa! Damit übernehmen wir freilich gleichzeitig eine ungeheure Verantwortung, nicht nur für uns, sondern für unsern gesamten Erdteil. Wir übernehmen sie in dem Augenblick, in dem das uralte Wechselspiel zwischen Abend- und Morgenland in eine neue Phase tritt, in der durch den Pakt mit Japan eine Abgrenzung der Interessenzonen von Orient und Okzident erstmalig geschaffen wird.

München, im Sommer 1941

Colin Roß



# Inhalt

	Seite
Die Wende zum Pazifik . . . . .	3
I. Amerika	
1. Amerika von der „Prosperity“ zur „Depression“ . . . . .	23
2. Die amerikanischste Stadt Amerikas . . . . .	25
3. Das leere Land . . . . .	30
4. Der große Boom . . . . .	33
5. Von der Steppe zur Stadt . . . . .	40
6. Das flüssige Gold . . . . .	45
7. Der Garten der Sonne . . . . .	50
8. Die amerikanische Einwanderungspolitik . . . . .	54
9. Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten . . . . .	59
10. Die Vereinigten Staaten und Japan . . . . .	63
II. Der Pazifik	
11. Das Gibraltar im Pazifik . . . . .	71
12. Amerika auf den seligen Inseln . . . . .	75
III. Japan	
13. Einfahrt in die Jedo-Bucht . . . . .	83
14. Die Kyori-ya-Bekanntheit . . . . .	85
15. Raft im Reis-Rasen-Haus . . . . .	90
16. Das Teezimmer des Daimyo . . . . .	95
17. Ein Abend mit halben und ganzen Geishas . . . . .	101
18. Japans Weg nach Westen . . . . .	106
19. Reise nach der nördlichen Insel . . . . .	112
20. Hokkaido . . . . .	117
21. Der Weg der Götter . . . . .	121
22. Miyako Odori . . . . .	126
23. Kirschblütenfest am Biwasee . . . . .	130
24. Ruhetage in Kanazawa . . . . .	134
25. Japans Großmächtsgrundlagen . . . . .	139
26. Ozeanisches oder kontinentales Groß-Japan . . . . .	144
27. Die gelbe und die weiße Gefahr . . . . .	153

	Seite
<b>IV. Korea</b>	
28. Die japanische und die koreanische Seite von Cho-sen . . .	161
29. Besuch im Hause „Güterreich“ . . . . .	164
30. In der koreanischen Langschule . . . . .	169
31. In den Schlössern des Kaisers von gestern . . . . .	173
<b>V. Mandschukuo</b>	
32. Das Goldland nördlich der Großen Mauer . . . . .	181
33. Die Mandchurei — von Chang-tso-lin bis Pu Yi . . . . .	184
34. Die Romanze der Sojabohne . . . . .	188
35. Die „Lebensfront“ Japans . . . . .	192
<b>VI. China</b>	
36. Von Mukden nach Tientsin . . . . .	199
37. Die „Nördliche Hauptstadt“ . . . . .	204
38. Wallfahrt auf den Miao-fong-schan . . . . .	209
39. Jang-tse-Fahrt . . . . .	213
40. Spuk in Wutschang . . . . .	218
41. Das alte und das neue „Gesicht“ . . . . .	223
42. „Squeeze“ . . . . .	228
43. Die dritte pazifische Macht . . . . .	232
44. Wo Ost und West sich treffen . . . . .	237
45. Ein Paradies von Dienerschafts Gnaden . . . . .	240
46. Schule in Hongkong . . . . .	244
47. Ein junges Mädchen von heute — in China . . . . .	246
48. Sklavinnen zu verkaufen . . . . .	250
49. Piraten . . . . .	254
50. Das chinesische Hotel . . . . .	258
51. Nächtliche schwimmende Stadt . . . . .	261
52. Verniggerung Chinas? . . . . .	265
53. Die Zukunft des Himmlischen Reiches . . . . .	271
<b>VII. Die Philippinen</b>	
54. Die drei Manilas . . . . .	281
55. Die Inseln der Probleme . . . . .	285

# Abbildungen

(mit Ausnahme des Luftbildes von Tokio auf Seite 96 nach Aufnahmen  
des Verfassers)

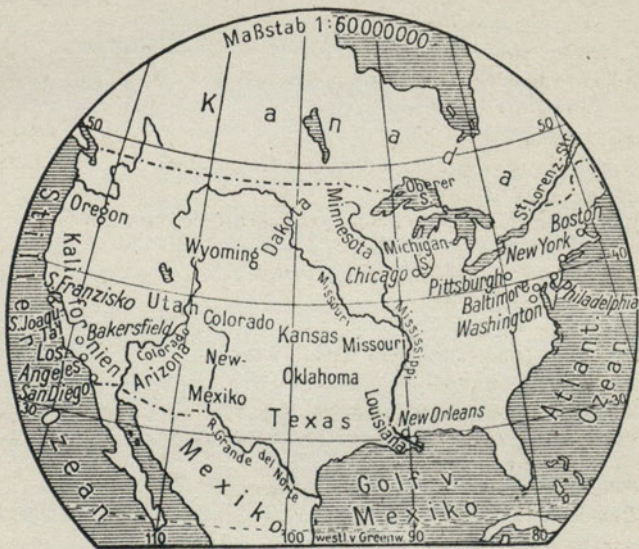
	Seite
Am Pazifik (Strand von Waikiki) . . . . .	Titelbild
New York	
Straßenbild . . . . .	32
Die horizontale und die vertikale Straße . . . . .	32
Das „wartende Land“	
Anfänge einer Siedlung in Südkalifornien . . . . .	33
Büro eines Landagenten bei Los Angeles . . . . .	33
Anbau in Kalifornien	
Hunderttausend Pfirsichbäume, der Anfang eines Obstgartens . . . . .	48
Bewässerung der Orangensfelder . . . . .	48
Kalifornische Farm und Los Angeles	
Obstfarm mit Wassertankturm und Windmotor . . . . .	49
Bohrtürme mitten in den Straßen und Gärten von Los Angeles . . . . .	49
Die alte und die neue Zeit	
Die letzten Rothäute (im Campon de Chelly [Arizona]). . . . .	72
Durch das „wartende Land“ mit dem Limited-Express der Santa Fé . . . . .	72
Honolulu	
Der Diamond-Head bei Honolulu . . . . .	73
Rassengemisch am Strand von Waikiki . . . . .	73
Honolulu	
Brandungsreiter in der Waikikibucht. . . . .	80
Kanakenschönheiten im Bade . . . . .	80
Japan	
Im Banne des Fuji . . . . .	81
Yokohama nach dem Erdbeben im Wiederaufbau . . . . .	81
Tokio	
Tokios Wiederaufbau . . . . .	96
Luftbild des modernen Tokio . . . . .	96
Japanische Tempel	
Tempelfest in Kobe . . . . .	97
Koniferenallee vor dem Dejasutempel in Nikko . . . . .	97
2 Colin Ross, Meer.	17

	Seite
Japanische Tempel	
Grabtempel des Dejasu in Nikko . . . . .	112
Tempel in Otsu am Biwasee . . . . .	112
Ganz Japan ist ein Garten	
Blumen- und Zwergbaumhändler, der im Abonnement verleiht .	113
Japanischer Gärtner . . . . .	113
Osaka	
Wie ich es 1924 erlebte . . . . .	128
Wie ich es 1940 wieder sah . . . . .	128
Baumblüte in Japan	
Kirschblüte in Kioto . . . . .	129
Man trinkt Tee unter Blüten . . . . .	129
Im Ken-roku-en, Park in Kanazawa	
Teehaus . . . . .	144
Weiher . . . . .	144
Japan und China bei Nässe und Kälte	
Chinesen im winterlich wattierten Rock . . . . .	145
Japaner im Regenmantel . . . . .	145
Hokkaido	
„Sachfengänger“ für den Heringsfang gehen von Bord . . . .	160
Hafenstraße von Otaru . . . . .	160
Korea	
Hafen von Fu-san . . . . .	161
Koreanisches Dorf . . . . .	161
Die koreanische Hauptstadt	
Panorama von Söul . . . . .	168
Vor dem kleinen Osttor . . . . .	168
Die japanische und die koreanische Seite von Chosſen	
Straße im Japanerviertel von Söul . . . . .	zwischen 168/169
Straße im Koreanerviertel von Söul . . . . .	" 168/189
In der koreanischen Tanzschule	
Trommeltanz . . . . .	zwischen 168/169
Schwertertanz . . . . .	" 168/169
Koreanische Primaballerina	
Beim Tanz . . . . .	169
Schlußpose . . . . .	169
Korea	
Koreanisches Ehepaar . . . . .	176
Koreaner in Landestracht . . . . .	176

	Seite
<b>Im Koreanischen Haus</b>	
Haus eines wohlhabenden Koreaners . . . . .	177
Alte Koreanerin mit der meterlangen Pfeife. . . . .	177
<b>Im Reich des Kaisers von gestern</b>	
Audienzhalle im Nordpalast von Söul . . . . .	184
Das japanische Regierungsgebäude vor dem Kaiserpalast in Söul	184
<b>Mukden</b>	
Eingangstor zum „Peiling“ . . . . .	185
Soldaten Chang-tso-lins exerzieren im alten Kaiserpalast . . .	185
<b>Mukden</b>	
Tor zum nördlichen Kaisergrab . . . . .	192
Lamaturm . . . . .	192
<b>Die Sojabohne, das Hauptprodukt von Mandschukuo</b>	
Sortieren der Bohnen in einer Ölmühle . . . . .	193
Öltank einer Ölmühle in Dairen . . . . .	193
<b>Japanische Industrie in Mandschukuo</b>	
Kohlengrube von Su-schun im Jahre 1924 . . . . .	200
Dieselbe Grube 16 Jahre später . . . . .	200
<b>Die verbotene Stadt</b>	
Gesamtansicht . . . . .	201
Der große Audienzsaal. . . . .	201
<b>Himmelstempel in Peking</b>	
Nordaltar . . . . .	208
Südaltar . . . . .	208
<b>Das Stadttor Ha-ta-mönn in Peking</b>	
Schnellzugslokomotive vor uraltem Hintergrund . . . . .	209
Begräbniszug . . . . .	209
<b>Demonstrationen</b>	
Fremdenfeindliche Demonstrationen in Tientsin. . . . .	216
Auch die Schulmädchen demonstrieren bereits . . . . .	216
<b>Wallfahrt auf dem Miao-fong-schan</b>	
Tempel auf dem Miao-fong-schan . . . . .	217
Büßender Pilger im „Kang“ . . . . .	217
<b>Dschunken und Pfahlbauten</b>	
Am Jang-tse. . . . .	224
Vor Hankau. . . . .	224
<b>Jang-tse-Fahrt</b>	
Nganking mit siebenstöckiger Pagode . . . . .	225
Abendstimmung. . . . .	225

	Seite
Wutschang	
Am Kai . . . . .	232
Am Flußufer . . . . .	232
Wutschang	
Panorama . . . . .	zwischen 232/233
Südtor . . . . .	" 232/233
Das industrielle China	
Eisenwerke am Jangtse . . . . .	zwischen 232/233
Erzgruben in Wongshihkong . . . . .	" 232/233
Das alte und das neue China	
Dschunkenhafen von Hankau . . . . .	233
Fabrikanlagen vor Huangpu . . . . .	233
Das zwiespältige China	
Halb China — und . . . . .	240
...halb Europa, so gehen beide Kulturen zugrunde . . . . .	240
Das moderne China	
England in Hongkong! Parade der Schotten vor dem Denkmal der Queen Victoria . . . . .	241
Hafen vor dem großen Hotel in Kanton . . . . .	241
Unsere Kinder in China	
Kenate mit „Mary“ . . . . .	248
Ralph mit seinen chinesischen Schulfreundinnen . . . . .	248
Hausboote und Urnen	
Die Wohnstätten werden buchstäblich aufs Wasser hinausgedrängt	249
Urnen der Vorfahren stehen in den Grundmauern der Häuser . . . . .	249
Piratenfurcht	
Schutzmaßnahmen des Passagierdampfers . . . . .	256
Bewaffnete Dschunke . . . . .	256
Erwerbsleben in China	
Gaststätte vor dem großen Hotel in Kanton . . . . .	257
Schuhmacher in Hongkong . . . . .	257
Das anspruchslose China	
Eine Bettlerküche . . . . .	272
Schenke in den Westbergen . . . . .	272
Auf den Philippinen	
Pfahlbauten der Philippinos auf Luzon . . . . .	273
Philippinerin in Landestracht . . . . .	273





# Amerika



## 1. Amerika von der „Prosperity“ zur „Depression“

New York

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, wie sehr einmal verbreitete Vorstellungen und Anschauungen wurzeln. Der Begriff „Amerika“ erschöpft sich für Europa in der Hauptsache noch immer in den Vorstellungen: Wolkenkratzer, Girls und Dollarjagd. Alles dies aber sind nur Außerselbstlichkeiten einer Lebenskraft und eines Idealismus, die uns oft genug kindlich naiv anmuten mögen, jedoch von einer Stärke sind, daß sie dieses Volk in kritischen Zeiten zu unmöglich scheinenden Leistungen befähigen.

Als wir die Staaten im Winter 1923/24 besuchten, waren die Amerikaner ein Hundert-Millionen-Volk, das satt schien, das nicht froh und dessen Masse unter günstigen Bedingungen lebte, so daß nur ein geringer Teil seiner Energie auf die Beschaffung des Lebensunterhaltes und kleinlicher Alltagsorgen gerichtet zu sein brauchte. Die Amerikaner konnten es sich leisten, sich jedes Jahr einige hunderttausend, noch dazu ausgewählte, Fremde kommen zu lassen, um sich von ihnen ihre niedrige, schmutzige Arbeit verrichten zu lassen. Man fand in den ganzen Staaten, abgesehen von den Negern, nicht viele Dienstboten, Kellner oder dergleichen, die nicht Deutsche, Italiener oder sonstwie fremdländische Ein-

wanderer waren. Das heißt, daß im amerikanischen Volk eine ungleich größere Energie- und Intelligenzmenge freischien für die Weiterentwicklung der Nation und „idealer Ziele“, mochten diese der ganzen, noch durchaus „kolonialen“ Einstellung des Amerikaners nach auch weniger kultureller als zunächst praktisch-technischer und merkantil-imperialistischer Natur sein.

Damals schienen die Amerikaner mit Macht auf den Rekord auf allen Gebieten zuzumarschieren. Es war die Zeit der Prosperity, des berühmten Wirtschaftswunders. Die Produktionsziffern wie die Börsennotierungen schnellten von Woche zu Woche, von Tag zu Tag in die Höhe. Ein Erzeugungs- und Kaufstauel hatte die gesamte Bevölkerung erfaßt. Jeder Familie ein Haus, ein Radio. Jeder Familie ein Auto, gut. Jeder Familie zwei! Warum nicht? Der Stein der Weisen schien gefunden, jedermann reich und glücklich zu machen. Nichts dünkte unmöglich. Warum sollte man nicht auch das Klima ändern?

Inzwischen ist innerhalb eines Jahrzehnts alles anders geworden: die Prohibition wurde aufgehoben, die Prosperity wich der Depression. Auch das Klima änderte sich, leider nur nicht in der gewünschten Weise. Jahre furchtbarer Trockenheit kamen und entsetzliche Staubstürme.

Es gibt Bücher aus der Zeit der Prosperity — besonders solche von Besuchern, die nur wenige Wochen im Lande weilten —, die sich heute lesen wie ein Feenmärchen. Man kann nur immer wieder kopfschüttelnd das damals gezeichnete Bild mit der heutigen Wirklichkeit vergleichen.

Aber auch die Schilderungen aus der schlimmsten Zeit der Depression werden nicht mehr Beständigkeit haben, zum Teil sind sie heute schon veraltet. Amerika ändert sich so

rasch wie sein Wetter, wie sein Klima. Nur wer die Zustands schilderungen der Vereinigten Staaten über eine längere Epoche verfolgt, erhält ein einigermaßen richtiges Bild.

Die Amerikaner sind im Grunde noch immer das reichste Land der Erde. Noch immer verfügen sie über mehr Weizen, mehr Mais, mehr Vieh, als man verzehren kann und dafür Abnehmer in der Welt hat. Ihre Bodenschätze sind nicht geringer geworden, und die Industrie hat sich derart vervollkommenet, daß 1935 eine um 20 v. H. geringere Belegschaft die Gütermenge des Jahres 1928 erzeugen konnte. Es waren also noch mehr Kräfte und Energien für „ideelle Ziele“ frei. Aber sie gingen müßig, standen erst in der „Brotlinie“ und lebten später von den Unterstützungen der Bundesregierung.

Noch immer ist Amerika reich, reich an Land, an Gold, an Bodenschätzen, an Menschen, aber es weiß nicht, wohin damit und was damit anfangen. Was wird werden? Ist Prosperity around the corner, wie die Optimisten meinen? Oder wird nach kurzem Aufstieg die Depression neuerdings und schlimmer einsetzen?

Niemand weiß es. Es ist Revolution in Amerika. Mit Sicherheit kann man nur eines sagen: Nichts steht fest. Alles ist möglich.

## 2. Die amerikanischste Stadt Amerikas

Chicago

Das La Salle Street Depot, der Endpunkt der New York Central in Chicago, ist wie ein Block in das Weichbild der großen Stadt am Michigansee gesenkt. In andern Städten weiten sich die Straßen rings um die Bahn-

höfe, zum mindesten breitet sich ein kleiner Platz davor, in Chicago sind sie in das an sich schon viel zu enge Straßennetz getrieben, und man hat den Eindruck, als presse dieses unförmige, kloßartige, durch nichts architektonisch gegliederte Bauwerk die übermäßig schmale Gasse noch enger zusammen. Der Himmel trüb, mißfarben wie durch den Kot der Gasse geschleift. Doch man sieht ihn kaum; denn unmittelbar vor der Station deckt die Hochbahn die ganze Breite der Van-Buren-Straße. Von den Eisenträgern tropft Schmelzwasser auf Haufen schmutzigen Schnees, die sich langsam in bräunliche Dreckbäche auflösen, aber auch auf die Hüte und Mäntel der über die Straße Hastenden.

Im Loop, dem Geschäftsviertel Chicagos, haben alle Straßen das gleiche trübe nüchterne Aussehen. Es sind Schluchten, Cañons, auf deren Grund ein aufgeregtes Gewimmel von Menschen und Fahrzeugen treibt. New Yorks Downtown ist eine phantastische, kühn-bizarre Symphonie gen Himmel strebender, absonderlicher Bauwerke: Türme, Pyramiden, Blöcke, in sich und in ihrer Gesamtheit gestuft und gegliedert. Downtown muß auch den nüchternsten Geschäftsmann begeistern, im Loop kann auch ein Dichter nur an Weizenpreise und Wechselkurse denken.

Als ich im Jahre 1912 zum ersten Male die Vereinigten Staaten bereiste und nach dem Besuch New Yorks, Baltimores, Philadelphias, Washingtons und Pittsburgs nach Chicago kam, hatte ich den Eindruck, hier erst in das Innerste des neuen Erdteils, in das Herz Amerikas gekommen zu sein.

Dieser mein Eindruck von Chicago ist bei Amerikanern oft auf verwundertes Kopfschütteln gestoßen, und sie hielten mir vor, daß Chicago mit seiner starken fremdstämmigen,

insbesondere deutschstämmigen Bevölkerung weniger als andere Städte hundertprozentig amerikanisch wäre.

Allein das gilt nur, wenn man amerikanisch gleich angelsächsisch setzt. Amerikanisch ist eben die Mischung von englischem, irischem, deutschem, romanischem und slawischem Blut auf neuem Boden.

Freilich, mit dem erst das eigentlich Amerikanische bildenden Blutzusatz sind nicht die Einwanderer gemeint. Sonst müßte New York die amerikanischste Stadt sein; aber auch New York ist nicht im mindesten amerikanisch. New York ist eine Klasse für sich, eine internationale Stadt wie Konstantinopel.

Amerikaner ist, wer in Amerika geboren, in welchem Lande auch immer die Wiege seiner Eltern gestanden haben mag. So ist Chicago mit seinen drei Millionen „geborener Amerikaner“ die größte, amerikanischste Stadt, wie Professor Bedford von der Chicagoer Universität zum größten Stolz der Chicagoer feststellte.

Aber Professor Bedford hat nicht nur zahlenmäßig, sondern auch im tieferen Sinn recht. Zum eigentlichen Amerikanischen gehört das unglaublich Junge, die Erinnerung daran, daß noch die Großeltern mit Kind und Kegel auf der Suche nach Neuland im Planwagen über die Prärie zogen. Gemessen an Chicago ist New York eine alte Kulturstadt. Als 1624 auf Manhattan die erste dauernde Niederlassung gegründet war, da blieben die Ufer des Michigansees noch für Jahrhunderte unumschränktes Reich des roten Mannes. Es ist nicht viel mehr als hundert Jahre her, daß Chicago entstand, und als die Siedlung im Jahre 1831 ganze hundert Bewohner hatte, da war New York bereits eine Großstadt von 200000 Einwohnern

mit Bahnen, Dampfbooten auf dem Hudson und Gasbeleuchtung.

Aber hier spürt man selbst in der Halle des „Fort Dearborn Hotels“, unmerklich fast, aber doch unverkennbar, etwas von dem alten Westgeist der Insassen des Forts, nach dem das Hotel seinen Namen führt.

Amerika, das heißt auch das Größte und das Kleinste, das Beste und das Schlechteste, die krasssten Gegensätze dicht beieinander. Professor Bedford meinte in seiner Rede, in Chicago sei das Laster am größten, aber die Stadt sei auch unübertroffen in ihrem kirchlichen und charitativen Wirken. Unweit der großartigsten Wolkenkraberhotels und prächtigsten Villen stehen die niedrigsten Buden, übervölkerte Massenquartiere mit offenen, hölzernen, Wind und Wetter ausgesetzten Treppenhäusern und Gängen. Chicago baut sich die größte Promenade der Welt, und in der City sind Straßen so eng wie in keiner andern Großstadt.

State, Clark, Van Buren, La Salle und die andern Hauptgeschäftstraßen sind schon eng genug, allein was dazwischen — man muß schon sagen die Häuserblocks spaltet, sind kaum Rizen, schmale Rinnen in den getürmten Steinmassen. Ohne Bürgersteige, so eng, daß sich gerade ein Wagen durchwinden kann. Man möchte meinen, daß dies keine Straßen sind, sondern mehr unendlich lange und schmale, beiderseits offene Höfe, wenn man nicht häufig Wagen und Autos in ihnen begegnete, die sich auf unerklärliche Weise durch diese engen Schläuche pressen. Über den Erdgeschossen werden diese Schluchtstraßen noch enger; denn da springt das ganze Gewirr der eisernen Balkone, Außentreppe und Feuerleitern vor. Und das bis zu dreißig und mehr Stockwerk Höhe. Man steht tief unten zwischen Schmutzabfällen



und schwärzlichem Schnee und sieht die Häuserwände mit ihrem eisernen Behang über sich zusammenwachsen und zusammenschlagen. Hier in diesen Gassen werden einem all die Skandalgeschichten aus den Packing Yards, den großen Schlachthäusern Chicagos, und die Stadt verständlich, die Jens B. Jensen in seinem Roman „Das Rad“ schildert.

Aber es wäre unbillig und ungerecht, Chicago nur nach dieser einen Seite hin zu beurteilen. Man braucht nur einige Häuserblocks weiterzugehen, und man steht auf der Michigan Avenue, die eine der prachtvollsten Geschäfts-, Hotel- und Luxusstraßen der Welt ist. Diese Avenue zieht sich längs des Michigansees hin, d. h. die Chicagoer mußten sich ihre Seefront erst wieder erkaufen und erobern. Ähnlich wie in Buenos Aires hatte man in früheren Jahrzehnten diesen wertvollen Landstreifen Bahngesellschaften überlassen. So sperrte ein Gürtel zugüberfüllter Geleise mit all ihrem Rauch und Lärm die elegante Promenade vom See ab.

Da man die Bahn nicht verlegen konnte, ging man daran, jenseits von ihr dem See neues Land abzugewinnen.

Man führte gewaltige Anschüttungen auf, betrieb die Bahnlinie elektrisch und verband sie mittels Brücken mit dem Neuland, soweit man sie nicht ganz eindeckte. Dann wurde alles in einen herrlichen Park verwandelt, und Chicago erhielt mit der neuen Michigan Avenue eine unerhört eindrucksvolle Stadtfassade. Wenn irgendwo, so sind hier an dieser meilenbreiten Straße, die auf die Unendlichkeit des Sees blickt, Wolkenkratzer am Platz. In den letzten Jahren sind hier einige entstanden, die zu den glücklichsten Lösungen des architektonischen Wolkenkratzerproblems gehören. Es ist selbstverständlich, daß die elegantesten Ge-

schäfte das Erdgeschöß dieser Bauten einnehmen, was aber besonders auffällt, sind die ausgedehnten Juwelierläden in Michigan Avenue. Es sind einige darunter, die an Ausdehnung einem kleinen Warenhaus gleichkommen; die Menge der hier ausgestellten Brillanten und Perlen blendet fast.

Anschließend an diesen zentralen Seepark reiht sich dann ein Park, ein breiter Boulevard an den andern. Stundenlang treibt man in einer Kette von Autos zwischen Bäumen und Beeten dem See entlang, dessen schmutzig-gelbe Wellen gegen ebenso schmutzig-gelbe, ihnen vorgelagerte Schneebünen anstürmen, so daß sich die Grenzen von Land und Wasser verwischen.

An die andere Seite von Lake Shore Drive grenzen elegante Villen, große Hotels, aber auch Wohngebäude der Mittel- und selbst der armen Klassen, so daß alle Schichten Chicagos der Wohltat des Sees und seiner Parkanlagen teilhaftig werden und es verständlich wird, wenn alle Chicagoer in so hohen Tönen das Lob ihrer Stadt singen. Diese demokratische Note fügt vielleicht den letzten Strich zu dem Stadtbild, das Chicago zu der amerikanischsten Stadt Amerikas macht.

### 3. Das leere Land

Amarillo (Texas)

Wenn man Kansas und den „wheat belt“ hinter sich hat, den Weizengürtel, der wie ein breites goldenes Band die Mitte dieses glückhaften Erdteils umschließt, fängt das Land an leer zu werden. Die Farmen sind zwar noch immer stattliche Gehöfte mit behaglichen Wohnhäusern, Schuppen, Scheunen und Ställen und einem umfangreichen

Maschinenpark, der wie eine ruhende Herde seltsam erstarrter Tiere um die Farm lagert, aber der Abstand zwischen den einzelnen Wirtschaften wird immer größer. Je weiter wir nach Südwest kommen, desto primitiver, wildwesthafter wird ihr Charakter. Es ist ein warmes Land. Längst haben die letzten Schneespuren aufgehört, die in Missouri und Kansas noch zu sehen waren, und trotz des Februars scheint die Sonne wie an einem warmen Frühlingstag. Das Vieh graszt frei auf der Weide. Die Ställe werden seltener. Höchstens sind offene Stände aufgestellt, Schutzdächer zum Melken bei schlechtem Wetter oder allzu greller Sonne in der Mittagsstunde. Manchmal sieht man auch Höhlen, die mit ein paar Stangen und Balken in den hohen Bergen ausgedroschenen Kornes eingebaut sind.

Dann aber kommen weite, weite Strecken, wo es keine Häuser mehr gibt, auch keine primitiven Schuppen oder Schutzdächer und keine surrenden Windräder, die das Wasser aus dem Boden pumpen, um dem weidenden Vieh eine Tränke zu schaffen. Eine Fenz, ein Drahtzaun rechts und links der Bahn, als einziges Zeichen menschlicher Kultur, und dann weites Feld, Steppe, Prärie, Pampa, Wüste, denen das rollende Tumbling weed — vor dem Wind treibende Gesträuchballen — den Charakter scheinbaren Lebens verleiht. Leeres Land, wartendes Land.

„Westward ho!“, der alte Ruf, mit dem die Pioniere des vergangenen Jahrhunderts die Kolonnen ihrer über die Prärie rollenden Planwagen in Bewegung setzten, behielt auch im Zeitalter der Eisenbahn Geltung und übte den alten Zauber auf den überfüllten Osten aus. Aber die Entwicklung ging zu rasch, die Bahngesellschaften legten ihre Schienenstränge allzu schnell über die Steppe. Vierzig

eiserne Straßen führten nach Kalifornien, dem Wunderland am Pazifik, und sein Ruhm wurde so groß, daß der Strom der westwärts Wandernden das dazwischenliegende Land übersprang.

Das heißt unentwickelt bleibt das Land nur gemessen an seiner ungeheuren Ausdehnung und der phantastischen Schnelligkeit der Entwicklung Kaliforniens. Verglichen mit Europa, ist es immer noch ein fabelhaftes Tempo. Ich sitze hier in Amarillo, einem texanischen Städtchen, von dem vor 1890 noch nicht einmal der Namen bestand. 1904 zählte es fünftausend Einwohner, 1910 zehntausend, heute zwanzigtausend. Aber es ist beileibe kein Wildweststädtchen, sondern es hat bereits Straßen aus Asphalt, wie sich das für einen Ort gehört, wo jeder fünfte oder sechste Einwohner sein eigenes Auto hat. Geschäftshaus schließt sich an Geschäftshaus, Bank an Bank. Das Hotel, in dem ich abgestiegen bin, kann sich mit jedem erstklassigen europäischen vergleichen. Ein Badezimmer bei jedem Raum, elektrisches Licht, Dampfheizung und Fernsprecher in jedem Zimmer sind Selbstverständlichkeiten. Dann ist da ein Gesellschaftshaus in der Stadt mit einem Saal, der einige tausend Menschen faßt, zwei Zeitungen, die umfangreicher sind als die meisten europäischen Blätter.

Vorstehende Zeilen hatte ich im Jahre 1924 geschrieben. Zehn Jahre später besuchten wir Amarillo wieder. Wir wollten doch sehen, was aus dem Städtchen geworden, das wir uns seinerzeit ganz willkürlich auf der Karte ausgesucht hatten, um das Leben in einem kleinen texanischen Landstädtchen kennenzulernen.

Wir hatten Amarillo fast nicht wieder erkannt, so großartig war es geworden. Unser altes Hotel stand zwar noch,



Estraßenbild



Die horizontale und die vertikale Straße

New York



Anfänge einer Siedlung in Südkalifornien



Büro eines Landagenten bei Los Angeles

Das „wartende Land“

aber der Tankstellenwärter, bei dem wir uns bei der Einfahrt erkundigten, riet uns dringend ab. In der Zwischenzeit war es zu einem drittklassigen herabgesunken. Und tatsächlich wirkte der Bau, der uns seinerzeit so eindrucksvoll erschienen, heute geradezu ärmlich neben den neuen, eleganten Wolkenkratzerhotels. Auch sonst erhoben sich allenthalben vielstöckwerkshohe Bauten, und das Texasstädtchen, dessen Wildwestcharakter vor zehn Jahren meinen Reisekameraden noch so begeistert hatte, wirkte fast wie eine Taschenausgabe von New Yorks Downtown.

Ja, man war sehr groß und reich geworden in Amarillo im letzten Jahrzehnt. Zu dem allgemeinen Aufschwung war noch die Entdeckung von Naturgas gekommen, das in gewaltigen Rohren von hier bis nach Chicago geleitet wird. Der Rückschlag war freilich auch hier nicht ausgeblieben. Allein die Texaner sind ein hartes Volk. Sie sind an Rückschläge gewöhnt, und so ist man hier zuversichtlicher als sonstwo in den Vereinigten Staaten. Freilich hat man sich umstellen müssen, und die Besitzer einiger der größten Ranchos leben heute davon, daß sie zahlende Gäste bei sich aufnehmen, ihnen ihre Pferde und Rinder zur Verfügung stellen und sie „Wildwest“ spielen lassen.

#### 4. Der große Boom

Los Angeles

Unter meinem Hotelfenster in Los Angeles stehen jeden Morgen drei große Gesellschaftsautos, und vor den andern Fronten des Hotels warten nicht weniger. Jeder Wagen trägt ein einladendes Schild: „Freie Fahrt an den Strand!“ — „Eine Fahrt in die Berge!“ — „Umsonst

nach Santa Monica!“ — „Freie Fahrt und freier Lunch!“ usw. Als ich dann ein paar Tage im Hotel war, ohne einen dieser Wagen zu benutzen, bekam ich einen Brief. Herr Girard, den ich nicht kenne, schrieb mir, wenn mir eine Fahrt mit dem Autobus nicht passe, stelle er mir gern ein Privatauto zur Verfügung. Ich sollte nur Tag und Stunde bei seinem Auskunftsstand in der Hotelhalle angeben.

Die Sache fing an, mich zu reizen. Ich ging zu dem angegebenen Tisch in der Norddecke der Hotelhalle und fragte das elegante Fräulein, wieso Herr Girard dazu käme, mir eine freie Autofahrt anzubieten. Oh, ich sei doch fremd, wurde mir zur Antwort, und wolle mir doch sicher gern Los Angeles und Umgebung ansehen, und bei der Gelegenheit wollten sie mir ein wundervolles Stück Land zeigen, das Herr Girard gerade für Wohnzwecke aufteile.

Ich wollte sehen, wie weit diese für einen Nichtkalfornier immerhin verblüffende Art von Reklame geht, und erwiderte, ich befände mich auf einer Weltreise und dächte nicht im Traume daran, mir hier Land anzusehen, geschweige denn zu kaufen. Aber das nützte nichts. Das hartnäckige kleine Fräulein erwiderte: „Das macht nichts, in diesem Falle sind wir nur zu glücklich, Ihnen eine Gefälligkeit erwiesen zu haben“, und sie hielt mir ein Formular zur Bestellung des Autos hin.

Um diese Zeit war noch keinerlei Interview von mir in der Zeitung erschienen, und Herr Girard konnte nicht wissen, daß er es mit einem Journalisten zu tun hatte, den man in diesem Land ja mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt. Nein, das ist die Art, wie die Stadt Los Angeles im allgemeinen, und jeder ihrer Grundbesitzer im besonderen



wirbt. Niemand entgeht ihr und jeden erfaßt sie, einerlei ob es sich um einen Weltreisenden handelt oder etwa um eine kleine Lehrerin aus dem Osten, die sich das Geld für eine Ferienreise nach der Westküste mühsam erspart hat.

Ein Weltreisender, ein Tourist, der vielleicht nur zufällig nach Kalifornien kam? — Oh, man braucht ihm das Land nur zu zeigen, es ihm richtig zu schildern, so wird er schon kaufen. Und tatsächlich traf ich einen Schweizer, der von Japan kommend die gleiche Weltreise nur in umgekehrter Richtung schon fast vollendet hatte und der sich Land kaufte und hierblieb.

Und die kleine Lehrerin, der bescheidene Ferienreisende aus dem Osten? — Man drängt ihnen freie Fahrt und freies Essen nicht weniger auf. Wenn sie kein Geld haben, so werden sie es sich borgen, nur um zu kaufen. Das ist nicht etwa Übertreibung. Ich lernte hier tatsächlich zwei junge Mädchen kennen, die auf diese Weise zu Grundbesitz in Los Angeles kamen. Sie wurden am ersten Tage auf der Straße angesprochen — man ist hier viel südlicher und mit dem Ansprechen einer Dame nicht so ängstlich wie in New York — und in ein Auto gesetzt. Man zeigte ihnen Land, und wirklich ruhten sie nicht, bis sie das Geld dafür aufgetrieben hatten.

Ja, wenn damit solche Geschäfte zu machen sind, und das Geld hier so auf der Straße liegt, so wird man es doch aufnehmen! Man kauft ein kleines Los Land, ein wüstes Stückchen Sanddüne ganz weit draußen vor der Stadt für 1000 Dollar. Und in einem Jahr — was, einem Jahr? einem halben! ist es 2000 oder auch schon 4000 Dollar wert.

Es gibt solche Fälle, sie sind nicht einmal selten. Man

zeigte mir ein Grundstück, das vor ein paar Jahren 1800 Dollar kostete und heute 18000. Ich sah Land in der Stadt und vor der Stadt, das tatsächlich in einem halben Jahr seinen Wert verdoppelte. Es ist ein Boom, ein Ruch, ein Fieber, nicht anders als seinerzeit das Gold.

Man kommt ja auch schon in der richtigen Gemütsverfassung hierher. Schon mit dem ersten Entschluß oder nur mit dem Gedanken, vielleicht nach dem Westen zu gehen, der sich in einer Anfrage nach den Zugverbindungen bei dem Verkehrsbüro in New York oder Chicago äußert, stellt sich einem die Werbung der Engelstadt in Gestalt eines ausführlichen, reich bebilderten Büchleins über Los Angeles zur Verfügung, das einem gleich mit dem Fahrplan — natürlich kostenlos — in die Hand gedrückt wird.

Ist man dann hier, sieht man, wie die Stadt gewachsen ist und wie sie weiter wächst. Es gab tatsächlich Zeiten, wo die Architekten mit dem Bauen nicht nachkamen und Neuankömmlinge in Autos und Zelten nächtigten, weil auch alle Hotels überfüllt waren.

Wenn man mit dem Auto aus der Stadt hinausfährt und nach den fertigen Häusern die halbfertigen kommen und dann das leere Bauland, so sieht man rechts und links der Straße Herren auf bequemen Stühlen im leeren Feld sitzen. Nicht weit davon steht ihr Wagen, mit dem sie morgens hinaus- und abends wieder zurückfahren. Das sind die Grundstücksagenten, die hier auf Käufer warten. Mehr braucht es in diesem milden, regenlosen Klima ja nicht zum Grundstücksgeschäft. Ist man sehr üppig, so setzt man eine kleine Bretterbude als Office hin. Wichtiger sind schon große Tafeln, die die Vorzüge des betreffenden Stück Bodens anpreisen. Mitunter sind sie in langen Reihen neben

der Straße aufgestellt und ihre Anpreisungen laufen neben dem Auto her als Mahnung, die immer dringlicher wird: „Halt!“ — „Dies ist dein Land! Sieh es dir an!“ — „Spare, indem du hier kaufst. In einem halben Jahr kostet es das Doppelte.“ — „Warum willst du Miete zahlen, wenn du für das gleiche Geld in deinem eigenen Hause wohnen kannst!“

Es sind gute Psychologen, die diese Plakate entwerfen und aufstellen. Sie haben jede Regung und jeden Gedanken der Vorüberfahrenden richtig berechnet. Wenn das Auto hält, ist man schon halb gewonnen. Es ist zwar weit draußen, halbwegs zwischen Los Angeles und Santa Monica, oder im San-Fernando-Tal, und es ist ein wüster Sandfleck. Aber wie lange wird es dauern, und man ist hier in bester Vorortgegend; und was den wüsten Sandfleck anbetrifft? Sobald er erst bewässert wird, wächst ja alles, Palmen und Rosen, und wenn es auch kein Pasadena werden wird, wo die Milliardäre wohnen, oder kein Hollywood, das den Filmgrößen als Heimstätte dient, so wird es eine friedliche Straße mit entzückenden Bungalows im Grünen. Man hat diese Straßen hundertfach gesehen, auf Bildern und in Wirklichkeit, und das Bild dieser palmenbestandenen Straßen schiebt sich so eindringlich vor, daß man den wüsten Baufleck nicht mehr sieht und vergißt, wie lange man im Auto brauchte, um hier herauszukommen.

Tatsächlich ist die Stadt bisher noch immer nachgerannt, so weit auch die Real Estate men, die Landagenten und Grundstücksspekulanten, ihre Grenzen immer wieder hinauschieben. Und dann ist es einem so bequem gemacht. Man braucht nicht etwa den ganzen Betrag hinzulegen, Gott bewahre. Man macht eine kleine Anzahlung, ein Viertel

oder auch nur zwanzig Prozent oder zehn. Das übrige zahlt man in monatlichen Raten. Allerdings, wenn man sie nicht zahlen kann, verliert man alles. Aber das Geld wird man schon aufstreiben. Inzwischen geht ja auch der Wert des Landes, des eigenen Landes mit jedem Monat in die Höhe. Es ist ein ganz sicheres Geschäft, ein unfehlbarer Weg zum Reichtum.

Es ist eine Suggestion, der niemand entgeht, und auch ich bin ein paar Tage herumgefahren und habe überlegt und gerechnet, wieviel ich wohl von meinem Reisegeld für Landkauf absparen könnte, und ob es besser wäre, mich in Santa Monica anzukaufen, oder im San-Fernando-Tal oder in Long Beach. Wenn ich es schließlich nicht getan habe, so war das sehr richtig und vernünftig, aber eine große Dummheit. Denn wenn natürlich auch früher oder später der große Krach kommen wird, wo das allzu hoch getürmte Gebäude der Grundstücksspekulanten zusammenstürzen wird, so kann das doch nur eine vorübergehende Zeit sein, der wieder ein neuer Boom folgen wird; denn einstweilen und auf lange, lange stehen Kalifornien und Los Angeles noch nicht am Ende, noch nicht einmal auf der Höhe, sondern erst am Anfang ihrer Entwicklung. — Der seinerzeit von mir vorausgesehene große Krach ist ja nun inzwischen eingetreten. Bei meinem diesmaligen Besuch war ich ganz froh, seinerzeit nicht gekauft zu haben. Grundstücke, die damals Tausende von Dollars wert waren, will heute niemand umsonst haben. Allein trotzdem wird wahrscheinlich auch der zweite Teil meiner Voraussage eintreffen, und einmal wieder ein neuer Boom eintreten.

Nun, der ganz große Boom ist seitdem freilich noch nicht gekommen, aber doch immerhin einige ganze nette

kleine. Die Entwicklung von Los Angeles ist jedenfalls trotz gelegentlicher Rückschläge ständig aufwärtsgegangen. Wir staunten, als wir im Jahre 1939 die Straße vom Herzen der Engelstadt nach Santa Monica fuhren. Wolkenkräzer wechseln mit Villen unter Palmen. Hätten wir 1924 einen der damals noch reichlich vorhandenen öden Sandflecke gekauft, so wäre ich heute ein reicher Mann. Aber es war nie meine Art, dem „hätte und wäre“ nachzutruauern. So spüre ich auch nicht das geringste Bedauern, seinerzeit nicht in „real estate“ spekuliert zu haben, sondern freue mich, daß es mir vergönnt ist, jetzt im schönen eigenen, deutschen Wagen die gleiche Strecke zu fahren.

Bisher haben die Kalifornier im ganzen mit ihrem unverwüßlichen Optimismus recht behalten. Der macht freilich vor dem Unmöglichen, ja Unsinnigen nicht halt. Kalifornien ist der Staat der Union, in dem alle verrückten Ideen, alle Heilslehren und Wahnideen entspringen. Unter anderm ist der bekannte Schriftsteller Upton Sinclair unter die Propheten gegangen, der jeden reich und glücklich zu machen versprach, sobald er erst Gouverneur von Kalifornien geworden. Leider fiel er bei der Wahl durch!

Dann ist da der Dr. Townsend, der jedem Amerikaner wie jeder Amerikanerin über 60 Jahre eine Monatspension von 200 Dollar in Aussicht stellt, und der daraufhin bereits viele Hunderttausende von Dollar an Mitgliedergebühren und Bücherertragnissen vereinnahmt hat — für die Bewegung, sagt er, für sich, behaupten die Gegner.

In jedem Fall gibt es noch immer Booms im Sonnenland am Pazifik. Und noch immer liegt hier das Geld auf der Straße für den, der es zu finden weiß, beziehungsweise die nötige Unbedenklichkeit hat, es aufzuheben.

## 5. Von der Steppe zur Stadt

San Diego

Die Autostraße, die schnurgerade wie ein abgeschnellter Pfeil über die hügelige Landschaft gezogen ist, wird plötzlich breit, mündet auf einen asphaltierten Platz, wie ein Fluß in einen See. Ja, ein Platz mit Bürgersteigen und Laternen, ein Platz, auf den Straßen einlaufen, das Zentrum einer Stadt — ohne Häuser. Es ist ein Stadtplan, der sehr solid mit Asphalt und Zement in die öde steppenartige Landschaft gezeichnet ist. Wie gesagt, es ist alles vorhanden: die Straßen, die Bürgersteige, die Laternen, sogar die Straßenschilder, nur eben die Häuser fehlen. Das ist die Art, wie in Kalifornien zur Zeit des Booms Städte entstanden. Das Wachsen war so schnell, der Zuzug so groß, daß die Frage der Käufer keine Sorge macht, wenn erst die Siedlungsgelegenheit geschaffen war.

Ein großer Teil, der größte Teil Kaliforniens ist Steppe, wertlos, kaum nutzbar, höchstens für extensive Viehwirtschaft. Aber wenn man Wasser auf den dünnen Sand bringt, wird er wertvolles Obstland. Ist ein Bezirk an das Bewässerungssystem angeschlossen, so schnellen die Landpreise jäh in die Höhe, und die Gelegenheit für den Städtegründer ist gekommen.

Wirklich, es war eine große Zeit für Städtegründer in Südkalifornien, und sie wurde in großem Maßstab genutzt. Wo Bewässerungsland erschlossen und damit neues Farmland gewonnen ist, entsteht das Bedürfnis nach Stadtplätzen. Es würde auch ohne vorherigen Plan und ohne Organisation befriedigt werden wie überall in Amerika, und wie alle die Städte entstanden von Chicago bis San Franzisko,

aus den Händlerhäusern um ein vorgeschobenes Fort und den Bretterbuden der Goldgräberstadt. Aber dieses unregelmäßige unorganische Wachstum wäre kein so gutes Geschäft für den Grundeigentümer, ganz abgesehen davon, daß es vom Zufall und von einer Reihe unkontrollierbarer Faktoren abhängt, wo gerade die ersten Anfänge eines Stadtplatzes entstehen, die dann naturgemäß allen Zuzug an sich ziehen. Aber wenn man gleich mit den ersten Bewässerungsbauten die Plätze der Städte vorzeichnet, die Straßen anlegt, Gas, Wasser und Elektrizität herleitet, so finden bereits die ersten Neuankömmlinge allen Komfort, an den der Amerikaner, auch der amerikanische Farmer, nun einmal gewöhnt ist. Und damit kann man ganz andere Preise für sein Land erzielen als sonst, und vor allem, man hat die Entwicklung in der Hand, man leitet den Zuzug auf den eigenen Grund und Boden.

So entstanden in Kalifornien Vorstädte zu den bereits vorhandenen großen Zentren, und so entstanden ganz neue Städte aus Wüste und Steppe heraus. Die Stadt Girard ist für das erste ein gutes Beispiel. Sie liegt ziemlich weit von Los Angeles entfernt, in einem Seitental des San-Fernando-Bezirktes. Los Angeles hat freien Ausdehnungsraum nach allen vier Himmelsrichtungen. Es ist nicht gesagt, daß sie sich gerade in Richtung auf den Girardschen Grundbesitz hin ausdehnen wird, zum mindestens ist es ungewiß wann. Aber wenn man eine Autostraße hinbaut, Wasser und Elektrizität hinleitet, Straßengräben zieht, so kann man mit einem Schlag bisher geringwertiges Land in hochwertiges Bauland wandeln.

Man macht das nicht nur in der näheren oder weiteren Umgebung schon vorhandener Akkumulationszentren so, nein,

auch mitten in der Wüste in ganz gottverlassener Gegend. Das heißt, so einsam und abgelegen, wie man in Südamerika oder Mexiko sein kann, ist man hier ja nirgends. Dazu hat das Land viel zu viele Bahnen und vor allem ein allzu dichtes Netz von Autostraßen. Auch die Bahngesellschaften waren sehr großzügig in der Förderung neuer Kolonien. So sah ich Stationshäuser für Städte errichtet, von denen noch nichts stand, als eben die Straßen und die Straßenschilder. Aber der Neuankömmling, der sich hier ansiedeln wollte, könnte schon mit dem Zug ankommen und mit der Bahn Material für den Hausbau und die Möbel für die Einrichtung anfahren. Die miteinander im Wettstreit liegenden Bahngesellschaften wußten ganz genau, was es für ihr Geschäft heißt, ob ein neuer Stadtplatz an ihrer Strecke angelegt wurde oder an der oft nicht weit entfernten Konkurrenzlinie, und so fand der Städtegründer willig bei ihnen Unterstützung und Kapital.

Aber zu einer Stadt gehören schließlich nicht nur Straßen und Wohnhäuser, sondern auch Hotels und Geschäfte, Kirche und Schule, Stadthaus und Auditorium, alles das, was der Amerikaner Civic centre nennt. Dazu sind die Bewohner, die man in die neuen Städte zu ziehen sucht, vielfach recht verwöhnt. Es sind reichgewordene Farmer oder Händler aus dem Osten und Mittelwesten, die unter der warmen kalifornischen Sonne in Ruhe ihre Zinsen verzehren wollen. So errichtete man mitunter all diese Bauten, ehe noch der erste Landkäufer sein Haus gebaut hat, oder man stellte doch wenigstens Atrappen auf, Kulissen, die zeigen sollen, wie großartig alles einmal werden wird.

Das hervorragendste Beispiel eines solchen einheitlichen Planes einer gleichsam aus dem Nichts geschaffenen Stadt



ist der Rancho Santa Fé, halbwegs zwischen Los Angeles und San Diego. Es ist eine Schöpfung der Santa-Fé-Bahn.

Die Santa Fé, die Züge von Chicago bis New Orleans und San Franzisko laufen läßt, ist in der Richtung eines vertikalen Trustes ausgebaut. In der Kohlengegend hat sie eigene Gruben für den Betrieb ihrer Lokomotiven und im Bereich des Öls eigene Bohrtürme. Um sich mit Schwellen zu versorgen, kaufte sie den früheren Mario-Ofuna-Ranch, um auf dessen 9000 Acker im großen Maßstabe Eukalyptusbäume für Schwellenholz zu ziehen.

Als dann jedoch die unerwartete Entwicklung einsetzte und man überdies Schwellen von anderer Seite billig beziehen konnte, ergab sich eine viel lohnendere Verwendung des Ranchos, und man entschloß sich, hier eine Gartenstadt anzulegen.

Die Idee war, für jene wohlhabenden Leute aus dem Osten, die sich in Kalifornien zur Ruhe setzen wollen, Wohnsitz inmitten eines Parkes und von Obstgärten zu schaffen. Das erste, was man dazu brauchte, war Wasser, und so zog man in den Bergen einen Damm, um das winterliche Schmelzwasser in einem Reservoir zu stauen. Dann teilte man das ganze Territorium in 400 Lose von 5 bis 40 acres, so die Möglichkeit zu sehr ausgedehnten Parkanlagen bietend.

Der Rancho Santa Fé ist ein Hügelland zwischen See und Bergen. Auf dem höchsten, zentral gelegenen Hügel errichtete man das Civic centre: ein großes Hotel, Geschäftsgebäude, Garage und Benzinstation standen bereits, als ich die Anlagen besuchte. Schule, Auditorium und Läden waren im Bau. Im weiten Umkreis waren Traktoren und Maul-

tiergespanne an der Arbeit, die Gärten anzulegen und zu bepflanzen.

Das Besondere am Rancho Santa Fe ist, daß die gesamte Anlage in die Hände eines Architekten gelegt ist, daß nach einem einheitlichen Plan in einheitlichem Stil gebaut wird, und daß jeder einzelne Privathausplan dem leitenden Stadtarchitekten zur Genehmigung vorgelegt werden muß, damit nicht etwa stillose Bauten das Gesamtbild stören. Aus dem gleichen Grunde hat man auch die Mindestkosten für jeden einzelnen Bezirk der Stadt vorgeschrieben, die von 3000 Dollar am Stadtrand bis zu 15000 im Zentrum wechseln.

Die ganze Stadt wird in spanischem Kolonialstil angelegt, und was bisher steht, ist wirklich sehr geschmackvoll; sogar die Tankstation für Autos, sonst überall ein Muster von Geschmacklosigkeit, ist hier zu einem harmonischen, stimmungsvollen Winkel ausgebaut.

Eine Schöpfung wie der Santa-Fe-Ranch wäre in jedem andern Lande unmöglich, wenigstens in jedem andern Lande mit rauhem Klima; denn von den Eukalyptusbeständen abgesehen, die doch nur einen kleinen Teil des Geländes decken, ist der ganze Rancho baum- und strauchlose Steppe. So schön der Blick auf die Berge und das Meer auch ist, welcher reiche Mann möchte sich auf solchem Gelände ansiedeln! Allein, hier in diesem glücklichen Klima ist die Vegetation so üppig, daß man schon nach ein, zwei Jahren ganz nette Bäumchen um sein Haus haben kann, von Rosen und Blumen ganz zu schweigen, und in acht bis zehn Jahren hat man einen Park mit hohen Bäumen.

Südkalifornien ist landschaftlich kein besonders begna-

detes Land, zum mindesten ist es nicht das palmenbestandene Paradies, als das es auf den Ankündigungen erscheint. Ich schreibe das auf die Gefahr hin, bei meinem nächsten Besuche Kaliforniens gelyncht zu werden; denn ich habe noch nie eine Bevölkerung gesehen, die von der Unübertrefflichkeit ihres Landes so unerschütterlich überzeugt ist wie die Kalifornier. Aber ich finde, daß es Kalifornien keinen Abbruch tut, daß die Schönheit des Landes zum großen Teil erst von der gegenwärtigen Bevölkerung geschaffen wird. Gewiß, es gibt auch in Kalifornien jene Mischung von industriellen Anlagen, ins Groteske gesteigerter Plakatreklame mit Wohnhäusern, jenes geschmacklose Stadt- und Landschaftsbild, wie man es in solcher Scheußlichkeit nur in Amerika antrifft, aber daneben ist man darangegangen, durch planmäßige Anpflanzung, durch menschliche Phantasie und menschliche Arbeit jene ideale Landschaft zu schaffen, die man in seinen Anpreisungen schon als von der Natur gegeben hinstellt.

## 6. Das flüssige Gold

Bakersfield

Die Ölfelder von Bakersfield liegen in einer Biegung des Kern River. Der Fluß umschließt eine Kuppe, die in weiten Abständen die Bohrtürme hinanklimmen gleich müden Greisen, die auf der Wanderung nach ihres Lebens Ziel eine Weile innehalten, um Atem zu holen. Langsam und schwerfällig geht das müde, alte Herz, der Schwebebalken der Pumpe, auf und ab und treibt den trüben Saft aus den Adern des Berges.

Ja, es sind alte, müde Gefellen, die Ölquellen von Bakersfield. Da ist keiner mehr unter ihnen, der in wildem ju-

gendlichem Zorn die Sonde, die man ihm ins Herz gesenkt, in wütendem Stoß hinaus schleudert mit einem hochschießenden Strahl seines Blutes. Überhaupt fließt kein Öl mehr in Bakersfield aus frisch erbohrten Quellen, sondern alles wird aus alten Türmen gepumpt. Darum wirkt auch das ganze Feld so tot und alt. Man sieht kein lebendes Wesen auf dem ganzen Feld. Je ein viertel bis ein halbes Duzend Türme werden von einem Arbeiter versorgt. Er hat nicht allzuviel zu tun, die Pumpen verrichten automatisch ihre Arbeit. Da es früh ist am Morgen, so mögen die Arbeiter noch in ihren schmucken Häuschen sein, die zwischen den Bohrtürmen versteckt liegen.

Träge fließt das schwärzliche Öl durch die Rinnsale in Teiche und Tanks. Unten am Fluß brennt ein Leich. Eine dunkle Rauchfahne steigt hoch, und der Wind zieht sie lang wie ein Band über das ganze Tal.

Bakersfield war der Beginn der kalifornischen Ölindustrie, und die Standard Oil zieht noch immer einen hübschen Gewinn aus dem Felde. Aber sein Betrieb hat nichts Aufregendes mehr. Das Interesse wurde abgelenkt durch die aufsehenerregende Entdeckung des gewaltigen Ölbasins im Los Angeles- und Orange-County.

Die Entwicklung geht hier so rasch, daß Ereignisse, die nur wenige Jahre zurückliegen, bereits zur Legende werden. So erzählte man mir in Los Angeles, daß hier Sinclair den Ruch auf Öl startete, als er mit fünf Dollar in der Tasche in die Stadt kam. Er sah einen Neger einen Handkarren voll Erde durch die Stadt schieben. Die Erde war schwärzlich und ölig glänzend. Sinclair folgte dem Neger, stellte fest, von wo er die Erde holte, und grub hier nach Öl.

Jedenfalls ergriff die Stadt auf die Kunde von dem Ölfunde ein Laumel. Jedermann bohrte auf seinem Hof, in seinem Garten nach Öl, und bald erhoben sich allerorten zwischen den Häusern die Skelette der Bohrtürme, bis die Stadtverwaltung die Errichtung weiterer Türme verbot.

Aber eine ganze Anzahl war schon aufgestellt, und diese Bohrtürme mitten zwischen den Wohnhäusern sind der seltsamste Anblick, den man haben kann. Dicht an belebten Verkehrsstraßen stehen diese Türme, oder in kleinen Gärten, an bescheidene Holzhäuschen geschmiegt. Es gibt Straßen und ganze Viertel, wo in jedem Hof, in jedem Garten ein Bohrturm steht. Es sind meistens kleine, bescheidene Anlagen, und sie werden auch gewissermaßen als Heimindustrie in primitiver Weise von dem Eigentümer, von der ganzen Familie betrieben. Die Ausbeute ist in der Regel nicht allzu groß. Immerhin ergibt sie 100 oder 80 Dollar im Monat, von denen man schließlich leben kann.

Die Ölindustrie aber warf sich, sobald ihr die Stadt versperrt war, auf die Umgebung und erbohrte hier in kurzer Frist ein großes Feld nach dem andern: Santa Fé Springs, Signal Hill, Huntington Beach und zum Schluß das Feld von Torrance, das nach den bisherigen Bohrungen vermuten läßt, daß man es hier mit dem größten, bisher bekannten Ölfeld der Welt zu tun hat.

In Torrance trägt noch alles den Charakter des Jungen, des Behelfsmäßigen. Hier ist das Kalifornien der Goldgräberzeit, der Westen mit seinen unbegrenzten Möglichkeiten, neu erstanden. Freilich, der einzelne kann nicht mehr für sich nach dem „flüssigen Gold“ graben wie einst nach dem festen; die Kosten moderner Bohrungen sind allzu groß geworden. Aber doch gibt es unzählige Geschichten, wie das

Öl aus armen Leuten über Nacht Millionäre machte. In der Umgebung von Los Angeles fanden die Ölmagnaten keine großen Ländereien vor, die sie sich unter der Hand rasch sichern konnten. Hier war Kleinbesitz: Farmer, die ein, zwei acres mit Gemüse bestellten, Arbeiter, die sich weit vor der Stadt ein Häuschen mit einem kleinen Garten gekauft, Rentner, die sich hier zur Ruhe gesetzt hatten. Man wußte hier zu genau, was das heißt „Ölland“, als daß man sich durch noch so hohe Angebote verlocken ließ, sein Land abzutreten. Immerhin wurden hier und da 30000 und 50000 Dollar für den Acker bezahlt, der vielleicht 200—300 gekostet hatte. Aber wer schlau war, behielt sein Land, wartete das Ergebnis der Bohrungen ab und steckte seinen Anteil — die „royalty“ von  $16\frac{1}{3}$  Prozent, die das Gesetz dem Grundeigentümer zuspricht — allwöchentlich ein. In Los Angeles gab es Leute, die von ihrem kleinen Stück Land ohne jede persönliche Arbeit und ohne jedes persönliche Risiko jede Woche 15000 Dollar bezogen.

Wird ein Ölfeld neu erschlossen, so herrscht lebendigstes Leben. Die Bohrtürme eilen im Geschwindschritt über das Land. Ihre Skelette — im Gegensatz zu Baku sind hier die Türme nicht verkleidet, sondern strecken das nackte Holz- oder Eisengerippe gen Himmel — dringen immer weiter vor, über öde Sanddünen und zwischen Feldern und Obstgärten. Zwischen den Öltürmen kochen die Kessel, zwischen die Dampfmaschinen, die die Bohrer betreiben. Sie stehen einfach im Freien. Man hat keine Zeit, Maschinenhäuser zu bauen, in dem milden Klima ist es auch nicht nötig. Dampf strömt in Wolken, Öl rinnt in dicken Strahlen, und oft kann man es erleben, daß gerade ein Brunnen zu fließen beginnt. Eine schwache Wolke sprüht über den Turm, eilig wird die Arbeit



Hunderttausend Pfirsichbäume, der Anfang eines Obstgartens



Bewässerung der Orangefelder

Anbau in Kalifornien



Obstfarm mit Wassertankturm und Windmotor  
Kalifornische Farm



Bohrtürme mitten in den Straßen und Gärten  
Los Angeles



gestoppt, die Quelle abgedämmt; sonst kommt es allzu leicht vor, daß die mit ungeheurer Gewalt ausbrechende Flut den Bohrturm mit sich in die Luft reißt.

Das Feld in Torrance eilte auf Signal Hill zu, dessen Geschichte sich heute, so jung sie auch noch ist, bereits wie ein Märchen anhört. Signal Hill, ein steiler Hügel vor Los Angeles, mit weitem Ausblick aufs Meer, war von einigen Leuten als Ruhesitz gewählt worden. Sie hatten sich hier hübsche Bungalows gebaut und angefangen, Palmen und Drangenbäume zu pflanzen. Der prächtigste dieser Bungalows, fast schon ein Schloß, gehörte einem Schweizer Kellner, der vor Einführung der Prohibition die gute Idee gehabt hatte, Schnaps und Likör in großen Mengen aufzukaufen und nach Inkrafttreten der Antialkoholgesetze mit gutem Gewinn zu verkaufen. Von dem Erlös dieses Geschäfts kaufte er sich den Besitz auf Signal Hill, auf dem er in Ruhe seine Tage zu beschließen gedachte. Aber das Schicksal hatte es anders mit ihm vor. Der Hügel wurde Ölland, und gerade auf seinem Besitz wurden die ergiebigsten Quellen erbohrt. Seine Bezüge aus den Krongeldern wuchsen derart an, daß er nicht mehr wußte, wie er das auf ihn entfallende Geld anlegen oder verzehren sollte. Er verkaufte sein Haus — heute hat die Shell-Company ihre Direktionsbüros darin — und baute sich an anderer Stelle einen Palast. Aber vielleicht wohnt er auch dort schon nicht mehr. Die Unrast seines anschwellenden Reichthums mag ihn wer weiß wohin weitergetrieben haben.

Auch die andern Villen stehen noch, und zum Teil wohnen die alten Bewohner noch darin. Ich kann verstehen, daß sie das tun, nicht nur aus Anhänglichkeit an den Besitz, dem sie ihr Vermögen verdanken. Der Blick weit ins Land



über all die Bohrtürme hinweg ist phantastisch, besonders abends, wenn die Sonne sinkt und tatsächlich den Boden vergoldet, der das flüssige Gold birgt. Ihre Strahlen werfen einen matten Glanz auf die Marmorplatten des Friedhofes, der am Fuße des Hügels mitten zwischen Bohrtürmen liegt. Auch die Toten hier können noch Geld machen; denn die Ölgesellschaften zahlen den Angehörigen für die Exhumierung jeder Leiche und die Erlaubnis, an der Stelle, wo sie lag, nach Öl zu graben, Summen, die der Verstorbene sein ganzes Leben lang nicht hätte erarbeiten können.

Freilich auch der Rausch des flüssigen Goldes ging vorüber wie seinerzeit der des festen. Öl verlor an Wert, einfach durch seine Massenhaftigkeit. Wie in Südafrika die Regierung neu entdeckte Diamantfelder mit Maschinengewehren sichert, um ihre Ausbeutung und damit den Sturz des Diamantpreises zu verhindern, so besetzen in USA. in den letzten Jahren die Staatsmilizen die Ölfelder, damit nicht mehr Öl als das von der Regierung bewilligte Kontingent gefördert und ein allzu verhängnisvoller Preissturz auf dem Ölmarkt verhindert wird.

## 7. Der Garten der Sonne

Fresno

Längsseits der asphaltierten Autostraße, inmitten der lärmenden Unrast modernen amerikanischen Lebens, vielleicht gerade gegenüber einer Benzinfüllstation oder eines Lunchhauses, vor dem die „stages“ halten, die mächtigen Reisewagen der Autoverkehrsgesellschaften, trifft man von San Franzisko bis San Diego ab und zu verlorene und verträumte, halb verfallene Bauwerke aus luftgetrockneten

Lehmziegeln mit Bogengängen und Glockentürmen, die einer längst entschwundenen Zeit angehören. Es sind die Missionen, das letzte, was, abgesehen von der Unterschicht dunkelhäutiger kreolischer Landarbeiter, von der spanisch-mexikanischen Zeit übriggeblieben ist.

Franziskanerpatres waren es, die die Missionen bauten und die rings um diese Bollwerke des allerchristlichsten Königs die bekehrten Indianer anhielten, das Feld zu bestellen. Die Mission nahm ihren Weg von Süd nach Nord in den schmalen Tälern der Küstenkordillere, wo die geringe Regenmenge des Landes eben noch hinreichte, den Boden zu bestellen. Unbenutzt aber und unbetreten fast blieb das gewaltige Tal im Herzen des Landes, das Becken, das sich zwischen der Küstenkordillere im Westen und der Sierra Nevada, den hohen Schnee- und Eisbergen im Osten, in einer Breite von 45 und einer Länge von fast 700 Kilometer erstreckt.

Der wenige Regen, der hier lediglich in den Frühlingsmonaten fiel, schien jeden Ackerbau unmöglich zu machen. Aber dann kam der Goldrausch, und die Massen mußten ernährt werden, die in das San-Joaquin-Tal auf der Suche nach Gold geströmt waren. Man trieb Viehherden an, und siehe da, die Weide reichte trotz des wenigen Wassers.

Nachdem die Viehzucht erfolgreich gewesen war und die Goldsucher sich wieder verlaufen hatten, ging man einen Schritt weiter und versuchte es mit Weizen. Wieder hatte man Erfolg. Es kam die Zeit, wo Kalifornien die Brotkammer der Nation war und San-Joaquin-Tal ein einziges goldenes Weizenfeld.

Vor den Häusern der Weizenbauern wuchsen Pfirsich- und Feigenbäume, Drangen und Reben, und sie gediehen

prächtigt, wenn man ihnen nur genügend Wasser zuführte. Sonne und Boden in diesem Tal konnten ganz anders Frucht tragen und ganz andern Gewinn bringen, sobald man nur eine Lösung des Wasserproblems fand.

So kam die Zeit der künstlichen Bewässerung. Auf dreifacher Weise ging man der Trockenheit zu Leibe. Wo der Grundwasserspiegel genügend hoch war, grub man Brunnen und förderte mit Windmotoren und elektrischen Pumpen. Da es Gegenden gab, wohin man weder Fluß- noch Grundwasser bringen konnte, baute man in den Bergen große Dämme und Behälter, um hier die Wasser der Schneeschmelze zu sammeln.

Man geht sehr sorgsam mit dem kostbaren Naß um. Während man es in den südamerikanischen Bewässerungsgebieten in offenen Gräben leitet, in denen naturgemäß ein großer Teil verdunstet und versickert, wird hier das Wasser aus den Bewässerungskanälen in Zementröhren unterirdisch auf die Felder geleitet. In nahen Abständen sind Auslässe verteilt, so daß allzeit jeder Teil des Feldes unter Wasser gesetzt werden kann.

Wo das Wasser hinkommt, verschwindet der Weizen. An seine Stelle treten unabsehbare Gärten: Pfirsiche, Aprikosen, Feigen und Mandeln. Oder man pflanzt Reben, gleich in Hunderten und Tausenden von Äckern. Wir fahren im Auto stundenlang durch die Blütenbäume, und der Duft ist so stark, daß er fast berauscht. Aber dann hört das zarte Weiß und Rosa plötzlich auf, diese flockige, süße Pracht, die sich wie ein millionenfältiger Schwarm winziger, weißer Vögel auf die noch blätterlosen Bäume gesetzt hat. Die Bäume tragen wieder Laub, dunkles, grünes Laub, zwischen dem es leuchtet von schweren goldenen Früchten. Tausende

von Drangenbäumen, Tausende und aber Tausende. Sie leuchten golden, und unter ihnen leuchtet es golden von der Überfülle der Drangen, die die Zweige und Äste nicht mehr tragen konnten.

Sechs Millionen Acker bestellbaren Landes enthält das San-Joaquin-Tal, von denen erst 1,8 Millionen bewässert und unter Kultur genommen sind. Allein dauernd wird an neuen Bewässerungsanlagen gearbeitet, und die Zone des bewässerten Gebietes wächst wie ein über seine Ufer getretener Fluß.

Den „Garten der Sonne“ nennen die Bewohner ihr glückliches Tal. Ja, es ist ein Sonnengarten, in dem das Himmelsgestirn im ganzen langen, völlig regenlosen Sommer Frucht und Rebe zu süßester Reife ausglüht, Jahr für Jahr mit kalendermäßiger Sicherheit, ohne die Gefahr eines Fehlschlages, und wo doch ein kühler Wind von den Bergen wie von der See dafür sorgt, daß die Temperatur nicht unerträglich wird, und daß vor allem die Nächte kühl bleiben.

Nur ein Teil des bewässerten San-Joaquin-Tales ist Fruchtland, andere Strecken sind mit Alfalfa bestellt, dem auch durch ganz Südamerika berühmten Futterklee, und wenn man in die Alfalfagegenden kommt, möchte man meinen, wieder in der Heimat zu sein. Schwarz und weiß gefleckte Holsteiner Kühe stehen hier auf der Weide, und Deutsche und Schweizer sind es, die sie melken.

Jungfräulicher Boden unter dem besten Klima der Welt, durchzogen von Bahnen und Autostraßen, Wasserkräfte in den Bergen, die billige elektrische Kraft liefern, zwei große, täglich wachsende Märkte in San Franzisko und Los Angeles an dem Nord- und am Südausgang des Tales. Garten

der Sonne zwischen Ozean und Schneebergen, das ist das San-Joaquin-Tal.

Ich suche mir einzureden, daß keine Landschaft hält, was sie im ersten Augenblick verspricht, daß auch dieses Tal seine Schattenseiten haben wird — sicher ist es viel heißer, als seine Bewohner zugeben wollen, und an Mücken wird es auch nicht fehlen. Ich denke daran, daß ich San-Joaquin unter besonders günstigen Umständen sah, im Frühling und vom saufenden Auto aus, das mich über weniger gute und weniger schöne Partien vielleicht allzu rasch hinwegbrachte. Wie wir jetzt auf idealer, glatter Straße den Bergen zujagen, deren reine, von Schnee weiße Kämme sich immer klarer vom Horizont abhebt, während uns noch immer die Drangenbäume beiderseits des Weges begleiten, weiß ich, daß der Garten der Sonne eines jener Länder ist, nach denen man immer Heimweh hat, wenn man wieder in regennassem, winterkalttem und nebelfeuchtem Klima sitzt.

## 8. Die amerikanische Einwanderungspolitik

San Franzisko

„Die Tore unseres Landes standen viele Jahre lang den Einwanderern der ganzen Welt offen, jetzt aber ist es meiner Ansicht nach Zeit, daß wir sie ein wenig schließen.“ — Dieser Ausspruch des amerikanischen Einwanderungskommissars auf Ellis Island leitete die grundsätzliche Änderung der amerikanischen Einwanderungspolitik ein, die zuerst zur Aufstellung von Quoten für jedes Land führte, und schließlich praktisch fast zur Abschließung der Vereinigten Staaten gegen jeden weiteren Zugang.

Es sind zwei Gründe, die die gesetzliche Beschränkung der Einwanderung in die Vereinigten Staaten bewirkten:

Zunächst ist es das Bestreben, dem amerikanischen Arbeiter seinen „Job“ zu sichern. Noch triftiger ist jedoch ein anderer Grund, den man bisher weniger betonte und den man deshalb in Europa kaum kennt. Es ist die Sorge um die Einheitlichkeit der amerikanischen Nation, die zur Einschränkung der Einwanderung führte. Amerika hat bisher so stolz sein Einsmelzungsvermögen fremden Nationalitäten gegenüber betont, und der „Schmelztopf“ ist geradezu sagenhaft geworden, so daß diese Sorge zunächst über-rascht.

Aber so sehr auch das Gegenteil der Fall zu sein scheint, so sind die Amerikaner heute tatsächlich alles andere als eine geschlossene Nation. Man höre, was Mr. Curran, der amerikanische Einwanderungskommissar, ausführt: „Wir haben“, sagt er, „in unserm Land zu viel fremde Kolonien, fremde Zeitungen, fremde Standpunkte, fremde Liebe und fremden Haß, ererbt aus der Geschichte anderer Kontinente. Keine Nation kann ihre Rolle in der Zukunft spielen, wenn sie uneinig, gespalten, unter sich innerhalb ihrer eigenen Grenzen in verschiedene Lager geteilt ist. Wir aber sind diesem Punkt gefährlich nahe.“

Ich erhielt dieser Tage ein Telegramm von einem Kongreßmitglied, in dem er die Zulassung eines bestimmten griechischen Einwanderers forderte, weil, wie er sagte, die griechischen Stimmen von der Zulassung ebendieses Mannes abhängen, und es gäbe 8000 griechische Stimmen in der Stadt. Was aber heißt griechische Stimmen in Amerika? Was zum Teufel haben sie hier zu suchen?“

In diesen Ausführungen Mr. Currans ist zum ersten-

mal die amerikanische Rassenfrage klar ausgedrückt und zugegeben, daß die Einschmelzung der fremden Nationen nicht so rasch geht, wie man immer gern betonte. Auch hier war es der Krieg, der die Gegensätze verschärfte, statt sie zu mildern. Der Nationalismus der „hundertprozentigen“ Amerikaner hat nach Abflauen der Kriegspsychose zu einer scharfen Reaktion bei den Amerikanern nichtangelsächsischer Abstammung geführt. Vor allem zeigte er ihnen, daß sie trotz offenkundigster Beweise nationalamerikanischen Fühlens gegenüber dem „Native Stock“, den seit dem Unabhängigkeitskriege ansässigen Familien, immer nur in zweiter Linie gerechnet werden. Das brachte sogar die ehemals politisch völlig gleichgültigen Deutschamerikaner dazu, sich erst in der Steuben-Gesellschaft und später im Bund der Freunde des Neuen Deutschlands, dem nachmaligen Amerikadeutschen Volksbund, Organe zu schaffen, die den deutschamerikanischen Standpunkt politisch vertreten sollen.

Um die Schwierigkeit der Rassenfrage in Nordamerika voll zu würdigen, muß man sich einmal die diesbezüglichen Ziffern vor Augen halten. Die Einwandererzahl erreichte im Jahre 1901 erstmalig die halbe Million, um bis 1908 rasch auf eine Million zu steigen. Von da bis zum Kriegsausbruch wanderten durchschnittlich in jedem Jahr eine Million Menschen ein. Heute leben in den Vereinigten Staaten nahezu 14 Millionen im Ausland geborene Weiße, das sind 13 vom Hundert der Gesamtbevölkerung.

Der Prozentsatz der Einwanderer im amerikanischen Volk erhält jedoch noch ein ganz anderes Gesicht, wenn man die männliche Bevölkerung über 21 Jahre in Rechnung setzt. Danach betrug das eingewanderte männliche erwachsene Element im Jahre 1910, dem Höhepunkt der Einwanderung,



24,6 vom Hundert oder so gut wie ein Viertel der Gesamtbevölkerung. Infolge der starken Einschränkung der Einwanderung in und nach dem Krieg ist diese Ziffer heute auf 22,1 vom Hundert zurückgegangen, was aber immerhin noch mehr als ein Fünftel bedeutet.

Dieses Fünftel wäre vom amerikanischen Rassenstandpunkt aus bedeutungslos, wenn wirklich die Abkömmlinge der Einwanderer in der zweiten, zum mindesten in der dritten Generation voll nationalisiert wären. Das scheint mir jedoch nicht völlig der Fall. Ich weiß, daß diese Ansicht der landläufigen entgegengesetzt ist, und sie wäre auch unzutreffend, wenn man lediglich die Sprache als Maßstab nimmt. Daß ein großer Prozentsatz der Einwanderer in der dritten, und selbst in der zweiten Generation die Muttersprache nicht mehr beherrscht, ist eine oft erörterte Tatsache. Allein mit dieser Annahme der englischen Umgangssprache ist die Amerikanisierung im angelsächsischen Sinne nicht vollzogen. Gerade die Auswüchse des nationalamerikanischen Elementes im Krieg führte diese schon amerikanisierten Volkskreise wieder zu einer stärkeren Betonung ihres Ursprunges.

Rechnet man aber selbst die dritte Generation als voll amerikanisiert und zählt nur die Einwanderer und ihre im Lande geborenen Kinder als im Rassensinn noch nicht voll amerikanisch, so kommt man immerhin auf 36,4 Millionen, darunter über sieben Millionen Deutsche, vier Millionen Iren, fast ebenso viele Russen, über drei Millionen Italiener und Österreicher, anderthalb Millionen Schweden, eine Million Norweger, eine Million Ungarn und eine halbe Million Asiaten und Indianer, so daß zusammen mit den 12,5 Millionen Negern die schwache Hälfte der Bevölkerung aus nicht „Vollamerikanern“ besteht. Das ist eine Ziffer,

die den Standpunkt des Einwanderungskommissars verständlich erscheinen läßt, daß ihm jede Änderung der bestehenden Einwanderungsgesetzgebung recht ist, wenn sie dem Land nur weniger Einwanderer bringt.

Diese Einwanderungsbeschränkung ist zunächst durch Änderung der bisherigen Quote erfolgt, die 3 vom Hundert der im Jahr 1910 ansässigen fremden Nationalitäten betrug, und an ihrer Statt eine zweiprozentige Quote nach der Zählung von 1890 genommen. Diese Änderung des Stichtages bedeutet nicht nur eine wesentliche Beschränkung der Einwanderungsziffer, sondern gleichzeitig auch eine einschneidende Änderung in der nationalen Zusammensetzung des Einwanderungselementes. Während sie die deutsche Quote und die der angelsächsischen und nordischen Völker nur wenig beschneidet, kommt sie für die süd- und südosteuropäischen Länder in Wirklichkeit fast einem Einwanderungsverbot gleich.

Die Zugehörigkeit zu der Quote eines Landes richtet sich nach dem Geburtsort; hierdurch sind schon oft Familien auseinandergerissen worden. Der groteskste und tragischste Fall ereignete sich, als eine deutsche Frau mit ihren Kindern vor Erschöpfung der deutschen Quote ihrem vor längerer Zeit nach New York ausgewanderten Mann nachgekommen war. Zufällig war die Frau auf einem holländischen Dampfer geboren und galt somit vor der Einwanderungsbehörde als Holländerin. Da die holländische Quote bereits erschöpft war, ließ man ihre Kinder herein, sie selbst aber schickte man trotz aller Klagen und Proteste zurück. Die ganze Presse entrüstete sich über den Fall. Vergeblich: auch in der Neuen Welt ist St. Bürokratius nicht weniger allmächtig als in der Alten.

In den letzten Jahren sind freilich die Quoten, insbe-

sondere die deutsche, nie erschöpft worden. Der Grund liegt teils in der Arbeitslosigkeit und der schlechten Wirtschaftslage der Staaten, zum Teil aber auch in der Praxis der amerikanischen Konsulate, die Weisung haben, mit der Wismerteilung so zurückhaltend wie möglich zu sein. Wer nicht über reichliche eigene Mittel verfügt oder unbedingt zuverlässige Bürgen aufweisen kann, kommt in die Vereinigten Staaten nur noch als Tourist hinein.

## 9. Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten

San Francisco

Ist man nur kurz in den Vereinigten Staaten, so mag man den Eindruck bekommen, daß dies überhaupt keine „Frage“ ist, wenigstens wenn man mit dem Durchschnittsamerikaner darüber spricht. Bringt man das Gespräch auf die Negerfrage, so wird er ein ernsteres Gesicht machen, aber dann mit einer optimistischen Phrase, etwa von Erziehung und Bildung der Neger, darüber hinweggehen. Kennt man den Charakter des Amerikaners nicht, so könnte man meinen, daß die 12,5 Millionen Neger, die in den Staaten leben, für ihn tatsächlich keine „Frage“ darstellen.

In Wirklichkeit ist die Negerfrage das eine große Problem der Vereinigten Staaten, aber es liegt noch im Unterbewußtsein des Volkes. Es entspricht der Art des Amerikaners, an unangenehme Dinge nicht zu denken, sie möglichst nicht zu sehen, solange sie noch nicht brennend sind.

Ein bekannter amerikanischer Schriftsteller, Julian Street, hat seine Landsleute in nicht sehr liebenswürdiger

Weise dahin charakterisiert, daß es nicht die Art des Amerikaners sei, den Stier bei den Hörnern zu packen. Will der Stier bei den Hörnern genommen sein, so muß er angreifen. Street fügt hinzu, daß sich die Amerikaner dieses Nationalfehlers wohl bewußt seien, sich und andere jedoch durch ein lautes Gegerahle darüber hinwegtäuschten, wie sie den Stier niederbozen werden, wenn er sie erst in eine Ecke gedrängt hat.

Ich glaube nicht, daß Street recht hat, soweit es sich um Fragen persönlichen Mutes oder nationaler Ehre handelt. Allein sicher hat er recht bezüglich der Lösung, ja nur der ernsthaften Diskussion schwieriger politischer, ökonomischer oder sozialer Probleme. Das gilt von der Arbeiterfrage, von der öffentlichen Korruption, und das gilt erst recht von der Negerfrage. Aber noch ist es nicht so weit, daß der schwarze Stier den Amerikaner in die Ecke gedrängt hat, und so bleibt das schwierigste Problem der sonst so vom Schicksal begünstigten Union im Hintergrund.

Wer nach dem Weltkriege zum ersten Male wieder in die Staaten kommt, dem fällt eines schon in New York auf: die wachsende Bedeutung der Neger. Es ist nicht so sehr die Zahl, obgleich auch diese nicht unerheblich gewachsen erscheint, nein, es ist vor allem ein stärkeres Hervortreten im Stadtbild. Sah man sie vor dem Kriege in größerer Zahl nur in bestimmten Bezirken, so sieht man sie jetzt überall: im Downtown sowohl als in der 5. Avenue. Und was einem vor allem auffällt, ist die überraschend große Zahl gut angezogener Farbiger und geradezu eleganter Negerrinnen und Mulattinnen. Man muß einmal das Kolonialtheater, New Yorks Negertheater, besuchen und die Toiletten seiner farbigen Besucherinnen gesehen haben, um einen Be-

griff von der wirtschaftlichen Stellung zu bekommen, die der Neger in New York heute bereits einnimmt.

Was ich in New York sah, fand ich in Chicago bestätigt, und mehr oder weniger gilt dies von den ganzen Nordstaaten. Die Gründe dafür liegen nicht nur in der natürlichen starken Vermehrung der Schwarzen, sondern auch darin, daß zahlreiche Farbige nach dem Norden übersiedeln, um der Unterdrückung und der Lynchjustiz in den Südstaaten zu entgehen.

Dieser Zug der Neger nach dem Norden wird von den abolitionistischen Kreisen als ein Mittel begrüßt, das die Südstaaten zwingen wird, die Lynchjustiz abzuschaffen, da sie andernfalls Gefahr laufen, ihre Arbeiterschicht zu verlieren.

Es ist möglich, daß diese Folge eintritt, was aber gleichzeitig mit Sicherheit eintreten wird, ist ein akutes Stadium der Negerfrage. Einerlei ob man die Haltung des Südstaatlers oder des Nordstaatlers teilt, man muß dem ersteren wenigstens Folgerichtigkeit zubilligen. Er sieht in dem Neger den Angehörigen einer untergeordneten Rasse, die es mit allen Mitteln zu unterdrücken gilt. Auf gesetzliche oder ungesetzliche Weise beraubt man die Farbigen aller politischen Rechte, und geht es nicht anders, so greift man eben zu dem Terror der Lynchjustiz.

Der Nordstaatler sieht in den Negern gleichberechtigte Geschöpfe Gottes, gibt ihnen wirtschaftliche und politische Gleichberechtigung, was er tun kann, da die Neger einstweilen im Norden verhältnismäßig noch schwach sind, versagt ihnen aber die soziale und gesellschaftliche.

Als Heilmittel in der Negerfrage wird einem immer vorgeführt, daß es sich eben darum handelt, den Neger zu

erziehen und zu bilden, was aber werden soll, wenn dies erreicht ist, darüber schweigt man. Auch der abolitionistischste, negerfreundlichste Nordstaatler wird einem Farbigen, mag er so gebildet und wohlhabend sein wie immer, niemals gesellschaftliche Gleichberechtigung zubilligen und vor dem Gedanken, einem schwarzen oder auch nur braunen oder milchkaffeegelben Gentleman etwa seine Tochter zur Frau zu geben, ebenso zurückschauern, wie irgendein Mann aus dem Süden.

In Wirklichkeit bekommt die Negerfrage durch diese unbestimmte humanitär unklare Politik der Heranbildung und wirtschaftlichen Stärkung einer farbigen Intelligenz erst ihre ganze tragische Gefahr. Nachdem man die Neger nicht wieder nach Afrika zurückschicken kann, ein Versuch, der selbst nach der Sklavenbefreiung fehlschlug, wo seine Durchführung noch unverhältnismäßig leichter gewesen wäre, gibt es nur zwei Lösungen der Negerfrage.

Die erste, allerdings überaus zweischneidige, ist die der lateinamerikanischen Staaten. Diese, vor allem Brasilien mit seiner starken schwarzen Bevölkerung, lassen keine Rassenunterschiede in der Gesellschaft gelten, sobald die wirtschaftlichen und kulturellen Vorbedingungen erfüllt sind. Sie lösen die Negerfrage dadurch, daß sie sich ohne Makel mit den Negern mischen, wie sie sich vorher mit den indianischen Ureinwohnern mischten.

Der andere Weg ist der des Ku-Klux-Klan: Niederhaltung und Unterdrückung der Neger mit rücksichtsloser Gewalt.

Es ist jedoch sicher, daß Amerika weder den einen noch den andern Weg folgerichtig einschlagen, sondern in der bisherigen unklaren und unlogischen Art der Behandlung seiner

Negerfrage fortfahren wird. In der Öffentlichkeit mag man sie noch eine ganze Weile nach der in den Staaten so beliebten Vogel-Strauß-Politik als nicht vorhanden ansehen, im Unterbewußtsein des einzelnen sowohl wie des ganzen Volkes spielt sie jedoch bereits eine bedeutsame Rolle. Die Schwankung Amerikas in der Einwanderungspolitik und die unnötig schroffe und verletzende Art, wie man im Westen gegen die Ostasiaten vorgeht, mögen ihre letzten Wurzeln in dem Gefühl haben, daß man in den Negern bereits ein unlösbares Rassenproblem habe, das man um Gottes willen durch allzu starkes Anwachsen von weiteren Fremdkörpern nicht noch verwickelter machen will.

## 10. Die Vereinigten Staaten und Japan

Auf der „Shinyo Maru“

Je weiter man in den Vereinigten Staaten von Osten nach Westen kommt, desto mehr tritt die ostasiatische Frage und desto stärker die offene oder geheime Gegnerschaft gegenüber Japan in den Vordergrund. Spricht man mit gebildeten Amerikanern über diesen Gegensatz, so wird einem als Grund in erster Linie der Wettbewerb um den asiatischen Markt angeführt. Nun sind die beiden Staaten ja zweifelsohne die beiden schärfsten Konkurrenten in Ostasien, und der chinesische Markt wird ebenso sicher einmal eines der wichtigsten Absatzgebiete für westliche Industrieerzeugnisse werden, sobald erst einmal die chinesischen Massen in ähnlicher Weise, wie heute bereits die japanischen, sich an deren Verbrauch gewöhnen werden. Aber diese Frage ist heute noch nicht so brennend, als daß die Sicherung des chinesischen Marktes für eines der beiden Länder bereits eine Lebensfrage darstellte.

So wäre an sich noch kein zwingender wirtschaftlicher Grund gegeben, daß die Stimmung in den Vereinigten Staaten, die noch zur Zeit des Russisch-Japanischen Krieges durchaus mehr auf der Seite der Japaner stand, sich in so anti-japanischem Sinn wandelte. Allein, es ist eine bekannte Erscheinung, daß in den Beziehungen der Völker nicht nur, ja nicht einmal überwiegend, die wirtschaftlichen Notwendigkeiten eine Rolle spielen, sondern psychologische Momente, sowie Fragen der nationalen Ehre.

Ursprünglich hatte auch bei der Trübung der amerikanisch-japanischen Beziehungen die kalifornische Frage eine viel größere Rolle gespielt als die wirtschaftliche Konkurrenz. In der Behandlung, die Kalifornien der japanischen Einwanderung angedeihen ließ, liegt die tiefgehende Vergiftung des Verhältnisses der beiden Großmächte zueinander.

Japan ist seit Jahren in der Lage, in der sich Deutschland nach dem Weltkriege befand: es ist überbevölkert und muß Menschen exportieren. Der japanische Auswanderer geht mit Vorliebe in milde Klimate, und so war es nur natürlich, daß er sich in erster Linie nach dem menschenarmen, große Möglichkeiten bietenden Kalifornien wandte.

Der Japaner ist nüchtern, fleißig, zuverlässig, ein rasch begreifender, intelligenter Diensthote und Arbeiter, und so wäre er ein erwünschter Zuzug für ein Land gewesen, das nichts nötiger brauchte als Arbeitskräfte, wenn er nicht einen tiefgehenden Fehler hätte — daß er anders ist als die Amerikaner, durchaus anders.

Dem Durchschnittsamerikaner wird in der Schule eingebläut, daß Amerika und die Amerikaner schlechtthin die Krone der Schöpfung darstellen. Das geht so weit, daß sich mitunter Kinder von Eingewanderten ihrer Eltern schä-



men, weil diese keine geborenen Amerikaner sind. Diese Mißachtung tritt schon dem europäischen Einwanderer entgegen; wieviel mehr mußte sie sich gegenüber dem Japaner geltend machen.

Der Japaner, der nach Kalifornien hinüberkam, sparte und konnte sich schon nach kurzer Zeit ein winziges Stück Land, einen Acker oder einen halben, pachten oder kaufen, auf dem er von früh bis spät schuftete. Das war schon unamerikanisch. Noch unamerikanischer aber war, daß Frau und Kinder ihm dabei halfen. Klar, daß man mit solchen Leuten, die noch dazu eine unverständliche Sprache sprachen, deren Gesichtszüge einem fremd und unheimlich waren, rasch in Gegensatz kommen mußte, vor allem, als sich die Neuankömmlinge sehr bald nicht mehr mit der bescheidenen Stellung, die sie anfangs einnahmen, zufriedengaben, sondern in wachsendem Maße anfangen, sich Land zu kaufen. Ich habe in Kalifornien eine große Anzahl japanischer Farmen gesehen. Alle waren schon von weitem kenntlich an einer harmonischen Linienführung ihrer Dächer, an der Anlage ihrer Gärten, die an ihre Heimat erinnert, und alle zeichneten sich durch Gepflegtheit und Wohlstand aus.

Nun begann die Heße gegen die japanischen Einwanderer, die besonders krasse Form annahm, als sich einige Politiker des Themas bemächtigten, die einen wirksamen Agitationsstoff in ihm sahen. Als Folge erließ Kalifornien eine Reihe von Gesetzen, die zunächst weitere japanische Einwanderung sperrten und später auch den bereits Eingewanderten die Erwerbung der Bürgerrechte und schließlich sogar von Land versagten.

Grundsätzlich muß man einem jeden Staat das Recht zugestehen, jeden, wer immer ihm nicht paßt, ohne Angabe

von Gründen von der Einwanderung und der Niederlassung auszuschließen. Man kann es doppelt verstehen, daß die Amerikaner bezüglich des Zuzugs rassenfremder Elemente besonders nervös sind. Es ist nicht wahr, daß die Amerikaner fremde Nationalitäten besonders rasch assimilieren. Der „Schmelztopf“ ist wie vieles andere eine Legende, die in die Welt gesetzt wurde, weil sie zu einer bestimmten Zeit in die amerikanische Politik paßte, und die von der Mehrzahl der fremden Besucher und Beurteiler gläubig hingenommen wurde.

Soweit muß man den Amerikanern und den Kaliforniern als den Nächstbeteiligten durchaus recht geben. Die Frage ist nur, ob sie ein so heikles Problem in sehr geschickter Weise lösen.

Die Japaner sind ängstlich bestrebt, ihre Gleichberechtigung mit den Europäern und Amerikanern anerkannt zu sehen. Es nimmt einen bei einem Volk von so hoher, alter Kultur wunder, daß sie so übereifrig ihre Angleichung an den westlichen Kulturkreis betonen und immer danach ausschauen, daß man sie für voll und gleichwertig im abendländischen Sinn nimmt. Aber das ist schließlich auch eine ganz allgemein menschliche Eigenschaft. Auch die bolschewistischen Machthaber, die doch davon durchdrungen sind, eine neue und bessere Form menschlicher Gesellschaft geschaffen zu haben, hatten keinen sehnlicheren Wunsch, als in aller Öffentlichkeit mit Vertretern der alten kapitalistischen Staaten als Gleichberechtigte am Verhandlungstisch zu sitzen.

In diesem Sinne hätte man die Frage der Japaner in Kalifornien lösen müssen. Tatsächlich hat die Frage, wie überhaupt die Beschränkung der Einwanderung, schon unter der Präsidentschaft Theodore Roosevelts die Washingtoner Regierung beschäftigt. Roosevelt hatte den staatsmännischen

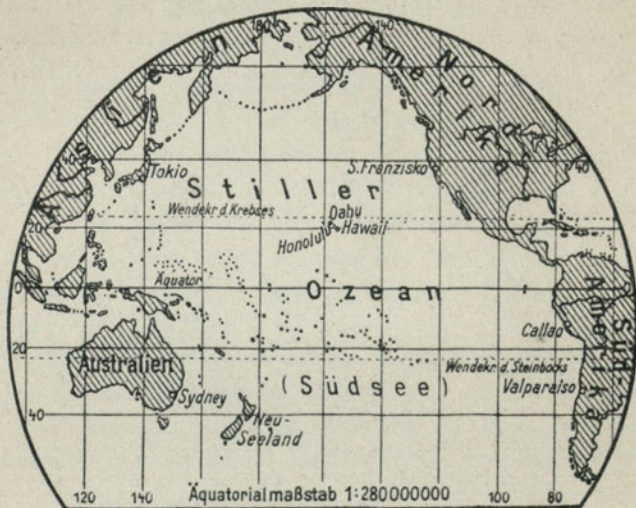
Takt, die Frage der japanischen Einwanderung in einer Form zu lösen, die die Empfindlichkeit Nippons nicht verletzte. Seine diesbezüglichen Briefe an den Viscount Kamekura sind ein diplomatisches Meisterstück. Das „Gentlemen's agreement“ von 1908 hatte im Grunde bereits alle berechtigten amerikanischen Forderungen erfüllt. Der Japaner spricht gerne von diesem Vertrag, und schon der Tonfall, mit dem er seinen Namen ausspricht, verrät, wie sehr diese klug gewählte Bezeichnung seinem Selbstgefühl schmeichelt.

Nachdem durch das „Gentlemen's agreement“ weitere japanische Einwanderung unterbunden war, bildeten die bereits in Kalifornien ansässigen Japaner keine Gefahr mehr für die Einheitlichkeit des amerikanischen Volkes. Trotzdem ging Kalifornien 1913 mit einer Sondergesetzgebung gegen die im Staate ansässigen Japaner vor. 1920 wurde diese Gesetzgebung durch ein Gesetz ergänzt, das den Japanern Landkauf oder Landpachtung verbietet. Darüber hinaus ging man daran, die bereits auf eigenem Grund und Boden sitzenden Japaner durch Schikanen aller Art zum Verkauf ihrer Farmen zu treiben, bis endlich die neue Einwanderungsgesetzgebung den Japanern grundsätzlich amerikanischen Boden verbot.

Japan hat die Behandlung seiner Volksgenossen in Kalifornien als tödliche Kränkung empfunden, wenn es zunächst auch nicht in der Lage war, sich entscheidend dagegen zu wehren. Aber der Stachel blieb und vergrößerte naturgemäß auch andere Streitfragen, die leicht zu lösen wären. Ebenso ist auch in den Vereinigten Staaten durch den Pressefeldzug, der nötig war, um die antijapanischen Gesetze durchzubringen, die öffentliche Meinung aufgeheizt und gegen Japan mißtrauisch gemacht worden. Der Durchschnittsameri-

Kaner ist außenpolitisch so ungebildet und sich seines eigenen Machtstrebens so wenig bewußt, daß er sich nicht klarmacht, wie dieser Nationalismus auf andere Staaten wirken muß. Während er das Vorschieben der amerikanischen Macht über Hawaii und Samoa auf die Philippinen als etwas im Sinne der Ausdehnung der Weltdemokratie, deren Führer die Staaten nun einmal sind, durchaus Naturgemäßes und Selbstverständliches nahm, empfand er jede Nachricht von einer japanischen Flottenverstärkung als persönliche Drohung. Er glaubt willig jede Ente, die ihm die gelbe Presse aus innerpolitischen Gründen über japanische Absichten auf amerikanisches Gebiet vorsezt.

Durch den Krieg in Ostasien wurde das amerikanisch-japanische Verhältnis naturgemäß nicht verbessert. Die verschiedenen Zwischenfälle wie die Versenkung der „Panay“ auf japanischer, die Ausfuhrsperrre lebenswichtiger Güter auf amerikanischer Seite führten mehrmals hart an den Abbruch der Beziehungen. Im Grunde will keiner der beiden Staaten den Krieg. Japan ist in Ostasien viel zu beschäftigt und gebunden, und die Amerikaner fühlen sich noch nicht stark genug gerüstet. Aber es wurde eine Stimmung gegenseitigen Mißtrauens und gegenseitiger Gereiztheit geschaffen, aus der heraus wirtschaftliche Streitfragen zu unlösbaren politischen Auseinandersetzungen werden können, die beide Staaten vielleicht einmal auf den Driftweg in einen durch keine Lebensnotwendigkeiten gebotenen Krieg treiben mögen.



# Der Pazifik



## II. Das Gibraltar im Pazifik

Honolulu

Als die „Shinjo Maru“ in den Hafen von Honolulu einlief und von den nach Münzen tauchenden braunen Kanakenboys umschwommen, langsam und schwerfällig sich um den Pier drehte, löste sich in den Bergen zur Linken eine dünne Rauchwolke, und ein wohlvertrauter Knall rollte über das Wasser. Fort Kamehameha hielt Gefechtschießen ab, in das nach kurzer Zeit die Kanonen der Batterien am neuen Hafen einfielen.

Von den Passagieren achteten in der Erregung des Landens die wenigsten auf die Schüsse, und als der Gangweg überschritten war, da fiel Honolulu mit den Rufen der Autovermieter und der Aloha-Verkäuferinnen die Ankömmlinge so lärmend an, daß sich der Knall der Schüsse völlig verlor.

Wer denkt auch, wenn er die glückseligen Inseln betritt, an Kanonen und Forts. Hawaii ist ein mondänes Seebad geworden, in das die Amerikaner fahren, denen Miami in Florida oder Coronado in Kalifornien nicht mehr genügt. Für jemanden, der auf sich hält, ist es durchaus modern, nach Hawii zu gehen. „Du bist nicht weit von Hawaii“, sagt der Prospekt, den man auf jedem Verkehrsbüro in den Staaten in die Hand gedrückt bekommt. Nicht weit! Sechs

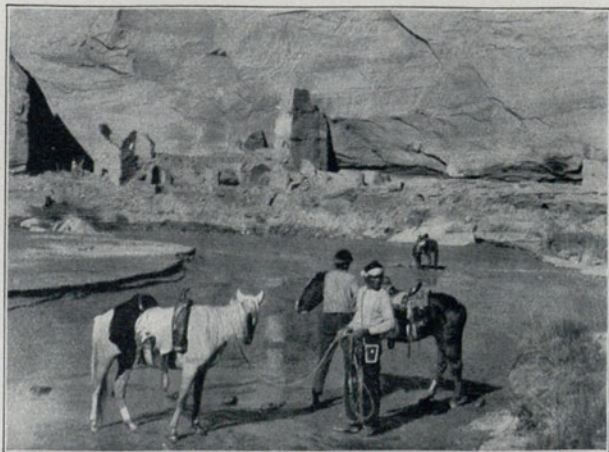
Tage von der Westküste, für den im Osten Wohnenden kommen noch 4—5 Tage Bahnfahrt dazu. Das ist für den Amerikaner nicht viel. Ich traf im „California Limited“, dem Schnellzug der Santa Fé von Chicago nach San Francisco, ein junges Mädchen aus Boston, das gerade einmal auf acht Tage nach Hawaii hinüberfuhr, und hier sogar einen Engländer, der von Japan auf die gleiche Zeitdauer herübergekommen war.

Die Amerikaner haben nach Hawaii alles verpflanzt, was sie brauchen, um das Leben zu genießen, und ohne das ihnen auch die paradiesischste Tropenlandschaft nichts nützt: elegante Hotels, Icecream, Tennis, Golf und in erster Linie Autos natürlich. Autos in Mengen mit allem, was dazu gehört; asphaltierte Straßen und Benzinstationen an jeder Ecke. Wenn man das Schiff verläßt, könnte man zuerst meinen, man hätte Kalifornien nicht verlassen, so groß ist die Zahl der Autos unter Palmen.

Weiter brachten die Amerikaner Kanonen hinüber und pflanzten sie auf den Bergen auf. Zuerst auf dem Diamond Head, der wie ein Wachhund steil aufgerichtet neben der Bucht von Honolulu hockt, und dann auf und vor den andern Felsen rings um Pearl Harbour, die ideale Bucht, die zu einem der größten Flottenstützpunkte der Welt ausgebaut wird.

Als im Jahre 1893 die Kanaken Revolution machten, ihre Herrscherin, die rundliche wohlbeleibte Königin Liliuokalani verjagten und die Republik erklärten, da war das ein viel weltgeschichtlicherer Akt, als es damals scheinen mochte; denn es war nur der Auftakt zu dem Anschluß des Landes an die Union, die 1898 unter feierlicher Flaggenhissung vollzogen wurde.



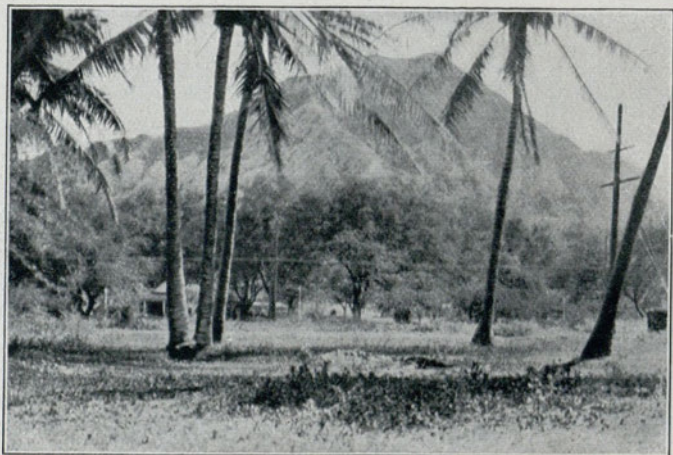


Die letzten Rothäute (im Canyon de Chelly [Arizona])



Durch das „wartende Land“ mit dem Limited-Express der Santa Fe

Die alte und die neue Zeit



Der Diamond-Head bei Honolulu



Rassengemisch am Strand von Waikiki

Honolulu

Die Flaggenhissung auf Oahu war die erste Niederlage der Japaner in dem Ringen um die Vorherrschaft im Pazifik. In Wirklichkeit war schon seit Jahren zwischen den beiden Mächten um die Inselgruppe gerungen worden. Die Japaner hatten ihre Menschen gesandt, an denen sie Überfluß haben, und siedelten sie auf den Inseln an, daß die Selben die eingeborenen Kanaken an Zahl bereits bei weitem übertrafen. Die Amerikaner aber schickten ihr Kapital. Das war es wohl, was der amerikanischen Partei unter den Eingeborenen den Anschluß an die Union so wünschenswert erscheinen ließ.

Das amerikanische Kapital hat riesige Zucker- und Ananasplantagen angelegt, Mühlen, Raffinerien, Konservenfabriken und Docks und Werften. Es hat Bahnen, Telegraphen und Autostraßen gebaut und so gründlich von der Insel Besitz ergriffen, daß fremdes Kapital, das später kam, sich vergeblich nach Betätigungsmöglichkeiten umsah. Die Kanaken freilich hatten nicht viel von dem erhofften Segen. Sie vertrugen ihn augenscheinlich nicht; denn sie starben nach Ankunft der Amerikaner rapide aus. Heute leben noch etwa 20000 von ihnen auf der Insel, weniger als Uncle Sam dort an Truppen in Garnison hält. 26000 Mann stehen auf Hawaii! Das war ein Sechstel des amerikanischen Heeres vor Einführung der Wehrpflicht. Für jemanden, der noch im Zweifel ist, wohin das Machtstreben der amerikanischen Union neigt, ist diese Ziffer sehr lehrreich.

Und noch etwas: im Jahre 1924 fanden die ersten großen Flottenmanöver am Panamakanal statt. Die strategische Idee war die Bezwingung des Kanals durch eine feindliche Flotte. Lehrreich genug: die Bezwingung gelang. Logische Folgerung: im Interesse der nationalen Sicherheit mußten

die gewaltigen Befestigungsanlagen noch verstärkt werden. Im Jahre 1925 war Hawaii Operationschauplatz. Einhundertfünfzig Kriegsschiffe manövrierten um die Inselgruppe. Wieder war das Ergebnis die Notwendigkeit weiterer Befestigungen. Neue Betonmassen wurden versenkt, neue Stahlladungen verbaut.

Ab 1934 aber genügte selbst Hawaii nicht mehr. Der gesamte nördliche Pazifik wurde zum Manöverfeld für die amerikanischen Geschwader, deren rechter Flügel sich an die Aleuten anlehnte, während die Flottenvorhuten bis nach Midway Island vorgeschoben wurden, also bis in die Mitte des Pazifischen Ozeans. Mittelpunkt und Drehpunkt der Operationen blieb wiederum Hawaii.

Seitdem wurden Jahr für Jahr die Positionen im Pazifik stärker ausgebaut, die Seestreitkräfte verstärkt, bis Roosevelt 1940 sein großes Marinebauprogramm einbrachte, das den Vereinigten Staaten nicht nur die größte Flotte der Welt geben soll, sondern gleich die beiden größten, eine im Atlantik und eine im Pazifik.

Ich habe die Befestigungswerke auf den Inseln nicht gesehen. Allzuoft bin ich auf meinen Reisen schon als vermeintlicher Spion angehalten worden, so daß ich nicht Neigung hatte, durch zu unvorsichtiges Interesse für militärische Dinge mit den amerikanischen Militärbehörden in unerquickliche Beziehungen zu treten. Allein auch ohne Kenntnis der Einzelheiten sieht ein militärisch geschultes Auge, daß die Hawaiischen Inseln bei einer einigermaßen modernen Befestigung eine vollkommen unbezwingliche Seefestung darstellen. Dieses vulkanische Bergland mit Hunderten von Tälern, Cañons, Kesseln und Schluchten bietet tausend Möglichkeiten für die Aufstellung indirekt feuernder Bat-

terien, die eine angreifende Flotte nicht so leicht erkunden kann, selbst wenn sie die Überlegenheit in der Luft erringen sollte. Auf den bis über 4000 Meter ansteigenden Berggipfeln aber lassen sich ideale, gleichfalls völlig unauffindbare Beobachtungsstellen anlegen, von denen aus das Feuer der Batterien geleitet werden kann.

Hawaii ist eine Festung, mitten im Pazifik, ein Gibraltar, das diesen Ozean sperrt, der einmal der wichtigste auf der Erde sein wird. Selbstverständlich wird die Schußweite der großen Flachfeuerkaliber und der Wirkungsbereich der Flugzeuge niemals derartig sein, daß Hawaii die Unendlichkeit des Stillen Ozeans tatsächlich sperrt. Allein mit diesem unbezwingbaren Flottenstützpunkt im Rücken kann es keine den Vereinigten Staaten feindliche Flotte wagen, der amerikanischen Küste zuzudampfen.

Der Stille Ozean ist heute noch ein freies, offenes Meer, ein Ozean der Romantik, auf dem noch der verträumte Zauber der Südsee liegt. Allein die Südseeromantik ist in raschem Absterben, und die Zentren des politischen und wirtschaftlichen Schwergewichtes verschieben sich von Europa nach Westen und Osten, um einmal hier auf diesem Meer, das Zweidrittel der gesamten Erdoberfläche deckt, zusammenzutreffen.

## 12. Amerika auf den seligen Inseln

Honolulu

Die Bäume sind eine einzige brennend rote Blüte oder eine blaue, stark leuchtend wie das südliche Meer und beruhigend und ergreifend wie eine stille Vollmondnacht in den Bergen. Sie wandern auf grünem Rasen und zwischen wuchernden Farren bis an den Strand hinunter, auf

dem man im Schatten hoher Bäume auf weichem Sande liegt. Zwischen tief herabhängenden Wedeln der Palmen blaut die See. — Nein, blaut ist nicht richtig; denn zuerst ist das Meer grün. Aber von einem leuchtenden, schillernden Grün, wie es das Auge bisher nie geschaut. Erst hinter dem Grün liegt das blaue Meer, so leuchtend, so strahlend, so fast unerträglich blau, daß man hinaus schreien muß über die Schönheit, die das Auge fast nicht mehr in sich aufnehmen kann.

Mit breitem schäumendem Streifen von fleckenlosem reinstem, blendendstem Weiß unterteilt die Brandung das leuchtende Meer. Zur Linken hebt sich der bizarre Felskegel des Diamond Head, zur Rechten verdämmert jenseits der Bucht das Bergmassiv des Kaala. Das ist Waikiki, der Badestrand Honolulu.

Villen liegen am Strand, wie man sie sich vielleicht einmal in müßiger Phantasie erträumt. Unwirkliche, traumhafte Häuser mit Loggien und Säulenhallen, die inmitten des bunten Blütengartens und gleichzeitig unmittelbar an der See liegen, so daß man von seinem Schlafzimmer aus zum Bad ins Meer geht, zwischen blaßblauen Jakarandas hindurch, rotem und weißem Oleander, unter dem fallenden Blütenregen der Nelkenbäume, vorbei an blütenlosen Sträuchern, deren Blätter sich von grün in rot und violett verfärben und an Leuchtkraft mit den farbigsten Blüten wetteifern.

Das Meer ist mild und lau, das ganze Jahr hindurch, wie auch die Lufttemperatur gleich bleibt durch alle Jahreszeiten, ohne kalten Winter und ohne unerträglich heiße Sonne. Das Meer atmet in ruhiger, starker Brandung. Aber sie ist nicht bössartig, es ist keine Unterströmung da, der gute Schwimmer meistert sie leicht. Keine Haie oder Rochen

oder giftige Quallen sind in der See, nur die buntesten Fische, so bunt, so seltsam in Form und Farbe, wie die überspann-  
teste Phantasie sie nie exträumt.

Da ist der Lauwihiwili, ein richtiggehendes, zitronengel-  
bes Viereck, an das auf der einen Seite ein schleierartiger  
Schwanz angehängt ist und auf der andern ein schwarz und  
silbergrau gestreifter Kopf mit einer entzückenden, spitzen  
Schnauze. Da ist der dunkelviolette Surgeonfisch mit den  
orangefarbenen Flecken und der indigoblaue, grün- und vio-  
lettgetupfte Vogelfisch. Da ist der Nohu, der genau wie  
ein Felsen aussieht. Da ist einer mit einer Tapirschauze  
und ein runder, blaugelber, der aussieht wie ein Osterei,  
das ein Expressionist bemalt hat. Die Puhis winden sich auf  
dem Sand, goldig grüne Aale mit Köpfen, von denen man  
nicht weiß, ob sie einem Vogel oder einer Schlange gehören.  
Mitunter sieht man den Paiki, der mit seinem periskop-  
artigen Auge und dem wie ein Mast aufrichtbaren Rücken-  
stachel als Modell für die Unterseeboote gedient haben  
könnte.

In roten Korallengärten leben diese Fische, und man  
fährt in Booten mit gläsernem Boden über sie hin. Solche  
Fische gehören zu solchem Meer, und man glaubt, daß auch  
Menschen zu diesen Inseln gehören, wie man sie aus seinen  
Träumen kennt, schöne, himmelsglückliche Menschen, für die  
es nie einen Sündenfall gab. Aber in Honolulu sieht man  
inmitten eines bunten Völkergemisches von Weißen, Chine-  
sen, Japanern, Philippinern und Koreanern nur noch ab  
und zu einen Eingeborenen, vielleicht als Führer eines Stra-  
ßenbahnwagens oder als altes, verfettetes Marktweib.

Nur draußen in der Brandung trifft man noch bronze-  
braune, muskulöse Männergestalten, wie man sie sich zu sol-

cher Insel gedacht. Auf ihren flachen Brettern stehend, schießen sie auf den Wellen reitend pfeilschnell durch die Brandung, wie die Skifahrer über den Schnee. Oder wenn man Glück hat, mag man im Innern in einem Teich noch eine Gruppe Mädchen antreffen, mit denen man in seinen Träumen die Insel bevölkerte, braun und nackt und mit bunten Blumen geschmückt.

Es ist nicht viel übrig von dem alten, glücklichen Geschlecht, und was noch da ist, sinkt zu bezahlten Schaustellern für die immer zahlreicher werdenden Fremden herab. Vielleicht war auch hier nie das Glück; denn zwischen den einzelnen Inseln war ständiger Krieg, und als Kamehameha sie einte, da kostete die Einigung Dahu die ganze Jungmannschaft, die der siegreiche Überwinder den Palisfelsen hinunter in den Tod jagte.

Nein, Unsinn, heute erst sind die Inseln zu den Gefilden der Seligen geworden, wenigstens für die Filmdiva aus Los Angeles, die hier ihre Ferien verbringt, oder den Oligarchen, dessen weiße Yacht im Hafen schaukelt. Für die Farbigen, die in Zuckerplantagen arbeiten und in den Ananasfeldern, in den Raffinerien und in den Mühlen, sind sie es wohl weniger. Aber was macht das! Diese Inseln sind Inseln der Weißen geworden. Es sind nur einige wenige zehntausend Weiße, die auf ihnen leben, und einige hunderttausend Farbige und Japaner; aber die Weißen sind die Herren. Sie stellen das Kapital, die andern nur die Arbeit. Es ist keine Sklaverei. Gott bewahre! Hawaii ist Mitglied der großen Weltdemokratie, Territorium der Vereinigten Staaten. Aber es ist Überangebot an Arbeitern. Man kann die Löhne niedrig halten und Organisationen verbieten, die die Lage der Plantagenarbeiter verbessern könnten.



Die Japaner haben keine Bürgerrechte. Aber ihre Kinder, die auf Hawaii geboren wurden, sind regelrechte Amerikaner mit allen deren Rechten, und sie werden einmal dafür eintreten. In den japanischen Zeitungen, von denen ein halbes Duzend auf den Inseln erscheint, wird noch vorsichtig, aber darum nicht weniger deutlich, für die Rechte der östlichen Arbeiter gegenüber dem westlichen Kapital eingetreten.

Einstweilen ist dieses noch voll Ausdehnungsdrang. Da die Inseln voll entwickelt und keine neuen Plantagengründe mehr erschlossen werden können, denkt man daran, Rohstoffe einzuführen, um die überschüssige billige Arbeitskraft zu verwerten. Man will Wolle von Australien und Neuseeland einführen und eine große Textilindustrie ins Leben rufen; die Bethlehemstahlwerke bauen ein neues, großes Drei-Millionen-Dock.

Doch mit wachsenden Arbeitsgelegenheiten werden sich die sozialen Verhältnisse nicht bessern. Unter den japanischen, chinesischen und hawaiischen Kulis ist vielleicht nicht einer, der von Karl Marx und seiner Lehre gehört hat. Allein in den japanischen Zeitungsredaktionen sitzen Männer, die sie ihnen lehren, ihrem Begriffsvermögen angepaßt und vereinfacht auf die einfache Formel von der Todfeindschaft zwischen dem Kapital, das der weiße Mann ist, und der Arbeit, dem fronenden Andersrassigen.





Brandungsreiter in der Waikikibucht



Kanakenschönheiten im Bade

Honolulu

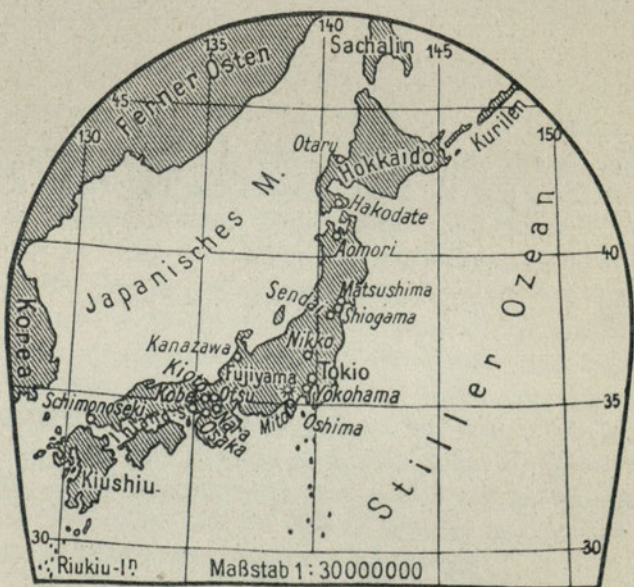


Im Banne des Fuji



Yokohama nach dem Erdbeben im Wiederaufbau

Japan



# Japan



### 13. Einfahrt in die Jedo-Bucht

Yokohama

Raum daß das erste Land gesichtet ist, drängten sich alle Japaner auf dem Promenadendeck und hielten mit und ohne Gläser nach ihrem Fuji Ausschau. Bei klarem Wetter ist der Blick vom Meer auf den heiligen Berg eine berühmte Fernsicht, allein trotzdem die See strahlend blau und in unserm Rücken von der aufgehenden Sonne mit Silberflitter überschüttet war, stand im Westen eine dichte Wolkenwand über dem Land, daß es hoffnungslos schien, nach dem „Verehrungswürdigen“, wie die Japaner den Fuji nennen, auch nur Ausschau zu halten. Allein die Japaner ließen es sich nicht verdrießen und suchten und suchten, bis laute Freudenrufe kündeten, daß er gefunden und uns doch noch das Glück seines Unblickes beschieden war.

Die Nebelwand über dem Land war nicht lichter geworden, und es war nichts zu sehen als eine kegelförmige weiße Wolke, die über dem dunklen Nebelschleier ragte. Ich suchte und suchte, bis man mich belehrte, daß ebendiese weiße Wolke der schneeige Gipfel des Fuji-no-yama sei.

Das verriet nun allerdings eine gewaltige Höhe, und ich stand mit den übrigen staunend vor dem berühmten Berg. Dem aber stieg augenscheinlich all diese überreichliche Bewunderung zu Kopf; denn er reckte seinen weißen Gipfel immer höher über die Nebelbank, bis auch die Japaner, die

durchaus ihren Fuji sehen wollten, zugeben mußten, daß sie von einer Wolke genasführt worden waren. Allein sie zeigten keinerlei Arger über ihren Irrtum, sondern quittierten ihn mit lautem kindlichem Lachen.

War der Fuji so weit eitel Nebel und Dunst, so war die Insel Oshima um so deutlichere Wirklichkeit. Da stand sie vor uns, und ihr Vulkan schmauchte eine dicke schwere Rauchwolke, die die halbe Insel wie in eine dunkle Decke einhüllte. Zur Rechten wechselten die Landschaften der Koshima-Saki-Halbinsel in rascher Folge. Es war, als ob das Land sich verpflichtet fühlte, sich so zu zeigen, wie es der Fremde aus Büchern kennt und wie er es erwartet.

Kiefern- und Koniferenbestandene Hügelketten, die in schroffer Linie abfallen und sich kulissenartig vor- und hintereinanderschieben, zeigen die typisch japanische Mischung von Lieblichem und Strenge. An den Hängen der Hügel freundliche Dörfer, ein Gewirr altersschwarzer Holzhäuschen, und daneben liegen den Strand hinaufgezogen in dichten Reihen wie ein Schwarm von der Ebbe überraschter Fische gebrechliche Boote der Fischer.

Wir passieren die Enge von Uraga. Der Leuchtturm von Kannonzaki taucht auf. Den hatte das große Beben schiefgestellt wie den Turm von Pisa, und die darauffolgende Batterie schwerer Langrohrgeschütze war vollständig durcheinander geworfen worden. Überhaupt hatte die Naturkatastrophe den gesamten Befestigungsanlagen der Yedo-Bucht besonders übel mitgespielt. Die ganzen Seeforts waren nichts als Trümmer. Hätten die Amerikaner damals angegriffen, sie hätten leichtes Spiel gehabt, zumal die japanische Flotte infolge Vernichtung der meisten Öltanks so gut wie manövrierunfähig war.



Langsam gleitet das große Schiff vorbei über die beruhigten, blaßblauen Wasser der Bucht. Blaßblau auch der Horizont wie auf einem alten Bild von Hiroshige.

Der Horizont ist wie ein hauchdünner Schleier über die Bucht gespannt. Schattenhaft unwirklich zeichnen sich darauf die Umrisslinien der Ufer ab. Liebliche Bilder ziehen über ihn hin: Segel, die das gebrochene Licht unnatürlich groß erscheinen läßt, bis sie sich beim Näherkommen als die friedliche Leinwand eines Schoners oder eines Sampans enthüllen, der vor schwachem Winde langsam in das offene Meer hinaustreibt.

Aber dann reißt plötzlich der Schleier, und vor uns liegen die Piere und Kaie, und Yokohama, die Stadt, die das große Beben restlos vom Erdboden hinweggefegt hatte, und die der Fleiß und der unbeirrbare Glaube eines zähen Volkes in wenigen Jahren an der gleichen gefährlichen Stelle wieder aufgerichtet.

## 14. Die Kyori-ya-Bekanntschaft

Loſio

Un der Ecke des niederen Bretterhäuschens baumelte eine bunte Papierlaterne, und vor dem Eingang hingen mit Schriftzeichen bedruckte lange Stoffstreifen vorhangartig herunter. Zwischen den Stoffbahnen hindurch sah man essende Menschen, und der Duft von Gebratenem wehte einladend heraus. Es war augenscheinlich ein Restaurant, eine „Kyori-ya“ — wenn man solch hochtrabenden Ausdruck für eine so bescheidene Gaststätte gebrauchen darf.

Die nasse, schmutzige Straße vor uns glänzte im Licht unzähliger bunter Papierlaternen, bis in endlose Ferne von

den gleichen bescheidenen Bretterhäuschen eingerahmt. Wir waren weit vom Hotel, müde und hungrig, und so traten wir ein. Wenn man erstmalig in ein Land von so ganz andern Sitten und Anschauungen kommt, dessen Sprache man nicht kennt, und dessen Schrift so schwierig ist, daß ihre Erlernung eine Lebensaufgabe bedeutet, kommt man sich ähnlich hilflos vor wie ein Taubstummer, der nicht lesen und schreiben kann, und der unvermutet unter wildfremde Menschen verschlagen wird. Wie sichere Häfen in diesem unbekanntem und unheimlichen Meere eines zunächst so fremden Volkstums sind die großen Hotels, die internationalen Karawansereien, und die meisten Reisenden im Fernen Osten gondeln nur von einem solchen Hafen zum andern. An Bahn oder Schiff vom Hotelporter in Empfang genommen, und ebenda bis zur nächsten Station wieder abgeliefert; und wenn sie sich wirklich in das Gewühl der fremden Stadt begeben, so nicht ohne den Schwimmgürtel eines wohlinstruierten Chauffeurs oder Rikschamannes, wenn nicht gar eines Führers oder Dolmetschers.

Es gibt Leute, die diese Art zu reisen sehr schätzen. Allein, ich habe sie stets in den Tod nicht leiden können, und wenn man auch als bekannter Journalist im fremden Land nun einmal gewisse Repräsentationspflichten hat und leider im ersten Hotel absteigen muß, so ist es doch nicht nötig, sich im übrigen der sorglichen Behütung und Gängelung durch Porters, Führer und Rikschakulis zu unterwerfen.

So waren wir gleich nach Ankunft im Imperial losgegangen, und jetzt lag das Hotel irgendwo weit hinter uns. Man saß da jetzt bei Musikbegleitung gerade beim Diner. Alle Bekannten vom Schiff saßen da; denn es gibt ja eigentlich nur ein erstes Hotel in Tokio. Wenn man im

Orient immer nur in ersten Hotels wohnt und ißt, so kommt man nur mit den gleichen Leuten oder doch solchen der gleichen Art zusammen. Die Hotels schreiben dann noch in ihren Ankündigungen: „Man glaubt in unsern eleganten Räumen in Paris oder London zu sitzen.“ Das ist sehr schön, aber schließlich nicht der Zweck einer Orientreise.

Nun, vor unserer Bretterbude sah es gar nicht nach London oder Paris aus, höchstens nach Gastend oder Montmartre. Es sah angenehm fremdartig und abenteuerlich aus, wenn es auch sicher nur eine ganz friedliche Gegend und eine harmlose Kneipe war, in der bescheidene, anständige Menschen zu Nacht aßen.

Unser Eintritt erregte Sensation. Der Koch, der über offenem Holzkohlenfeuer irgend etwas briet, und die drei bedienenden „Nesans“ sahen nicht weniger erstaunt auf, als die wenigen Gäste. Es mochte noch nie vorgekommen sein, daß Europäer sich hierher verirrt hatten. Zunächst blieb alles regungslos erstarrt, als wir nicht wieder umkehrten, sondern uns an einem der Tische niederließen — das Lokal war immerhin ein halbeuropäisches mit Holztischen und Hockern von solch winzigem Durchmesser, daß man sie erst scheu musterte, ob der betreffende Körperteil auch wirklich Platz darauf fände. Schließlich faßte sich eine der Nesans ein Herz, näherte sich und verbeugte sich tief, so daß man ihre kunstvolle Frisur genau bewundern konnte. Natürlich verstanden weder wir ihr Japanisch noch sie unser Deutsch oder Englisch. Wir lächelten uns daher erst gegenseitig eine Weile an, bis sie soweit verstanden hatte, daß sie Tee brachte.

Aber schließlich wollten wir auch essen, und die Bestellung eines Gerichtes wäre schon schwieriger gewesen, wenn wir nicht glücklicherweise in ein Lokal geraten wären, das

nur ein Spezialgericht verabfolgte. Außer den üblichen Speisehäusern gibt es in Japan eine ganze Anzahl Restaurants, die nur ein einziges Gericht verabreichen, für das sie besonders bekannt und berühmt sind. Da sind vor allem die Häuser, in denen man Nikunabe ißt, ein Fleischgericht, zu dem man nur die Rohstoffe geliefert bekommt, und das man sich selbst auf kleinen Holzkohlenfeuern brät, die vor jeden Gast gestellt werden. Dann gibt es andere Lokale nur für Austern, gebratenen Fisch oder für irgendein anderes Seetier.

In unserer Wirtschaft gab es etwas Schmalzgebäckenes, das recht gut schmeckte, aber was mochte es eigentlich sein? Wir hätten es kaum erfahren, wenn nicht einige, aus Versehen mit in die Leighülle hineingebäckene Krebschwänze es uns verraten hätten. Die Nesan hatte uns etwas zögernd und mit fragendem, verlegenem Blick, augenscheinlich weil sie über kein europäisches Besteck verfügte, die Eßstäbchen gebracht. Aber da wir unsere erste Erfahrung mit diesen, zunächst schwierig zu handhabenden Eßgeräten bereits auf dem japanischen Dampfer gemacht hatten, konnten wir unter den beifälligen Blicken des ganzen Lokals sowohl mit den gebäckenen Krabben als auch mit dem unvermeidlichen Reis mit leidlichem Anstand fertig werden.

Übrigens blieben wir an unserm Tisch nicht lange allein. Das Lokal füllte sich rasch, und uns gegenüber nahm ein älterer Japaner in bescheidenem europäischem Anzug Platz. Wenn ein Japaner auch nur zwei Worte einer fremden Sprache beherrscht und einen Ausländer trifft, so versucht er sicher ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen; denn solche Gelegenheit, Konversation zu üben, läßt sich der lerneifrige Ostasiate nicht entgehen. So waren wir denn bald im Gespräch,

und es zeigte sich, daß unser Gegenüber, ein Lehrer an einer Mädchenschule, recht ordentlich englisch und deutsch sprach.

Natürlich suchte er zu ergründen, wer wir wären, wie wir hierhergekommen seien und wo wir wohnten. Als er nach unserer Wohnung fragte, zögerte ich einen Augenblick; denn das Imperialhotel, dessen Hauptaktionär das Kaiserhaus ist und das in neuen Reiseführern als „Wunder des Ostens“ fungiert, und diese mehr als bescheidene Kneipe waren ein gar zu starker Gegensatz. Meine Antwort löste ein derart unverhohlenes Erstaunen aus, daß ich es mir nicht versagen konnte, unsere neue Bekanntschaft für den folgenden Abend zum Diner ins Hotel zu laden.

Der Lehrer kam auch pünktlich zur angegebenen Zeit, feierlich im schwarzen Gehrock, der ja nun allerdings nicht ganz zur Abendtoilette der übrigen Gäste paßte. Aber sonst wurde er der schwierigen Situation mit Anstand gerecht, wenn ihm auch die verschiedenen Bestecke einiges Kopfzerbrechen verursachten, so daß wir ihm bei der richtigen Auswahl für jeden Gang ein wenig nachhelfen. Unsere eleganten Schiffsbekanntschaften guckten ein wenig erstaunt. Aber alles ging ganz gut bis zum Schluß, als die Fingerschalen gebracht wurden. Trotzdem wir uns beeilten, ihren Gebrauch vorzudemonstrieren, ergriff unser Gast die Schale mit beiden Händen, setzte sie an den Mund und — trank sie nicht etwa aus, sondern, schlimmer noch, begann kräftig zu gurgeln. Dann spuckte er das Wasser wieder in die Schale und — o Schreck, setzte sie nochmals an den Mund, gurgelte und spuckte wieder, und wiederholte diese Prozedur, immer mit dem gleichen Wasser, mindestens sechsmal. Das war entschieden ein Rekord, und eine Szene, wie sie das Imperial noch nicht erlebt hatte. Der Manager, die Kellner

und die Gäste erstarrten in noch viel fassungsloserem Staunen als die Nefans und die Kulis bei unserm Eintritt in die kleine Kneipe!

Unser neuer Freund war uns in den nächsten Tagen ein sehr wertvoller Führer durch Tokio, von dem wir mancherlei zu hören bekamen, was der Fremde landläufigerweise nicht erfährt. Es ist im Grund ja nicht nur die gleiche, durch Cook, das Touristenbüro und die europäischen Hotels vorgezeichnete Straße, die die meisten Fremden in Japan gehen, sondern sie kommen auch alle mit dem verhältnismäßig kleinen Kreis englisch sprechender Leute zusammen, zu deren mehr oder weniger offiziellem Aufgabenkreis es gehört, hervorragende Fremde zu empfangen und ihnen den richtigen Eindruck von Japan beizubringen. So war das, was wir erfuhren, die kleine, mehr harmlos-lustige als peinliche Szene schon wert.

## 15. Rast im Reis-Rasen-Haus

Mito

Tat — tat — tat klatschten in gleichmäßigem Takt die Sohlen der Rikschakulis auf den Boden. Sie tragen keinerlei Schuhe, sondern Strümpfe mit Gummisohlen, zweigeteilt, je für die große Zehe und die übrigen, so daß ihre Füße wie die eines Straußes wirken. Gleich dem des großen Laufvogels ist auch ihr trabender Schritt, weitausholend, leichtfüßig, so daß einem gar nicht der Gedanke aufkommen kann, daß ein keuchender, schwitzender Mensch sich zwischen den Deichseln müht.

Das matte Licht, das die Schojis, die in kleine Vierecke geteilten Papierwände, auf die Straße warfen, und das mild und weich war wie der spiegelnde Glanz von Perl-

muttershale, begann nach und nach zu erlöschen. Es wurde spät, und noch immer trabten unsere Rikschakulis zwischen den Häusern entlang, die rasselnd und klappernd die nächtlichen Bretterläden vor die dünnen Papierwände schoben, um sich gegen die Nacht abzuschließen.

Wohin fuhren wir? Noch immer war von dem japanischen Gasthof, den ich den Kulis angegeben, nichts zu sehen. Hatte der Rikschamann verstanden? Mein Japanisch war erst in den allerersten Anfängen. „Shibataya“, rief ich noch einmal: „Hay, hay!“ nickt der Vogel-Strauß-Mann, ohne sich umzudrehen. Also in Gottesnamen! Eigentlich konnte er uns ja hinführen, wohin er wollte, und man hätte sich nicht einmal wehren können. In stoischem Gleichmut trabten die Kulis, und die bunten Papierlaternen, die von den Deichseln herunterhingen, baumelten lustig auf und nieder.

Wir hatten beschlossen, japanisch zu leben, sobald wir erst einmal von Tokio fort waren, und hier in Mito wollten wir den ersten Versuch damit machen. Mito schien gerade der richtige Ort. Es steht nicht auf der Liste, die Cook und Touristenbüros vorschreiben, ist ein kleines, verträumtes Landstädtchen, und die Neugier, mit der man uns am Bahnhof nachsah, sprach dafür, daß hier Fremde selten sind.

Alle unsere Tokioer Bekannten hatten uns dringend von unserm Vorhaben abgeraten, und auch der „Murray“, der bekannte Japanführer, schreibt, daß mancher, der aus der Ferne hoffnungsvoll auf das japanische Essen blickte, seinen Mut sinken fühlte, sobald er der ungenießbaren Wirklichkeit dieses Essens gegenüberstand. Vom japanischen Schlafen und Baden ganz zu schweigen!

Aber wir hatten uns dadurch nicht von unserm Vorhaben abhalten lassen, und jetzt waren wir überdies so müde

und hungrig, daß wir mit allem zufrieden gewesen, wenn wir nur erst an Ort und Stelle angelangt wären.

Aber da bog der erste Kuli auch schon in einen reizenden, kleinen Hof ein, zur Linken eine hübsche alte Steinlaterne, zur Rechten eine malerische, japanische Kiefer. Wir hielten vor der Shibataya, „dem Reis-Rasen-Haus“.

Nun war es fast ein wenig wie bei Aladdins Wunderlampe aus 1001 Nacht, als sich auf das Rufen der Rikschaleute die Papierwände auseinanderschoben. Ein spiegelblank polierter Flur, an den weiche Matten grenzten. Ein Papierschild, über den ein Kranich stolzierte, eine kostbare Vase voll Blüthenzweigen, im Türspalt kauerte ein niedliches junges Ding, das sich bei unserm Anblick niederwarf, mit der Stirne fast den Boden berührend. Wie mit einem Schlag waren plötzlich lautlos zwei, drei, vier Mädchen da, die sich gleichfalls zur Begrüßung niederwarfen. Da kauerten sie vor uns, eine farbenbunte Reihe, und zwitscherten los und kicherten in ihre langen Kimonoärmel hinein, als wir sie so gar nicht verstanden.

Da jedoch schließlich kein Zweifel sein konnte, daß wir Nachtquartier wollten, so huschten zwei heran, zogen uns die Stiefel aus und streiften uns statt dessen Pantoffel über, und nun ging es durch endlose Gänge, über geländerlose, steile Treppen und wieder durch Gänge, bis der nunmehr auch dazugekommene Wirt und die Mädchen beiderseits einer Schiebetür in die Knie sanken. „Irrasskai! Irrasskai!“ „Wollen Sie sich herablassen, einzutreten!“ Die Stirnen senkten sich auf den Boden. Wir verneigten uns unsererseits, stießen die Pantoffel ab und gingen auf Strümpfen — wie es der Anstand erfordert — in unser Zimmer.

Es war das Ehrenzimmer des Hauses, in das man uns



führte, — wie wir später hörten: der Raum, in dem der Divisionär zu übernachten pflegt, wenn er zur Inspektion des Mitoer Regimentes in die Stadt kommt —, aber zunächst wirkte der Raum weder sehr großartig noch überhaupt wie ein Zimmer. Der Japaner kennt ja keinerlei Möbel, nicht einmal Teppiche, die beim Mohammedaner der Wohnung die Note geben. So wohnen in Japan Kaiser und Bauer im gleichen Stil.

Vier papierne Schieberwände, ein Boden aus Tatamis, den dickgeflochtenen Reisstrohmatte, und eine hölzerne Decke — das ist das japanische Zimmer. Derart war auch das unsrige. Aber bald merkten wir, daß die Matte neu und sauber, das Papier untadelig und ohne Riß und das verwendete Holz kostbar war. Außerdem war auch die Tokonoma besonders geschmackvoll eingerichtet.

Die Tokonoma ist eine Nische, die in keinem besseren Zimmer fehlt. Ursprünglich mag sie die Schlafnische gewesen sein; denn, wie ein boshafter englischer Schriftsteller behauptet, sie ist der einzige zuggeschützte Platz im japanischen Haus. Später wurde sie wohl der Aufenthalt für den Hausgeist, und die Bewohner zogen sich daraus zurück und verlegten ihre eigene Schlafstätte mitten ins Zimmer. Heute ist die Tokonoma etwas wie ein Hausaltar. Es hängt immer ein Kakemono darin, ein Wandbild, von denen die japanische Familie einen großen Vorrat hat. Sie hängt jedoch nicht alle an die Wand wie bei uns, sondern jeweils nur eins in einem Zimmer, das häufig, der Stimmung oder der Jahreszeit entsprechend, gewechselt wird. Weiter steht da noch eine Vase mit frischen Blumen oder Blüten und eine Bronzefigur: ein Buddha, ein Shintogott oder auch ein Tierbild. Diese Dreierheit ist stereotyp und streng vorgeschrie-

ben, aber sie läßt innerhalb solch enger Grenzen dem persönlichen Geschmaç und Kunstverständnis einen weiten Spielraum. —

Uns grüßte bei unserm Eintritt ein Chichi Fukujin, ein dickbäuchiger, friedlich grinsender Glücksgott, ein weißer Kranich auf dem Kakemono, der in die sinkende Sonne hineinflog, und ein blühender Pfirsichzweig. Als dann die Dienerinnen im Handumdrehen einen Hibachi ins Zimmer gestellt, einen blauen Fayencekopf mit dem wärmenden Holzkohlenfeuer, um die sie die seidenen Kissen für uns zum Sitzen gruppierten, und sie uns lächelnd in winzigen Porzellantöpfchen den grünen Tee servierten, war das im ersten Augenblick ungasstlich scheinende Zimmer in einen Raum voll wundervollster, behaglicher Gastlichkeit verwandelt.

Soweit war alles gut und schön. Aber nun kam der Wirt wieder mit einer langen Rolle und begann, sich mehrmals auf den Boden verneigend und respektvoll die Luft zwischen den Zähnen einziehend, eine lange Rede, die auch nach mehrmaliger Wiederholung unverstanden blieb und schließlich auf beiden Seiten fassungslose Ratlosigkeit auslöste, bis mir glücklicherweise einfiel, daß er sicher die von der Polizei vorgeschriebenen, endlosen Fragen nach Herkunft, Nationalität, Beruf, Alter, woher und wohin stellte. Ich hatte ein Empfehlungsschreiben vom Auswärtigen Amt in Tokio mit, in dem wohl alles dieses drinstand; denn als ich es ihm reichte, hellte sich sein betrübtcs, sorgenvolles Gesicht wieder auf, und er begann, emsig mit Tusche seinen Inhalt auf die Papierrolle zu übertragen.

Nachdem er damit fertig war, kam eine neue Rede, und ich konnte nur aus dem Ton schließen, daß es eine Reihe von Fragen nach unsern Wünschen war.

Nach japanischer Sitte hätten wir zuerst ins Bad ge-  
mußt. Allein das ist eine besondere Prozedur, der wir uns  
heute nicht mehr gewachsen fühlten, und so nahm ich all  
mein Japanisch zusammen und erklärte: „O nakaga suki-  
mashita“, was auf deutsch heißt: „ich bin hungrig“, oder wört-  
lich: „Meine verehrungsvolle Innenseite ist leer geworden.“

Als nach mehrmaligem Wiederholen dieser Satz endlich  
verstanden wurde, löste er neuerliches beifallbezeugendes Lä-  
cheln aus, aber leider auch wieder eine Reihe von Fragen,  
die ich endlich mit einem „Nan de mo yoroshii“ — „Einer-  
lei, irgend etwas“ enden konnte.

Dann warteten wir lange, endlos lange, ohne daß die  
Nesan, die bei uns blieb, aufhörte, zu lächeln und uns Tee  
einzuschicken. Es war lange nach zwölf, ehe der Wirt und  
die übrigen Dienerinnen zurückkamen. Was brachten sie an  
Stelle des erhofften, echt japanischen Menus? — ein paar  
Wiener Schnitzel und Messer und Gabel, die sie sich sicher  
erst mühsam irgendwie beschafft hatten; denn sie lächelten  
uns stolz und beifallheischend an.

## 16. Das Teezimmer des Daimyo

Mito

Die Pflaumenblüte war eigentlich schon längst vorüber,  
allein die Bäume im Garten des Daimyo trugen noch  
immer einzelne Blüten, und es schien, als hielten sie diese  
letzten, langsam verblühenden mit aller Kraft fest, bis die  
ersten Kirschblüten mit rosigem Schimmer aufgebrochen, da-  
mit der Park auch nicht einen Tag ohne Blütenschmuck sei.

Hinter steilen hohen Kryptomerien, die den Garten um-  
grenzten, lag der kleine Shintotempel. Ab und zu klang ein

Gong herüber oder ein dumpfer Trommelton. Der Geist des Mito Komon, der dort begraben liegt, war vom Kaiser in eine höhere Rangklasse erhoben worden. Dazu war ein Mitglied des Kaiserhauses und einige andere hohe Herren aus Tokio hergekommen, um dem Geist die freudige Mitteilung von seiner Standeserhöhung zu machen. Die Herren trugen schwarze Gehröcke und saßen auf Stühlen, während die Schintopriester, die die feierliche Handlung zelebrierten, in ihren eindrucksvollen alten Ornatn erschienen waren.

Hier in das kleine Sommerschloßchen mitten im Park aber war noch nichts von dem modernen Geist gedrungen. Jeder einzelne Raum war noch wie gesättigt von der Atmosphäre seines einstigen Herrn, oder war es nur die anschauliche, lebendige Erklärung unseres Führers, Professor Sunders, des wundervollen Japankenners, die uns die Zeit vor 400 Jahren zurückzauberte. Wir hatten schon den ganzen Vormittag in dem kleinen Schloßchen verbracht, das eigentlich nur aus ein paar Zimmern besteht. Aber je länger wir in den einfachen, in all ihrer Schmucklosigkeit so überaus vornehmen und stimmungsvoll wirkenden Räumen weilten, desto mehr nahmen sie uns gefangen.

Zeit ist das erste, was man sich in Japan gönnen muß. Wer nur einen einzigen Tempel, ein einziges Haus in Ruhe auf sich wirken läßt, hat mehr von Japan in sich aufgenommen und erlebt, als wer in lärmender, hastender Reisegesellschaft alle Sehenswürdigkeiten des „beaten track“ abklappert, von Kioto bis Nikko und von Nara bis Tokio. Die innere Stimme Japans beginnt erst zu sprechen, wenn man alle Hast und Unruhe des Westens von sich abgetan hat, wenn nichts ist als harmonische Stille und ruhevolleres Lauschen.



Tokios Wiederaufbau  
 (Beim Erdbeben stehengebliebener Wolkenkratzer, davor neuerbaute Baracken)



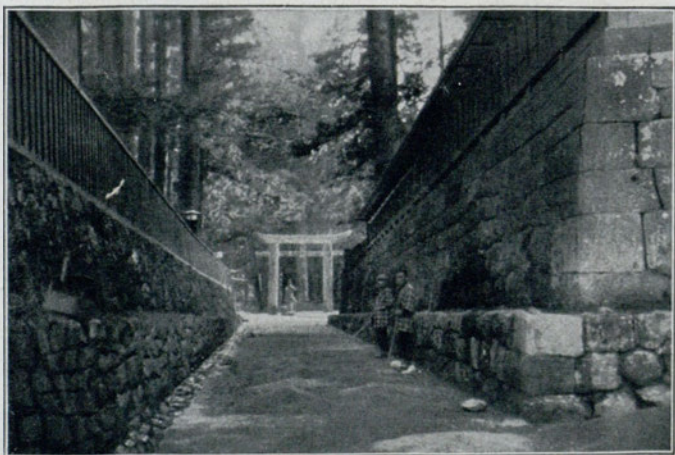
Luftbild des modernen Tokio

Stetck Bilderdienst, Berlin

Tokio



Tempelfest in Kobe



Koniferenallee vor dem Dejasutempel in Nikko

Japanische Tempel

So saßen wir ohne zu sprechen auf den Tatamis im einzigen Zimmer des oberen Stockwerks, das wie ein Türmchen dem Bau aufgesetzt ist. Die Schojis waren zurückgeschoben, und man sah nach allen Seiten in die Landschaft, die wie stille Gemälde in blassen Farben die Türrahmen füllte.

Unter der mittelsten Öffnung lag tief unten das Tal, das einst ein See gewesen und das jetzt die schmalen Dämme der Reisfelder in lauter kleine, zierliche Vierecke teilen. Zur Rechten und Linken breitet sich der Garten mit seinen Steinlaternen und Felsblöcken, umwuchert von Azaleen, deren Knospen sehnsüchtig scheinen, endlich aufbrechen und ihre farbige Pracht entfalten zu können. Weiterhin jenseits des Bambuszaunes spielen ein paar Mädchen auf dem Rasen, die in ihren buntseidenen Kimonos selber wie im Wind wehende Blüten wirken. Der einen war der Dbi aufgegangen. Sie sprang auf einen Steintisch, und von den Blüten eines Pflaumenbaumes überhangen, knüpfte sich lachend und ungeniert die breite kunstvolle Schleife.

Hier in diesem Turmzimmer hatte der alte Daimyo oft gegessen, der ein mächtiger, kriegerischer Herr war. Er, der es gewagt hatte, gegen den Shogun die Waffen zu erheben, mochte nicht weniger durch Staats- und Kriegsgeschäfte in Anspruch genommen sein, als ein Staatsmann oder Industriekapitän von heute. Aber die Zeit, in aller Ruhe und Muße die Blüte zu bewundern, gönnte er sich jedes Jahr; er mag wohl der Ansicht gewesen sein, daß es auch um seine Staatsgeschäfte schlecht bestellt wäre, gönnte er sich nicht die Ruhe innerer Versenkung.

Unten im ersten Stock hatte der Daimyo einen kleinen Saal, der nur dem Verkehr mit den Literaten und Dichtern

gewidmet war. Wenn in den übrigen Räumen der Daimyo auf den Tatamis saß, durfte sich kein gewöhnlicher Sterblicher zu ihm setzen, sondern mußte vom Holzfussboden des Türrahmens aus mit ihm sprechen. Im Literatenzimmer aber fehlten die Strohmatten, und der ganze Fußboden war aus blankpoliertem Holz. Das hieß, daß sich in diesem Raum die Literaten neben den Daimyo setzen konnten, und er mitten unter sie. Dann war er nichts anderes als einer von ihnen, der sich mit um die Wette mühte, über ein ausgegebenes Thema in kunstvollen Versen schöne Gedanken zu Papier zu bringen.

Nun aber sah ich das Schönste und Eigenartigste im Schloßchen des Daimyo, es war das winzig kleine Zimmer, in dem er die Teezeremonie abzuhalten pflegte. Die Teezeremonie ist das Japanischste, was es in Japan gibt, und wenn man sie verstanden hat, kann man sagen, daß man wenigstens an die Schwelle des Verständnisses für dieses uns im Grund so völlig unverständliche Land und Volk gekommen ist. Ich habe die Teezeremonie verschiedentlich gesehen, aber ein Begreifen ihrer Bedeutung für das Volk des Mikado ist mir nur in diesem kleinen, leeren Zimmerchen aufgegangen.

Es war ein Raum, so winzig, daß man meinte, man müsse auf allen Seiten anstoßen und ihn auseinandersprenge, und doch so wundervoll harmonisch in seinen Verhältnissen, daß er wie eine in sich ruhende, abgeschlossene Welt wirkte. Die eine Schmalseite nahm die Tokonoma ein, die andere war offen und ging auf den Garten hinaus, nicht auf den allgemeinen Garten, sondern auf ein eigenes Gärtchen, ein Miniaturgärtchen, ein Zwerggärtchen. Im Grunde nicht einmal das; denn der ganze Garten bestand lediglich



aus einer hohen Bambuswand, über die man gerade noch einen Streifen Wald und Himmel sehen konnte, und davor stand eine Steinlaterne, ein Strauch, eine Kiefer und einige Felsblöcke, die den Weg andeuteten.

Aber dieses Zimmer und dieser Garten waren eine Welt für sich. Ich setzte mich neben die Tokonoma und sah abwechselnd auf den schmalen Himmelsstreifen über der Bambuswand und auf den Kakemono, der in der Tokonoma hing. Langsam senkten sich die Augenlider, bis sie in jener halbgeschlossenen Stellung blieben, die die Shingonsekte für die Meditation vorschreibt.

Ich weiß nicht, wie lange ich so gefessen, und ich muß wohl ein wenig eingeschlummert sein — es ist mit Meditationen ja immer eine eigene Sache, und böswillige Leute behaupten, sie wäre nur ein anderer Name für Nachmittags-schlaf —, denn als ich wieder auffah, stand auf einem Hibachi ein kunstvoll gearbeiteter Wasserkessel vor mir, und neben mir saß ein alter Japaner mit dem ausgerasierten Schädel der Samurai und strengem hoheitsvollem Ausdruck. Der Japaner lenkte meinen Blick auf den Kakemono, und jetzt sah ich erst, was dieser vorstellte. Es war eigentlich nur ein einziger Pinselstrich, der über die Seide von oben nach unten geführt war, aber er war von einer unerhörten selbstsicheren Kühnheit. Der breite Strich mit dem runden Knäuf mochte ein Bambuschößling sein, oder eine Reitgerte, vielleicht auch ein Phallus. Der alte Japaner lächelte, als er meinen staunenden Blick sah, und übersetzte mir die Zeichen, die danebenstanden, oder vielmehr war es, als enträtselte sich mir ihre Bedeutung: „Es ist nicht geschrieben“, stand da, „und es ist nicht gemalt, sondern es ist aus sich heraus geworden, aus der inneren Kraft des Willens. Auf, dem

Pferd über die Schenkel geschlagen, und an der Spitze der Krieger voran in die Schlacht!“

Da ging die Thür auf, und das Mädchen, das sich vorhin auf dem Steintisch den Obi gegürtet, kniete, sich verneigend, im Rahmen. Sie trug zwei Körbe, aus denen sie Holzkohle und Asche und all den Zubehör der Teezeremonie auspackte.

Zuerst ordnete sie weiße und schwarze Holzkohle und schneeige Asche auf dem Hibachi, dessen Feuer sie zu neuer Blut ansachte. Dann warf sie aus einem kostbaren Porzellanbüchschchen zwei Körnchen Weihrauch ins Feuer. Schließlich reinigte sie die Schale und bereitete den Tee.

Jede Bewegung war vollendete Ruhe und Harmonie, und ich begann zu begreifen, was die Teezeremonie bedeutet: das Einswerden des „Ich“ mit Gott und Welt.

Zwei gehäufte Eßlöffel Tee füllte das Mädchen in die Schale, und nach Übergießen mit heißem Wasser quirlte sie ihn mit einem Bambuspinsel zu einem schäumenden dünnen Brei. Er schmeckte streng und bitter, als ich mit drei schlürfenden Zügen — wie ich es von meinem Nachbar gesehen — die Schale leerte. Aber eine seltsame Wirkung ging von ihm aus, berauschend, ohne zu berauschen, ein Freiwerden der inneren Kräfte. Diese Seele der Zeugungskraft, oder der Peitsche, die das Streitroß in die Schlacht treibt, oder des aufsprossenden jungen Baumes, oder was immer die Zeichnung des unbekanntenen Künstlers bedeuten mochte, füllte das Teezimmer. Das Teezimmer war die Welt, und ich ruhte in ihr in demütig-stolzer, seliger Ausgeglichenheit. So restlos versunken war ich in die Alleinheit, daß ich augenscheinlich nicht gemerkt hatte, wie sich der alte Japaner und das Mädchen verabschiedet, und erst aufschreckte, als Professor

Gundert an der Tür stand und lächelnd fragte: „Wie lange wollen Sie eigentlich hier noch allein sitzen? Es ist wirklich höchste Zeit, daß wir zum Essen gehen!“

## 17. Ein Abend mit halben und ganzen Geishas

Mito

Der Wirt der Shibataya stand am Fernsprecher und übermittelte dem Inhaber des Machiai meine Anordnungen für den heutigen Geishaabend. Der Fernsprecher befand sich in der Wirtschaftsabteilung des Gasthofs. Das war eine Gruppe von Räumen, die halboffen alle ineinander übergingen. In der Mitte führt ein Gang hindurch, damit man ohne Wechsel der Fußbekleidung von der Straße in den Hof gelangen konnte. Rechts lagen die Küchenräume, eigentlich nichts anderes als ein paar offene Holzkohlenfeuer, und links, wenn man so will — das Kontor. Wenigstens stand da so etwas wie ein Aktenschrank und auf einem niedrigen Tischchen das Wichtigste für den japanischen Geschäftsmann — eine Rechenmaschine.

In dieser durchaus altjapanischen Umgebung fiel der Fernsprecher etwas aus dem Rahmen, aber für den Geishabetrieb ist es eigentlich eine Notwendigkeit, zum wenigsten vereinfacht es die Vorbereitung eines Abends mit Geishas außerordentlich. Den Begriff des Teehauses, wie ihn sich der Europäer vorstellt, als einer Vergnügungsstätte mit Geishas, gibt es nicht in Japan. Ein Teehaus ist ein Lokal, in dem man Tee trinkt, vom elegantesten Restaurant bis zur Kulischenke am Weg — und die Geishas wohnen in Häusern, die für Fremde, auch für Japaner, im allge-

meinen nicht zugänglich sind. Will man einen Abend mit Geishas verbringen, so bestellt man sie sich, und zwar in der Regel in ein Machiai, in ein „Rendezvoushaus“, wie man das japanische Wort am richtigsten übersetzt.

Also bestellte auch der Wirt für mich: zwei Hongyok, „Ganzjuwelen“ oder „ganze Geishas“ und zwei Hangyok oder „halbe Geishas“. Die Hongyok sind die älteren voll ausgebildeten Mädchen, die musizieren und singen. Die Hangyok dagegen sind dreizehn- bis fünfzehnjährige, die als Tänzerinnen auftreten. Nach der Bestellung der Mädchen kam die des Zubehörs. Da wir im Hotel essen wollten, bestellte ich außer Sake nur Seegetier: Krabben, Tintenfische, Algen und dergleichen, Früchte und Kuchen.

Nach dem Essen kam der Wirt, um uns zu führen. Auf der Hauptstraße war noch reges Leben. Vor dem Kino, dessen Lampen ein grelles Licht auf blutrünstige Plakate warfen, staute sich eine dichte Menge. Dann ging es in eine stille Nebenstraße. Häuser hoben sich wie unheimlich lauernde Tiere über hohe Plankenzäune. Nur selten beruhigte das milde Licht eines Lampions. Plötzlich ergriff ein heller rasch vorschießender Lichtstreifen von der dunklen Straße Besitz. Wir standen vor der offenen Tür des Machiai, entledigten uns unseres Schuhwerks und folgten der voranschreitenden Führerin durch eine Anzahl von Gängen. Dann ging es auf einer hochgeschwungenen Bambusbrücke über einen Gartenhof. Man erkannte undeutlich eine Kiefer. In einer Steinlaterne stand ein mattes Licht, das in das Dunkel eines Teiches fiel, der unheimlich in schwarzem Leuchten glomm. Scheinbar unendlich tief, obgleich er in Wirklichkeit sicherlich nicht über das Ausmaß und die Tiefe einer Waschkübel hinausging. Nochmals durch Gänge und

nochmals über einen Gartenhof. Dann kniete die Führerin nieder, öffnete eine Thür, verneigte sich, verschwand, und wir waren allein in einem mäßig großen Zimmer, das im Herzen eines verwirrenden Labyrinth zu liegen schien.

Wartend saßen wir auf den Seidenkissen um den Hibachi. Die Fusamis, die die angrenzenden Zimmer von dem unsrigen abgrenzten, trugen einen Fries bunten Ahornlaubes. Wie aus der Ferne klang das Klimplern eines Samisen, das ein plötzliches Lachen übertönte. Dann öffneten sich die Schiebetüren und eine Alte machte ihre Reverenz. Es gab eine lange Verhandlung über unsere Wünsche, trotzdem doch alles bereits telephonisch bestellt war, aber die Alte fragte immer wieder, ob wir nicht Bier wollten. Geishas per Telephon ließ ich mir noch gefallen, allein Geishas mit Bier, das war mir doch zuviel, obgleich es in Japan nichts Ungewöhnliches, fast kann man sagen, das übliche ist. Bier ist japanisches Nationalgetränk geworden, das in großen einheimischen Brauereien bereitet wird.

Nun aber waren wir keine Japaner, sondern Europäer, und so wollten wir zu Geishas nicht Bier, sondern Sake. Endlich gab sich die Alte zufrieden, und eine Dienerin brachte das telephonisch bestellte Menü. Hinter der Magd kamen die Geishas, in Abständen rasch und huschend, so daß sie mit einem Male im Zimmer knieten. Den Anfang machte die Samisenspielerin. Sie war schon älter, wie bereits ihr dunkler Kimono verriet. Ihr Gesicht war für eine Japanerin ungewöhnlich; denn es trug nicht die übliche, lächelnde Maske, sondern Spuren von Leid und Erfahrung. Es war ein reifes, sympathisches Gesicht. Die Trommelspielerin war eine Bauern- oder Fischerstochter, die ihre Eltern an einen Geishabesitzer verkauft haben mochten, und

bei der der Drill der Geisshaerziehung die Derbheit und Einfachheit des Vaterhauses noch nicht ganz übertüncht hatte.

Dann knieten die Tänzerinnen vor uns. Es waren blutjunge Dinger in prächtigen, schwerseidenen, fast allzu bunten Kimonos. Ihre Gesichter waren in der üblichen Weise weiß geschminkt oder fast gestrichen, kann man sagen; denn sie waren mit einem flüssigen Puder bis zum Nacken herunter überdeckt. Der Mund war durch Wegschminken der ganzen Unter- und der halben Oberlippe in eine schmale Kirschhälfte verwandelt, die Augenbrauen fein gezogen. Über der Stirn türmte sich der Aufbau der künstlichen, komplizierten Frisur mit den durch Anwendung von einigen Pfund Fett steif gemachten Haaren, dem eingeflochtenen Seidenband, den Korallen und dem Kamm. Es waren Köpfe, die gut zu den starren, prächtigen Gewändern paßten, aber die trotz des Lächelns auf den Gesichtern doch etwas Maskenhaftes an sich trugen. Nur die Augen waren natürlich, feucht und schön, und sie ruhten auf uns in unverhohlenen staunender Neugier. D-Hami-Gan und D-Yuki-Gan nahmen die Sakechalen und kredenzten sie uns. Ich kannte die Sitte; so spülte ich den Sakebecher, nachdem ich ihn geleert, in der bereitstehenden Schale und reichte ihn meinerseits D-Yuki, dem Fräulein Schnee, die neben mir saß. Als sie mir den Trank abnahm, sah ich, welch schöne, selten schmale Hände das Mädchen hatte, und diese Hände waren auch bei den jetzt beginnenden Tänzen das Schönste.

Als erster kam ein Fischertanz. Die Männer fahren aufs Meer hinaus. Man sieht sie rudern und die Segel hissen. Die kleinen Hände greifen in die Luft. Dazu sangen die Geisshas zu dem Klang des Samisen und der Trommel.

Dann kam Sturm, die Boote gingen unter, die Frauen am Ufer weinten und klagten. Es endete sehr tragisch.

Die beiden Mädchen tanzten unermüdlich. In den kurzen Zwischenpausen knieten sie vor uns hin, kredenzten Sake, lächelten und sahen uns in die Augen.

Die Tänze waren eigentlich nur eine Aneinanderreihung von Posen. Die Beine spielten die geringste Rolle dabei. Nur selten hoben sie sich, so daß man das nackte Fleisch über den kurzen Socken zwischen den auseinanderfallenden Kimonofalten sah. Aber diese Bewegung wirkte plump und unschön. Wundervoll dagegen war das Spiel der Arme und Hände, und im Grunde war es nur ein Tanz der Hände. Wie zwei unerhört zarte, seidene Tauben waren die von D-Duki, und sie umbuhlten einander in der Luft, trafen sich und trennten sich wieder, gesättigt von leidvoller Lust.

Alles, was D-Hami und D-Duki tanzten, waren kleine Geschichten, die letzten Endes tief traurig waren, einerlei, ob es die eines Samurai war, der das einfache Mädchen im Wald so unermesslich lieb hatte, und der nicht mit ihr vereint werden konnte, oder die von dem treuen Knecht, der um seines Herrn willen stirbt und sich dennoch nicht von dem Verdacht der Untreue reinigen kann.

Ich hatte die Mädchen für einige Stunden gekauft, wie ja auch der Geishabesitzer sie gekauft hatte, für einige Jahre, oder auch für ein ganzes Leben, wenigstens solange sie jung und schön waren. Die Geishas wußten, was ihre Pflicht war und spielten und tanzten unermüdlich, aber trotzdem sie sich nichts merken ließen, spürte ich doch irgendwie, daß es für sie Arbeit war, harte Arbeit, die sie Abend für Abend, Nacht für Nacht verrichten mußten. So ließ ich sie ausruhen und ruhig auf den seidenen Kissen knien. D-Duki

sah mir dankbar in die Augen und ihre kleine zarte Hand zuckte wie ein scheuer Vogel, der gern zärtlich zu mir hinüberfliegen wollte, aber sich doch nicht traute. Da faßte ich sie und streichelte sie, und sie nahm allen Mut zusammen und sagte, es sei heute so ein schönes Stück im Kino, und sie würden es sich so schrecklich gern ansehen. Aber sie hätten im Anschluß an mein Engagement gleich noch ein anderes.

Da mußte ich lachen, und ich lud D-Hami und D-Duki und Sadao, die Samisenspielerin, und gleich noch die bäuerliche Trommelspielerin, die Alte und die Magd ins Kino ein.

Wir zogen alle zusammen los. Es war wohl ein etwas ungewöhnlicher Abschluß eines Geishaabends und unser Einzug ins Kino verlief nicht ohne erhebliches Aufsehen.

Ich war vorher und nachher so oft in japanischen Kinos, daß ich nicht weiß, was eigentlich gespielt wurde. Es war einer der national-japanischen historischen Filme, die alle so unendlich tragisch sind. Wenn man sie öfter gesehen hat, verlieren sie stark an Interesse. Allein meine kleinen Schmetterlinge kauerten voll glückseliger Hingabe auf dem Boden der Loge, und es war tiefe, ehrliche Trauer in ihren Augen, als sie noch vor Ende des Stückes wieder ins Machiai zurück mußten, um zu spielen, zu tanzen und zu lächeln.

## 18. Japans Weg nach Westen

Sendai

Es war Buddhas Geburtstag. Gerade als wir im Städtchen ankamen, bog der lange Kinderfestzug auf dem Bahnhofsplatz ein: erst die Koto-Sakko-Schüler in



ihren blauen Uniformen und Schirmmützen, dann die Volksschüler noch japanisch gekleidet in blauweiß gemusterte Kimonos und mit klappernden Holzpantoffeln. Den Beschluß machten die Mädchen. Diese waren noch durchweg in japanischer Kleidung, allein bei der einen oder andern bezeugten doch Wollschals, bunte Wollmützen und Filzhüte, daß langsam auch in der japanischen Frauenkleidung jene Mischung von östlichen und westlichen Kultur- und Zivilisationsformen einzusehen beginnt, die für das ganze heutige Japan charakteristisch ist. In der Mitte des Zuges wurde der große heilige weiße Elefant getragen. Vor der Bahnhofshalle machte der Zug halt, und der weiße Buddhaelefant glözte den Bahnhof an. Die Musik, nicht etwa japanische Samisen oder Flöten, sondern eine Kapelle mit Blasinstrumenten, stimmte die japanische Nationalhymne an. Alle Kinderarme, die in europäischen engen Jacken und die in den weiten Kimonoärmeln, fuchtelten aufgeregt mit ihren Fähnchen in der Luft und schrien: „Bansai, Bansai!“ so heftig und leidenschaftlich, wie man es den äußerlich so glatten, lächelnden Gesichtern gar nicht hätte zutrauen mögen.

Da es anfang zu regnen, löste sich der Zug auf. Die Straßen waren lustig anzusehen mit all den bunten Blaspapierschirmen, die wie Schwärme farbiger großer Quallen über die Straße schwammen, und die Japaner gingen auf ihren hölzernen Gefas wie auf Stelzen durch den Schlamm, in den sich die Straße rasch verwandelte, aber für uns wurde es langsam unerfreulich. Wir wollten mit dem Nachterpreß weiter und hatten noch einen langen Abend vor uns. So suchten wir den Universitätsprofessor auf, an den uns unser Bekannter vom Schiff empfohlen hatte. Der

Professor war gerade verreist, aber wir trafen vor seinem Haus einen Kollegen, der es mit japanischer Gastfreundschaft für unvereinbar hielt, daß wir den Abend allein verbringen sollten. Da er selbst nur ein paar Brocken englisch sprach, führte er uns in das Haus eines Freundes, der Lehrer am Koto Gakko für Deutsch war.

Die Koto Gakkos sind eine Zwischenstufe zwischen Gymnasium und Universität, ähnlich den englischen Colleges. Die Schüler haben die Wahl zwischen Deutsch und Englisch als Hauptfach. Zukünftige Mediziner und Juristen wählen in der Regel das erstere. Der deutsche Unterricht wird von nach Japan berufenen deutschen Philologen oder in Deutschland ausgebildeten Japanern erteilt. Diese Koto-Gakko-Lehrer sind ein Faktor für die kulturelle Stellung Deutschlands in Japan, den man nicht hoch genug einschätzen kann.

Die Koto Gakkos sind gleichzeitig Keimzellen für die Verwestlichung Japans. Die Lehrer führen wie alle Japaner, die längere Zeit in Europa oder Amerika waren, ein Doppelleben. Sie haben die Annehmlichkeiten westlicher Lebensgewohnheiten allzusehr schätzen gelernt, als daß sie sich so leicht von ihnen wieder trennen möchten, und anderseits steckt das Altjapanische doch noch zu tief in ihnen, um es völlig aufzugeben. In dem heranwachsenden Geschlecht aber beginnt das fremdländische Element immer stärker zu überwiegen. Es fängt mit den Babys an, die mehr und mehr auf europäische Weise gewickelt werden. In den Volksschulen werden die Kinder an Tisch und Stuhl gewöhnt, in den höheren an Stiefel und europäische Kleidung. Japan wird zweifelsohne die westliche Kulturform seinen besonderen Bedürfnissen anpassen, aber der Prozeß der Verwestlichung selbst hat unaufhaltsam eingesetzt. Eine

Zeitlang sah es sogar aus, als ob Japan hemmungs- und kritiklos alles Westliche nachzuahmen trachte. Heute wird jedoch erkennbar, daß das fernöstliche Inselreich lediglich bemüht war, sich den technischen und militärischen Apparat des Abendlandes anzueignen, die Wurzeln seiner Wesenheit jedoch zu bewahren. So entstand dies krasse Nebeneinander von Ost und West, Altem und Neuem, Mittelalter und Übermoderne, das für das Japan von heute charakteristisch ist, wie für das Doppelleben der japanischen Ober- und Mittelschicht.

Wir konnten keinen besseren Beweis dafür bekommen als in dem Haus des Koto-Gakko-Lehrers, der uns jetzt mit vorbildlicher Gastfreundschaft aufnahm. Er war im Kimono, allein er entschuldigte sich angelegentlich deswegen und betonte, daß er dies bequeme Kleidungsstück lediglich des Sonntagabends wegen angetan habe, an dem er keinen Besuch erwartete. Tatsächlich ließ er uns, kaum daß er uns in den Salon geführt hatte, allein, um sich rasch europäisch umzuziehen.

Es war wirklich ein „Salon“, in den wir geführt worden waren. Es war zwar ein rein japanisches Haus mit den strohgeflochtenen Matten am Boden und mit Papierwänden. Aber vor die eine Hälfte der milchglasigen Papierwand schob sich ein massiges deutsches Klavier, an der andern balancierten auf dem gebrechlich zarten Hintergrund billige Oldrucke mit dem Heidelberger Schloß und der Siegessäule. Die Tokonoma schmückten nicht nur Kakemono und Blütenzweig, sondern eine ganze Fülle kitschigster deutscher Porzellanvasen und Krüge. Möbel waren nicht da, und wir machten es uns nach japanischer Sitte auf dem Boden neben dem Kohlenbecken bequem. Ich weiß nicht, wer sich mehr wun-

derte, wir über die deutschen Nippes, oder sie über uns. Sie hatten aber nicht lange Grund dazu; denn schon schob das Hausmädchen drei schwere Polstersessel herein, deren Metallrollen sich böse in die Fußmatten bohrten.

„Aus Deutschland mitgebracht“, erklärte uns stolz der Hausherr. Er war zu einer günstigen Zeit in Deutschland gewesen. Der Yen stand hoch. Die Mark sank. Wenn die japanische Regierung aus Prestigegründen nur den japanischen Studenten Pässe nach den Vereinigten Staaten ausstellt, die über mindestens 300 Dollar monatlich verfügen, so muß sie auch die von ihr selbst ins Ausland Entsandten gut bezahlen.

Öfen, einen Herd, zwei Klaviere, ein Fahrrad, Lampen, Möbel, Bücher, Teppiche, weiß Gott was alles, hatte sich unser Gastgeber im deutschen Ausverkauf erstanden. Am liebsten hätte er für alle diese Schätze einen europäischen Flügel an sein Haus gebaut, wie es jetzt in Japan Mode geworden ist. Allein leider reichte der verfügbare Platz nicht, wie er mit bedauerndem Achselzucken erzählte. Alles in der Wohnung unseres Wirtes war von europäischem Geist berührt, nur die Dame des Hauses nicht und ihre Stellung zum Gatten. Die Frau Professor, die natürlich nicht mit in Deutschland gewesen war, erschien zwar kurz, um ihre Gäste zu begrüßen, verschwand aber sogleich wieder, obgleich eine europäische Dame mit uns war. Nun erschien sie wieder im Türrahmen, ein Tablett mit dem Abendessen in den Händen. Nach Landesitte eine tiefe Verbeugung an der Tür, dann wieder eine, als sie die Tür schloß, und noch ein tieferes In-die-Knie-Gehen, als sie das Kohlenbecken erreichte.

Es war eine ziemlich merkwürdige Situation, wie wir drei auf bequemen Stühlen saßen, und die Dame des Hauses

vor uns mit einem Tablett auf den Knien lag. Die Arme wußte nicht, wohin sie nun eigentlich das Essen absetzen sollte, bis wir uns entschlossen, wieder japanisch zu werden, die Stühle auf die Seite zu schieben und auf den Boden zu hocken. Jeder von uns dreien bekam ein Tablett vor sich hingestellt mit allen möglichen japanischen Leckereien, gezuckerte Anchovis, entzündende kleine Tintenfische, eingesäuerte Bambusknospen und Lotoswurzeln, dazu rohen Fisch, dessen appetitliche rote oder weiße Scheiben mit den Stäben gefaßt und in eine maggiähnliche Sauce getaucht vorzüglich schmeckten. Der Hausherr hatte Hunger und wählte mit genießerischer Miene bald aus diesem Schälchen, bald aus jenem; dazwischen gab er anerkennendes Schlürfen und Schmaßen von sich, was als Erfordernis des guten Tones in Japan gilt.

Die Dame des Hauses blieb bei uns sitzen, als Diensthote auf den Knien in gebührender Entfernung, aufmerksam unser Essen mit den Blicken verfolgend, um sofort mit Nachfüllen bei der Hand zu sein. Sie selbst nahm keinen Bissen, bekam auch keinen Schluck von dem deutschen Rheinwein, den der Hausherr auffahren ließ, noch ein Stück von dem von ihr selbst auf dem deutschen Herd nach deutschem Kochbuch gebackenen Kuchen.

„Wo kämen wir hin“, meinte der Hausherr, auf unsere vorsichtige, ein wenig verwunderte Frage, „wenn die Frau mitäße, wenn Gäste da sind? Sie könnte ja dann in der Küche nicht nach dem Rechten sehen.“

Die Frau verstand kein Deutsch. Die letzten Worte aber hatte sie augenscheinlich verstanden; denn ein schauer, halb neidischer, halb bewundernder Blick traf die Europäerin.

## 19. Reise nach der nördlichen Insel

Otari

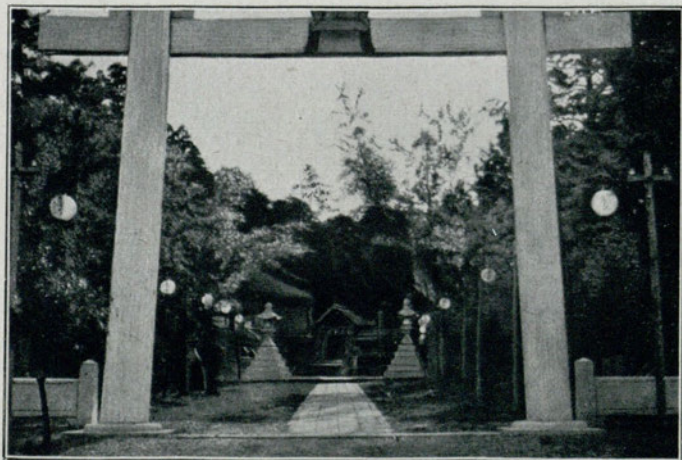
Noch vor Momori kamen wir in den Schnee, wie man es uns in Tokio prophezeit hatte. Als wir mit Tagesanbruch von bitterer Kälte aufwachten und die Vorhänge hochzogen, war draußen alles weiß. Der Zug fuhr zwischen den Reisfeldern hindurch, die rechteckig zwischen den Dämmen wie in Särgen unter weißseidenen Leichendecken ruhten. Die vielen Passagiere, die sich am Abend in dem langen Durchgangswagen gedrängt hatten, waren unterwegs ausgestiegen, und die einsame Leere im Wagen paßte gut zu der Totenstille draußen.

Es gibt kaum ein Volk, das so viel reist wie die Japaner, und die Züge sind in allen Klassen ständig überfüllt. Aber nach der nördlichen Insel, nach Hokkaido, reist man nicht. „Was wollen Sie dort?“ fragte man mich. „Auf Hokkaido ist sechs Monate strenger Winter. Dort ist es rauh und unwirklich. Wenn Sie Japan kennenlernen wollen, müssen Sie nach Kioto gehen, nach Nikko und Nara. Nach Hokkaido geht niemand.“

Natürlich würde ich nach Kioto gehen, nach Nikko und Nara. Allein das ist schließlich nur das eine Japan; das andere liegt auf der großen spärlich bevölkerten Insel im Norden, nach der die Japaner die letzten Ainos verbannt haben, auf der es Kohle und Erz gibt, riesige noch unausgenützte Wälder, Land, auf dem man Korn und Zuckerrüben bauen kann und das noch für viele Millionen Platz bietet, wenn die Japaner nur zu bewegen wären, in ein kälteres Klima auszuwandern.



Stadtempel des Dejafu in Nikko



Tempel in Ofu am Biwasee

Japanische Tempel



Blumen- und Zwergbaumhändler, der im Abonnement verkauft



Japanischer Gärtner

Ganz Japan ist ein Garten



In Nomori war richtig strenger Winter, und die Japaner in Kimonos und Getas wirkten ganz seltsam auf den schmutzig-weißen Straßen. Unser Gepäck war nicht angekommen, und ich versuchte mich mit dem Stationsvorsteher darüber zu verständigen. Da er gerade so viel Englisch konnte wie ich Japanisch, war unsere Unterhaltung einigermaßen schwierig, und es muß sehr komisch gewirkt haben, wie wir uns gegenseitig aus unsern Wörterbüchern und Sprachführern vorlasen. Schließlich verstand er aber, daß er das Gepäck ruhig liegenlassen sollte, bis wir von Hokkaido zurück seien, und wir konnten uns einschiffen.

Ein dichter Schwarm von Zwischendecklern pilgerte auf das Schiff, denn drüben hatte gerade der Heringsfang eingesetzt, zu dem zahlreiche Saisonarbeiter aus Nomori und Umgebung herüberkamen.

Wir fuhren stundenlang durch eine weite Bucht, die hohe Schnee- und Eisberge umsäumten. Tiefblau war das Wasser und von reinstem Silberglanz die Eisberge. Das allein war die Fahrt nach Hokkaido wert.

Raum daß die Bucht von Nomori am Horizont verblaßte, tauchte die von Hakodate, des Südhafens der Insel, auf. Ein spitzer, steiler Ke gel, der an den Felsen von Gibraltar erinnert, hebt sich über eine Stadt, die mit Blockhäusern und Wellblechdächern gar nichts Japanisches an sich hat. Man möchte eher glauben, in einem sibirischen oder russischen Hafen zu landen, und sieht sich fast unwillkürlich suchend nach den blauen oder goldenen Zwiebelkuppeln einer orthodoxen Kathedrale um, die sich doch irgendwo über das Gewirr der schwarzen und schiefergrauen Dächer erheben muß.

Ich hatte die Ausfahrt aus Nomori gefilmt, aber sorgsam meinen Apparat weggepackt, ehe wir nach Hokkaido

Ein wenig unheimlich war ihm nur, daß ich nicht gleich zum Zug ging, sondern erklärte, ich wollte erst noch einen Bummel durch die Stadt machen.

Es sei dort wirklich gar nichts zu sehen, versicherte er mir.

„Oh, das macht nichts“, erwiderte ich, aber wenn es ihm Spaß mache, könne er uns ja begleiten. Das war ihm nun doch peinlich, und so mußte er uns schließlich schweren Herzens ziehen lassen.

Wir gingen. Aber am Ende des Kais kam uns aufgeregt ein Bahnbeamter nachgestürzt: wir würden den Zug versäumen.

„O nein“, mit dem liebenswürdigsten Lächeln zog ich die Uhr, „es sind noch dreiviertel Stunden bis zur Abfahrt.“ So gingen wir in die Stadt. Hinter uns blieb helle Verzweiflung zurück.

Ich muß zugeben, daß an Hakodate selbst wirklich nicht viel daran ist, aber wir blieben trotzdem bis zur letzten Minute. Als wir wieder auf dem Bahnhof eintrafen, wurden wir von dem Polizeibeamten, dem Stationsvorsteher, überhaupt vom ganzen Bahnhof empfangen wie der verlorene Sohn. Als wir abfuhr, piff selbst die Lokomotive, als ob sie froh wäre, daß wir glücklich zurückgekommen waren. Ich solle ja rechtzeitig telegraphieren, wenn wir von Otaru nach Hakodate zurückkehrten, damit er uns abholen könne, rief mir mein polizeilicher Freund noch nach.

Jedem Fremden mögen derartige Erlebnisse mit über-eifrigen Polizeibeamten zustoßen, und so sind die Japaner in den Ruf großer Spionensfurcht gekommen. Aber ich muß zu ihrer Ehre sagen, daß dies mein einziges derartiges Erlebnis war, trotzdem ich kreuz und quer durch Japan, auch noch durch andere Festungsgebiete fuhr und mich durch meine vielen Apparate natürlich besonders verdächtig machte.

## 20. Hokkaido

Otaru

Wie eine Gezeitenwelle schlägt alljährlich die Schar der maritimen Saisonarbeiter vom japanischen Stammland auf die Inseln im Norden hinüber. Mit Nemori auf der Nordspitze von Nippon ist Japan eigentlich zu Ende. Was dann kommt, ist bestenfalls Kolonie, noch nicht eingegliedertes, fremdartiges, rauhes, unfreundliches Land, und vor allem leeres Land. Leben rings um die japanische Inlandsee mehr als 200 Menschen auf dem Quadratkilometer, so sind es auf Hokkaido nur 19, auf dem japanischen Sachalin ist die Bevölkerungsdichte unter 1 pro Quadratkilometer, und auf den ganzen Kurilen wohnen überhaupt nicht mehr als 5000 Menschen.

Aber wenn sich die großen Heringszüge nähern, schwillt die Bevölkerung. Dann kommen die Sachfengänger aus dem eigentlichen Japan zum Fang, und an manchen Plätzen auf den Nordinseln steigt die Bevölkerung auf das Fünf- bis Zehnfache.

Japan lebt von Reis und Fisch. Fisch und Reis wird gleich nach dem Erwachen zum Frühstück genossen, auf der Mittagstafel steht Fisch in den verschiedensten Formen, gekocht, gebraten, geräuchert und roh, und auf dem Abendtisch nicht minder. Die Beschaffung von Fischen in ausreichenden Mengen ist für Japan eine Lebensfrage. Die Bevölkerung des Inselreiches ist durch Jahrhunderte hindurch mit etwa 30 Millionen gleichgeblieben. Seit der Erschließung des Landes durch den Westen hat sie sich mehr als verdoppelt. Damit wurde die Reisdecke zu knapp. Reis muß aus China, Indo-

China und Indien eingeführt werden. Doppelt wichtig ist es daher, daß der zweite Hauptfaktor der Ernährung im eigenen Macht- und Wirtschaftsbereich in genügender Menge beschafft werden kann. Die Ausdehnung Japans nach Norden diene nicht zum wenigsten japanischen Fischereiiinteressen und der Sicherung reicher Fischgründe. Auch im Frieden von Portsmouth, der den Russisch-Japanischen Krieg endete, verfolgten die Japaner die gleiche Politik und forderten und erhielten Fischereigerechtheiten an den russischen Küsten des Amurgebietes und vor Kamtschatka. Diese Rechte liefen allerdings nur auf zwölf Jahre, wurden jedoch auf „einige Zeit“ verlängert.

Die japanische Hochseefischerei verfügt zum Teil über die modernsten Fischdampfer und Fangeinrichtungen — die sogenannten „schwimmenden Konservenfabriken“ —, aber auch wo sie technisch noch in den Kinderschuhen steckt, ist sie organisatorisch wie finanziell überwiegend Großbetrieb. Die Fischer in den armseligen Küstendörfern sind nur zum geringsten Teil eigene Unternehmer, die meisten arbeiten in festem Lohn für eine Fischereigesellschaft, aber sie fahren in ihren alten primitiven Rähnen auf See, Flachbooten, die nur beschränkt segelfähig sind und die zahlreiche Besatzung als Ruderer benötigen. Da man sich in diesen Booten nicht allzu weit vom Land entfernen kann, braucht Japan Küsten, die in neue Fischgründe reichen, und gewann sie mit Hokkaido, Sachalin und den Kurilen.

Der Gedanke der japanischen Regierung war, mit der Erschließung Hokkaidos nicht nur Fisch-, sondern auch Nahrung für seine rasch wachsende Bevölkerung im eigenen Lande zu sichern. Gleich hinter Hakodate kamen wir in Reisfelder. Allein das dauerte nicht lange, und bald traten an

ihre Stelle Äcker mit Gerste, Weide und schließlich Wald, Wald, endloser Wald.

Es ist eine Binsenwahrheit, daß Japan an Übervölkerung leidet. Die Tatsache drängt sich einem auf, wo immer man durch die japanische Hauptinsel reist. Jedes Fleckchen Erde ist genützt. Bis an den Rand der kahlen, nackten Felsen sind die Reisfelder herangeschoben. Wo ein Bach oder ein sumpfiger Grund die Bergketten durchbricht, kriechen die schlammigen Felder mit den zartgrünen Reispflanzen in die Berge hinein, terrassenförmig sich abstufend und immer kleiner werdend bis zu Abmessungen, die für unsere Begriffe puppenhaft sind. Wo es irgend geht, hat man Hänge angelegt und pumpt mühsam Wasser hinauf, um die bebauten Fläche zu vergrößern.

Für das moderne, so rasch anwachsende Japan liegt eine Kette von Schwierigkeiten darin, daß es in manchen Dingen so zäh am Überlieferten hängt, vor allem was die Ernährung anbetrifft. Fisch muß es sein und Reis muß es sein. In der Abneigung der breiten, vor allem der ländlichen Massen, sich auf eine andere Ernährungsweise einzustellen — der verwestlichte Intellektuelle ist sehr gern europäische Kost —, liegt eine wesentliche Schwierigkeit der japanischen Bevölkerungs- und Übervölkerungsfrage. Die pazifische Welt steht unter schweren politischen Spannungen infolge der Weigerung Amerikas und Australiens, ihre Küsten dem japanischen Bevölkerungsüberschuß zu öffnen. Japan vertritt gegenüber dieser Weigerung den Standpunkt, daß die Verhältnisse es zur Abstoßung durch Auswanderung zwingen. Dieser Standpunkt war bis vor wenigen Jahren nur bedingt richtig. Er galt lediglich für das für Reiskultur geeignete Land. In den Bergen der Hauptinsel war Platz,

solange die Japaner noch keine Viehwirtschaft kannten. Der Japaner ist der geborene Gärtner. Jedes Feld sieht wie ein Garten aus, in dem Mann und Frau von früh bis spät mit liebevoller Sorgfalt arbeiten. Aber von Viehhaltung verstanden sie ursprünglich nichts. Milch und Butter kannte man bis zum Eintreffen der Fremden so gut wie gar nicht. Aber auch das hat sich jetzt geändert, und heute exportiert Japan Butter nach England.

Die sachgemäße Kultivierung von Hokkaido mit seinem mittel- und nordeuropäischen Klima stößt jedoch nach wie vor auf Schwierigkeiten. Infolge der intensiven Sommerhitze gedeiht trotz des langen kalten Winters in einzelnen geschützten Strichen noch Reis, allein es ist auch hier bereits die Frage, ob nicht zweckmäßiger andere Früchte angebaut würden. Die ganze übrige Insel ist Land für Korn, Gerste, Hafer, Zuckerrüben und Viehwirtschaft, kurz für norddeutsche Landwirtschaft.

Die Regierung brachte deutsche Landwirte nach Hokkaido, um den Japanern Zuckerrübenbau und Milchwirtschaft zu lehren. Besonders auf letzterem Gebiete sind die Erfolge groß. Bei unserer ersten Japanreise 1924 waren japanische Butter und Käse noch Seltenheiten, 1939—1940 gab es überall Hokkaido-Butter und Hokkaido-Käse.

Trotzdem sind die Möglichkeiten, die die große Nordinsel bietet, noch nicht entfernt voll ausgenützt worden. Ein gut Teil der japanischen Übervölkerungsfragen mit all den internationalen Verwicklungen, die sie in sich bergen, könnte jedoch gelöst werden, wenn es gelänge, in größerem Rahmen japanische Bauern an nordisches Klima, nordische Produktionsmethoden und Lebensformen zu gewöhnen.

Wir saßen in dem Bauernhof, in den der deutsche Vater

uns geführt hatte, um die Feuerstelle. Aus dem Loch im Lehm Boden stieg der Rauch, fand keinen rechten Auslaß und kroch reizend in die Augen. Der Kolonist, der neben uns kauerte, hatte ein Fell auf den Rücken gebunden, so daß er in seiner geduckten Haltung wie ein unheimlich großer Dachs ausah. Draußen wucherte niederes Bambusgestrüpp über die Felder. Ich erzählte von meinen Reisen durch Japan, und wie Visionen erschienen mir die sauberen kleinen Bauernhäuschen zwischen den zierlichen, gepflegten Feldern, die wie niedliche Gartenbeete wirkten, die Kirschblüten vor dem dunklen Hintergrund der Föhren, die Tempel und die bunten Kimonos der Frauen, und ich verstand das sehnsüchtige Leuchten in den Augen des Siedlers, verstand die Leere Hokkaidos.

## 21. Der Weg der Götter

Nikko

Es war in Tokio, wo ich die ersten Tempel sah, allein sie machten keinen Eindruck auf mich, weder die im Shiba-park noch in Kudan oder sonstwo. Auch wo Erdbeben und Feuer sie unversehrt gelassen, war es, als ob die Katastrophe ihnen irgendwie den Hauch geheimnisvoller Schönheit genommen hätte. Da lag die eine oder andere eingestürzte Weihlaterne oder eine auseinandergeborstene Säule. Oder war es auch nur, daß der Staub all der tausend Ruinen und Trümmerfelder sich auf ihre geschweiften Dächer und alten, ehrwürdigen Räume gelegt hatte. Vielleicht war es auch nur die Nähe der Großstadt, die bis in die Tempelheiligtümer hineinflutete und schwelte, die ihren mystischen Zauber nicht aufkommen lassen wollte. Jedenfalls nied ich von da an Tempel und war überzeugt, daß es Sache der Cookreisenden sei, jeden alten Tempel wie jedes Teehaus ge-

wissenhaft zu besuchen, während meine Aufgabe auf einem andern Gebiet liege.

Dann kam ich in Chiogama, wenn auch ein wenig gegen meinen Willen, wieder in einen Tempel. Das kam so: Wir waren in Matsushima gewesen und fuhren nun in dem kleinen Dampferchen über die Bucht, ein wenig enttäuscht; denn Matsushima, eine der drei berühmten Schönheiten Japans, hatte nicht ganz das gehalten, was wir erwarteten. Gewiß, die Bucht mit ihren tausend Kiefernbestandenen Inseln und Inselchen ist ganz hübsch, aber schließlich auch nicht mehr. So saßen wir auf dem Dampfer, sahen auf die vorbeitreibenden Fischer mit ihren großen Netzen und erhofften eigentlich nichts mehr, als wir plötzlich in den Hafenskanal von Chiogama einliefen, und all das bunte Gewimmel der Dschunken und Campans, der aus- und einladenden Kulis, der sonderbaren Bohnenkuchen, der Fische und des Seegetiers überfiel uns wie eine freudige Überraschung.

So groß war der Reiz des kleinen malerischen Hafensstädtchens, daß wir überlegten, die geplante Rückfahrt nach Sendai aufzugeben und hierzubleiben. Aber dann kam doch kühle Überlegung und sagte, daß der Reiz wahrscheinlich mit der Zeit rasch verfliegen, und daß es mehr als ausreichen würde, bis zum nächsten Zuge darin herumzubummeln. So gingen wir zur Station, um nach ihm zu fragen, worauf der Stationsvorsteher mit der Gegenfrage antwortete: ob wir uns den Tempel ansehen wollten. Wenn Fremde in ein japanisches Städtchen kommen, wollen sie den Tempel sehen, und ich merkte, daß ich mit einer verneinenden Antwort den guten Mann unnötig kränken würde. So sagten wir ja, ließen uns den Weg beschreiben und bogen, sobald



wir außer Sichtweite waren, listig und lustig wie Kinder, die die Schule schwänzen, in das bunte Getriebe des Hafens ab.

Wir waren eine ganze Weile darin gewandert, dann über eine Brücke gewechselt und promenierten harmlos auf der andern Seite, als plötzlich der Stationsvorsteher keuchend und aufgereggt hinter uns her gerannt kam. Er sprudelte heraus, daß wir falsch gegangen wären. Angstlich zog er die Uhr und meinte, wir könnten noch zurechtkommen, er wolle uns aber lieber selber führen. Nun blieb uns nichts anderes übrig, als halb belustigt, halb ärgerlich lachend, aber jedenfalls gerührt über diese echt japanische Höflichkeit, den steilen Weg zum Tempel eilig hinaufzuklettern.

Dann standen wir oben inmitten uralter Tempeldächer, bunter Gesimse, roter Lackpfosten, bronzener Drachen und kupferner Kessel. Auf der einen Seite umrahmten alte, hohe Kryptomerien den Tempelbezirk, auf der andern ging der Blick frei über Bucht und See. Eine junge Mutter, ihr Kind auf dem Rücken, betete vor dem Hauptschrein, warf ihr Opfer in den Kasten, zog den dicken Strick, daß die Glocke einen tiefen singenden Ton gab, beugte sich und klatschte dreimal in die Hände. Wie eine sich erschließende Blüte war ihr Gesicht in diesem Augenblick. Nicht die Aufmerksamkeit des Gottes soll ja das Klatschen erregen, sondern es symbolisiert das Erwachen aus dem Traum des irdischen Lebens in die höhere Wirklichkeit des seligen Daseins während der kurzen Spanne des Gebetes.

Die Japaner sind ein sehr diesseits gerichtetes, frohes Volk, das sich ungern mit tiefgründiger Philosophie über die letzten Daseinsrätsel beschwert. Shinto, der „Weg der Götter“, ihre ursprüngliche Religion, ist ein frohes, lichtes Gemisch von pantheistischer Naturanbetung und Ahnenver-

ehrung. Es ist eine Religion, die keine strengen Anforderungen an ihre Bekenner stellt: einmal jährlich im nächsten Tempel zu opfern, genügt, und auch die Opfer stellen keine allzu schwere Bürde dar. Man wirft einige Kupferstücke in die große Opferbüchse oder einige Reiskörner, oder heftet ein paar weiße Papierstreifen an die Tempelpfosten, die die Seidenkleider symbolisieren, die man ehemals den Göttern darbrachte. Auch der Buddhismus hat in Japan seine da-seinsabgewandte Seite verloren. Stellenweise ist er mit dem Shintoismus mehr oder weniger verschmolzen, wenigstens im Bewußtsein des Volkes.

Trotzdem hat dieses in religiöser Hinsicht anscheinend ein wenig oberflächliche Volk die stimmungsvollsten Kultstätten geschaffen, die ich auf der Welt sah. Notre-Dame, Hagia Sophia, die Erlöserkirche in Moskau oder die Schach-Sinda-Moschee in Samarkand, sie alle verblassen vor der Gottnähe der Nikkoer Tempel.

Es gibt ein japanisches Sprichwort: „Nikko wo minai wa, ‚Kekko‘ to iu na!“ das heißt: „Sage nicht ‚Großartig‘, ehe du Nikko gesehen.“ — Gewiß, die beiden Grabtempel des Jemitsu und Jeyasu, Japans beider großer Schogune, mit all den sie umgebenden kleinen Tempeln, Pagoden und Schreinen sind in all dem Glanz ihrer Vergoldung, ihren schwarzen und roten Lackbauten mit das Großartigste, was es auf der Welt gibt. Aber es ist nicht diese Großartigkeit, die überwältigt, sondern die tiefe Frömmigkeit, welche der ganze Tempelbezirk atmet.

Nikkos Tempel erheben sich in einem Hain uralter Kryptomerien. Diese herrlichen Bäume steigen kerzengerade wie verkörpertes Gebet in unendliche Höhe auf, und ihr tiefes, sattes Grün gibt erst den richtigen Rahmen für die

Farbenpracht der Tempelbauten. Der Weg zu den Tempeln ist eine von Station zu Station sich steigende Läuterung der Seele: die feierlichen Kryptomerienalleen, deren ewiges Raunen und Rauschen wie die Stimme des lebendigen Gottes ist, die Torii, die Tempelbogen, die man nacheinander durchschreitet, das Außentor mit den Nios, den furchterregenden Deva-Königen, die es hüten, der Brunnenhof, in dem man sich reinigt, ehe man weiterschreitet, von einem heiligen Bezirk in einen noch heiligeren.

Steile Steintreppen aufwärts, die moosig verdämmern, im Schatten der über ihnen sich schließenden Kryptomerienwipfel, bis der Hauptschrein vor einem gleißt, man die Schuhe ablegt und in seine Halle schreitet, wo leuchtendes Gold an Kranichen und Lotosblüten in mystischem Purpur verdämmert und im innersten Innern das Allerheiligste nur geahnt, nicht mehr gesehen werden kann.

So gewaltig war der Eindruck Nikkos, daß es mich nicht einmal störte, als ich einen der völlig in weiße Seide gekleideten Priester mit hoher, spitzer, grünseidener Mütze Opfergeld zählen sah, und am Ausgang ein anderer mich fragte, ob ich — es war gerade zur Zeit des Densturzes — ihm nicht amerikanische Dollar ablassen könnte.

Man hört darüber klagen, daß mit dem Fortschreiten der Verwestlichung die alte Frömmigkeit des Volkes zurückgehe. Die Opfer mögen spärlicher fließen, und es mag den Priestern schlecht gehen. Aber das hindert nicht, daß in Nikko tiefe Religiosität gepaart mit einem in der Seele des Volkes wurzelnden Kunstverständnis eine Stätte Gottes schuf, die vernehmlich zu jedem spricht, dessen Ohr für seinen Ruf offen blieb.

## 22. Miyako Ddori

Kioto

Die Herren Boys blickten mir mißbilligend nach, als ich ohne eine Rikschā zu nehmen, zu Fuß in die Stadt losging. Wo kam man hin, wenn sich die Fremden selbständig machten und sich eigenwillig von dem Leitseil lösten, das der vom Hotel aus dirigierte Rikschakuli darstellt.

Es hatte tüchtig geregnet, einzelne Tropfen fielen noch und die Häuser längs des Kamogawa standen wie hinter einem Schleier. Eine Elektrische kam, ich sprang auf und ließ mich fahren, bis schmale Gassen mit bunten Papierlaternen zum Durchwandern lockten. Die Stadt versank langsam in anbrechender Nacht, in Regen und Nebeln, die vom Fluß aufstiegen. Es war seltsam erregend, ziellos durch die Gassen der fremden Stadt zu wandern, bis ich müde wurde und daran dachte, daß ich mir die Miyaki Ddori, die berühmten Kirschblütentänze, ansehen wollte.

Von der Shijodori, der Kioto durchquerenden Hauptstraße, in die ich mich nach einigem Suchen gefunden hatte, war es nach der Karte nicht weit nach der Tanzhalle. Eine Gasse geradeaus, dann links, dann rechts. Von der hellerleuchteten Hauptstraße, an der ein Kunst- und Kuriositätenladen neben dem andern all seinen lichten Glanz auf die regennasse Straße warf, in deren Pfügen er sich märchenhaft spiegelte, bogen die schmalen Seitengäßchen ab, dunkel und geheimnisvoll.

Ich ging, wie ich es mir der Karte nach eingeprägt, geradeaus, dann links, dann rechts. Aber statt der einen großen Tanzhalle, die ich erwartete, standen in schmaler Gasse eine ganze Reihe großer, hellerleuchteter Häuser. Ich fragte, aber da ich nur verständnislose Blicke zur Antwort

bekam, ging ich in das größte Haus, das mir noch am ehesten die Tanzhalle zu sein schien. Ich öffnete die papierne Schiebetür und stand in einem Raum voll sich entkleidender Frauen. Im Hintergrund öffnete sich eine Tür. Dampf quoll heraus und eine schlanke, große, nackte Frau stand im Rahmen. Wie in einem Haremsbad hoben sich hinter ihr andere entkleidete Gestalten undeutlich aus dem Dunst des verdampfenden Wassers.

Mein plötzlicher Einbruch in das Frauenbad erregte nicht einmal sonderliche Aufregung, und ich glaube, die Verwirrung war fast auf meiner Seite größer, als ich die enge Gasse weiterschritt und sich die Vorstellung an mich herandrängte, daß rechts und links, von mir nur durch die dünnen japanischen Wände von der Straße geschieden, Hunderte von Frauen sich entkleideten. Aber dann lief die Gasse auf einen lampionengeschmückten Weg aus. Autos und Rikschas drängten sich hier und steuerten auf die im Fackellicht erglänzende Tanzhalle zu.

Wenn man sich bei den Miyaki Dori Logenplätze nimmt, bekommt man vor Beginn der Tänze noch eine Teezeremonie vorzulebriert. Nach der ein wenig abenteuerlichen Einleitung, die mir mein zielloses Schlendern eingetragen, hätte allerdings etwas anderes folgen müssen, als diese ziemlich den Bedürfnissen der Fremden angepasste Zeremonie. Immerhin war es recht hübsch, wie die von blauer Seide und Goldbrokat strohende Geisha umständlich den Tee bereitete. Da jedoch die Bereitung einer Tasse eine Viertelstunde dauerte und an die hundert Gäste anwesend waren, begnügte sie sich mit der einen Tasse für den zunächst sitzenden Besucher, und für uns übrige brachte eine Schar kleiner angehender Geishas den gleich fertig bereiteten Tee.

Es waren Kinder von sechs bis zehn Jahren, die in grotesker Feierlichkeit hintereinander heranzugschritten und sich würdig verneigend jedem Gast eine Tasse brachten. Der dicke, schaumig geschlagene Tee war jedoch für den solcher Genüsse ungewohnten europäischen Gaumen ziemlich ungenießbar, desgleichen die Bohnenkuchen, die danach auf irdenen Tellerchen gereicht wurden. Da es jedoch nach japanischer Sitte höchst ungezogen gewesen wäre, eine angebotene Speise stehenzulassen, so wickelten die meisten Anwesenden die Kuchen samt den Tellern in Papier und steckten sie ein.

Nach dieser Feierlichkeit setzte ein plötzlicher Ausbruch und ein sehr unfeierliches Rennen ein, augenscheinlich um die besten Plätze. Dieses Rennen um die Plätze vollzog sich gemäß der Rangordnung. Nach den Inhabern der Logenplätze kamen die des zweiten Platzes und endlich die Misera plebs des dritten, die sich mit einer Unmenge Kinder in dem weiten Parkett auf die Matten kauerte.

Die Bühne umschloß dreigeteilt das Parkett, und kaum waren hier die letzten Besucher noch hineingestopft worden wie Kartoffeln in einen schon übervollen Sack, als nacheinander die drei Vorhänge hochgingen. Zur Rechten saßen auf langer, schmaler Bühne die Gamisenspielerinnen, zur Linken die Trommlerinnen, alle gleichgekleidet, gleichgerichtet und jede Bewegung so automatenhaft im Gleichtakt verrichtend, daß ein alter preußischer Feldwebel an solchem Drill seine reine Freude gehabt hätte. Die Mittelbühne war für die Tänzerinnen bestimmt, die jetzt von beiden Seiten an den Musikanten vorbei anrückten, sich trafen, neigten und ihre Kirschblütenzweige schwangen.

Die Tänze, die folgten, unterschieden sich nur durch das große Aufgebot an Musikantinnen und Tänzerinnen sowie

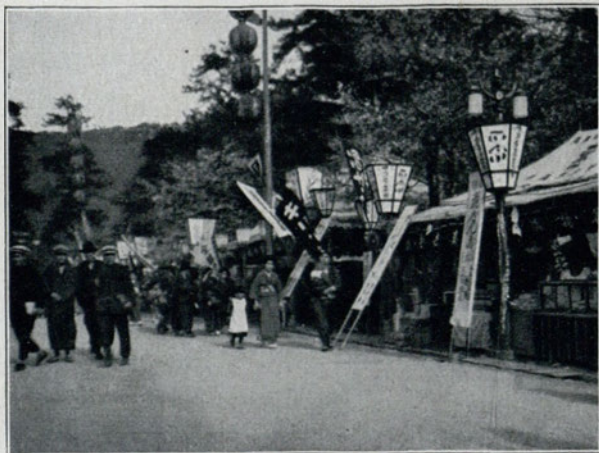


Wie ich es 1924 erlebte



Wie ich es 1940 wieder sah

Zweimal Osaka



Kirschblüte in Kioto



Man trinkt Tee unter Blüten

Baumblüte in Japan



durch die Pracht der Kostüme von den üblichen Geishatänzen. Die Dekorationen entsprachen nicht ganz der Kostbarkeit der Gewänder, aber es war lustig, wie auf offener Bühne die eine in die andere überklappte und aus einem Palast im Handumdrehen eine Winterlandschaft wurde, oder aus einem blühenden Pflaumengarten der Hasen von Tsuruga, was im Parkett lebhafteste und laute Bewunderung auslöste.

Der Tanz endete gleich unvermittelt, wie er begonnen. Vor den Ausgängen zogen die japanischen Besucher mit lautem Seklapper ihre Getas, die hölzernen Stöckelpantoffel, an, während die Europäer die Leinenüberzüge von den Stiefeln streiften. Ein Gewoge von Rikschas und Motorwagen; aber ich zog vor, auch diesmal zu Fuß zu wandern.

Auf der Shijodori lockten die Kunstläden. Es ist ein aufregender Genuß, aus einem in den andern zu wandern, die kostbaren Lackarbeiten, Silbervasen, Porzellane und Cloisonnés in die Hand zu nehmen, zu betrachten und im Geiste sie alle zu besitzen. Die Händler bleiben immer gleich freundlich und zuvorkommend, auch wenn man nichts kauft. Sie wissen, man kommt immer wieder und kauft schließlich doch.

Aber heute abend gelang es mir noch einmal, mich von der kleinen, eingelegten Silbervase loszureißen, die so kühl und schlank in der Hand lag. Um nicht weiter in Versuchung zu kommen, bog ich in eine Nebenstraße ein. Hier brannte in allen Häusern noch Licht. In hellen Flecken fiel es auf die Straße. Musik erklang: Gamisengeklimper, Trommelschlag, dann Gesang heller Stimmen und halb-laute, abgerissene Rufe.

Ich war ganz allein. Keinen Menschen sah ich auf der Straße, keinen an Tür oder Fenster, und die Phantasie hatte freie Bahn, all diese leuchtenden, lärmenden Häuser

nach eigenem Gutdünken zu beleben, bis die Straße still und unheimlich wurde und ganz unvermutet auf den Kamogawa mündete, der schwarz den Steinkai entlang gurgelte und in dem die Lichter der fernen Shijobrücke wie ertrunken lagen, während im Ohr noch leise die hellen Geishastimmen aus dem Teehaus zitterten.

### 23. Kirschblütenfest am Biwasee

Otsu

Der Priester zog den langen Klöppel, der wie ein Mauervidder von außen gegen die Tempelglocke hing, ein Stück zurück und ließ ihn gegen die Bronze schnellen. Sie sandte einen sanften, singenden Ton aus, der wie ein süßer Ruf weicher Frauenstimme über den See verhallte. Es ist dieser Ton, der die Abendglocke von Midera über Japan und die ganze Welt berühmt machte.

Die Tempelbesucher, die der gütigen Kwannon Opfer darbrachten oder in den offenen Hallen und Terrassen um den Tempel saßen und Tee tranken, hielten für einen Augenblick still und lauschten dem Klang nach. Wie der klagende Ruf der über Katata ziehenden Wildgänse erstarb er schließlich über dem See. Die hohen, schlanken Segel der nach Yabase zurücksegelnden Boote glitten in der ersterbenden Brise langsam und feierlich gleich Frauen in weißen Gewändern über den zu schimmernder Metallplatte erstarrten See.

Die Blüten tropften schwer und langsam von den Bäumen, fielen auf die Steintreppe und wiesen den verspäteten Tempelbesuchern den Weg hinunter zu dem mit rosigem Laternen geschmückten Pfad, der in den Kirschblütenhain

führte. An den Wegen und grünen Plätzen saßen auf Matten Familien und Gruppen von jungen Leuten mit Geishas, und darüber hing es wie Wolken im Abendrot an den Bäumen, an denen noch kein grünes Blättchen war, sondern nichts als schneeweiß-rosige Blütenpracht.

Auf der Anhöhe über dem Tempel war noch ein Plätzchen frei. Die flinke, kleine Nesan bereitete die Matte und brachte Sake. Ringsum wurde Sake getrunken, und die Nesan mußte immer neue Flaschen zum Wärmen in den mit heißem Wasser gefüllten Kupferkessel stellen, der über glimmendem Feuer auf dem freien Platz hing.

In den Teich zu meinen Füßen tropften die Blüten, ballten sich hier zu rosigen Schildkröten zusammen, die langsam über das glatte Wasser trieben. Durch die Lücken in den Blütenwolken sah man Teile des Sees, der sich langsam violett zu färben begann, bis der Mond aufging, der den See, die Blüten und den Teich in weißlichen Schimmer tauchte. Gleichzeitig aber wurden die Fackeln und Holzstöße angezündet, die in kleinen Eisenkörben unter den Bäumen hingen, und in ihrem warmen, roten Lichte brachen die Blütenwolken gleich den zarten Blutstropfen einer gemarterten Heiligen aus dem zitternden Schimmer des Himmelsleibes.

Rings um die lichten Blütenhaine lag die Nacht in dichtem Schleier, und einzelne Gruppen an seinem Rand begannen im Dämmern zu verschwinden wie Figuren, die der Schwamm auf der Tafel langsam ins Nichts verlöscht. Aber wenn die niederbrennenden Holzstöße frische Nahrung bekamen, warfen sie ein plötzliches, grelles Licht, das den goldseidenen Kimono einer tanzenden Geisha wie flatternde Schmetterlinge und glitzernde Leuchtkäfer aufleuchten ließ.

Ringsum klangen die Samisen und die Stimmen der singenden Mädchen, und wie die Nacht immer tiefer sank und der Saft die Gemüter erhitzte, flogen helles Lachen auf und unterdrückte Schreie der Lust. Aber nirgends wurde es laut oder lärmend oder roh oder gab es Streit.

Ich schlenderte zwischen den Gruppen der Zechenden mit den singenden und tanzenden Mädchen, und überall wurden mir freundliche, lächelnde Blicke und einladende Rufe und Gesten, mitzutrinken und mich mitzufreuen an den schlanken, sich unter den Blüten drehenden Mädchenleibern.

Rings am Rande des Kirschblütenhaines, der zwischen den dunklen Kiefern lag wie eine schimmernde Lotosblüte auf schilfbedecktem Teiche, stand ein kleines Tempelchen. Ein kleiner Torii hob sich und kündete das Heiligtum. Ein unklares Gefühl trieb mich hin, mich, den einzigen Weißen unter all dem fremden, harmlos fröhlichen Volk, mein Opfer darzubringen, mich zu neigen und dreimal in die Hände zu klatschen, um nicht fremd unter den Blüten zu wandern, sondern eins zu werden mit diesem See, diesen Bergen, dem Lande und seinen Göttern und Menschen, die an den tiefsten Tiefen meiner Seele rührten, als sei da ein Gemeinsames, das sich in ewigem Heimweh verzehren müßte, sobald ich Nippons Küste verlassen.

Wie meine Münze hart in der hölzernen Opferkiste aufschlägt, zuckt im Dunkeln etwas auf und schreckt an mir vorbei. Wie es in den Lichtkreis des Holzfeuers tritt, erkenne ich eine kleine, zierliche Japanerin. Unwillkürlich schreite ich ihr nach und sehe sie in einer Gruppe kauender Frauen verschwinden. Die Frauen winken mir einladend. Es sind lauter ältere Frauen in dunklen Kimonos. Sie

sitzen auf einer Matte hart über dem Hang, der zum See hinunter steil abfällt. Mitten zwischen sie ist das kleine Mädchen aus dem Tempel untergetaucht, wie ein Rücken unter die Flügel der Glucke. Aber als ich die kredenzte Sakechale geleert, sie gespült und sie den Frauen neu gefüllt zurückgereicht habe, rufen sie die kleine Geisha. Eine der Frauen nimmt das Gamisen, und die Geisha kommt schüchtern heran und beginnt auf der Matte zwischen uns zu tanzen.

Wie ich das Gesicht des Mädchens sehe, zucke ich zusammen: das ist doch D-Yuki. Aber wie sollte D-Yuki hierherkommen? Und dann, habe ich mir ihr Gesicht denn überhaupt eingeprägt, und sind nicht alle diese zart gemalten Geishagesichter einander gleich? Aber es sind D-Yukis Hände, die die Tanzende jetzt hebt, und die zwischen den hängenden Blüten verschwinden und wieder herabtropfen, als seien sie ein Teil von ihnen.

Eine der Frauen nimmt der andern das Instrument weg. Sie spielen und feuern das Mädchen zu unermüdlichem Tanzen an. Sie trinken — und trinken mir zu. Es ist phantastisch ungewöhnlich: Ich sitze unter Blüten, hoch über dem Bivasee mitten unter diesen älteren Frauen, als gehörte ich zu ihnen, und diese zarte kleine Menschenblüte wird mir vorgeführt, wie ein edles Tier, das man mir schenken will. Alles ist so anders, so ganz anders, als man es in Japan kennt und erwartet!

Wer sind diese Frauen? Die Unterhaltung mit ihnen ist schwierig. Nur so viel entnehme ich, daß sie von auswärts sind, daß sie ohne jede männliche Begleitung kamen und mit dem Frühzug wieder abreisen. Vielleicht sind es ehemalige Geishas, die sich die junge mitgebracht haben, um

an ihrem Tanz ihre eigene Jugend und die Zeit, da sie sich zum Klang des Gamisen drehten, sich ins Erinnern zurückzurufen.

Ja, sie wollten mir das Mädchen schenken, sei es auch nur für diese Nacht. Ich höre, wie die älteste der Frauen der Geisha einige energische Worte zuraunt. Langsam und schüchtern wie ein scheues Tier kommt sie daraufhin auf mich zu, und als sie furchtsam und ängstlich, nur für einen Augenblick die Augen zu mir aufschlägt, erkenne ich, daß es alles andere als Abneigung ist, was sie so scheu macht.

## 24. Ruhetage in Kanazawa

Kanazawa

Wir waren wochenlang durch Japan gefahren, von Nord nach Süd, von der Ostküste nach Westen und wieder umgekehrt. Nun waren wir ein wenig japanmüde, müde der Landschaft mit ihren Reisfeldern, zwischen denen seltsame Kiefernbestandene Inseln standen, müde des verträumten Zaubers der Inlandsee und des grandiosesten der Berge, des untadeligen Eiskegels des Fuji, aber auch der Tempel, der Schlösser und Feste. So fuhren wir nach Kanazawa, um auszuruhen.

Der erste Eindruck des kleinen Provinzstädtchens an der Westküste war enttäuschend. Es gab eine schon ziemlich europäisierte Geschäftsstraße und eine Elektrische, dagegen war von dem alten Kutaniporzellan, wegen dessen die Stadt berühmt ist, nichts mehr vorhanden. Doch wurden wir entschädigt, als uns die Rikschakulis in der Dura-ya abluden.

Wir hatten schon manches stimmungsvolle japanische Gasthaus erlebt, aber die Räume, in die uns der Wirt jetzt

führte, waren das Hübscheste, was man sich denken kann, und gerade richtig für ein paar Tage des Ausspannens. Wir hatten eine Flucht für uns oder eigentlich schon ein ganzes Haus; denn unsere Zimmer gingen auf einen eigenen kleinen Garten hinaus. Die Bambuswand, die den Garten absperrete, war so hoch, daß sie jeden unbefugten Blick aus dem Nachbarhaus wehrte. Es war ein versteckter, völlig in sich abgeschlossener Winkel, inmitten der lärmenden, fremden Stadt eine Welt für sich.

Wir hatten uns mit einigen Schwierigkeiten mit dem Wirt über unsere Lebensweise verständigt: morgens europäisches Frühstück, denn süßsaure Pflaumen, ungesalzener Reis und gezuckerte Anchovis auf nüchternen Magen können einem auch das stimmungsvollste japanische Milieu verleiden. Mittags wollten wir auswärts essen, abends nach dem Bad aber ein ausführliches japanisches Diner einnehmen.

Mit dem Bad hatte es zuerst seine Schwierigkeiten. Als ich am ersten Abend in den Vorraum des Bades kam, schien mir dieses selbst schon besetzt, und ich zögerte unschlüssig. Da kommt eine japanische Dame herein, verbeugt sich höflich vor mir, und beginnt ungeniert den Kimono abzulegen. Dann folgt Unterkimono und Hemd. Mit entzückender Grazie kniet sie nieder, streift das Lendentuch ab, erhebt sich wie eine Gazelle, zeigt für eine Sekunde einen gertenschlanken, elfenbeinfarbenen Körper mit süßen kleinen Brüsten, verneigt sich nochmals und verschwindet, ganz Dame, in den schon besetzten Baderaum.

In Japan ist das gemeinsame Baden der Geschlechter alte Tradition. In den letzten Jahrzehnten ist es unter dem Einfluß der Europäer, insbesondere der Mission, abgekomm-

men, in den öffentlichen Bädern ist es polizeilich verboten, wird aber, wie ich soeben selbst erleben konnte, noch immer geübt.

Die japanischen Badesitten sind das schlagendste Beispiel dafür, welche künstliche Dinge Moral und Schamgefühl sind; denn sie wechseln völlig je nach Erziehung und Herkommen. Die Japanerin, die nichts dabei findet, ihren Körper im Bade vor fremden Männern zu zeigen, ja, die ihn ruhig von dem männlichen Badediener abseifen und massieren läßt, trägt auf der Straße und in Gesellschaft Kleidung von einer Dezenz, neben der die europäische schamlos erscheint, und sie empfindet die Art, wie sich fremde Männer und Frauen beim europäischen Tanzen umfassen und aneinanderpressen, als äußerste, unbegreiflichste Schamlosigkeit.

Wir zogen es vor, unser eigenes Bad zu haben, und waren sehr zufrieden, als wir eines für unsern ausschließlichen Gebrauch bekamen, zumal das japanische Baden den Nachteil hat, daß sämtliche Hausinsassen, beziehungsweise Hotelbewohner, nacheinander in die gleiche Wanne steigen.

Von diesen kleinen Schönheitsfehlern abgesehen, ist das japanische Bad etwas Herrliches, trotzdem es eigentlich allen ärztlichen Ansichten und hygienischen Vorschriften zuwiderläuft. Der Japaner badet kochend heiß, so heiß, daß ein Europäer erst nach langer Gewöhnung die gleiche hohe Temperatur erträgt. Erst wird der Körper abgeseift und mit heißem Wasser übergossen, dann steigt man für einen Augenblick in die Wanne mit dem siedend heißen Wasser, die von unten geheizt wird. Im ersten Augenblick meint man zu verbrühen, aber wenn man aussteigt, fühlt man sich unendlich wohl, warm und behaglich.



Nach dem Baden saßen wir in Kimonos auf den Seidenkissen vor dem Kohlenbecken und sahen durch die offene Schiebetür in unsern Garten. Auf kleinen schwarzen Lacktischchen stellte die Nesan vor jeden das Diner, alle Gänge gleichzeitig: rohen Fisch und gebackenen, Tintensfische, Krabben, Eiersuppe und dann die Delikatessen, die zum Reis gehören, wie angesäuerter Rettich, Seetang und dergleichen. Neben Reistopf und Teekessel kauerte die Nesan, um aufmerksam unsere Schüsseln und Schalen nachzufüllen. Reis ist heilig. „O gozen“ sagt der Japaner — sehr verehrter Reis. Man darf deshalb auch keinen stehenlassen, und selbst die Reste in der Schüssel spült man mit Tee hinunter, damit kein Körnchen umkomme.

Nach dem Essen wird das Bett gemacht, gewöhnlich in dem gleichen Raum, in dem man wohnt und isst. Da wir mehrere Zimmer für uns zur Verfügung hatten, konnten wir ein wenig à la Europa leben und hatten die Nesan angelernt, im Raume neben dem Schlafzimmer die Betten aufzuschlagen. Diese wurden den Wandschränken entnommen. Sie bestehen aus ein paar seideneu Matrazen, die übereinandergelegt werden, einem Kopfkissen aus Seegras, das recht hart und unbequem ist, und einer dickwattierten, seideneu Decke mit Armeln, in die man hineinschlüpft. Bettwäsche gibt es nicht, und man liegt in seinem Nachtkimono unmittelbar auf der Seide.

Morgens kommt die Nesan herein, schiebt alle Läden zurück, und wenn so die Öffentlichkeit hergestellt ist und man von allen Seiten von der Straße ins Zimmer sehen kann, mag man sich anziehen. Da unser Zimmer nur auf den engen Garten führte, machte das nichts. Im übrigen lernten wir unsere Nesan ein wenig an. Normalerweise ist sie ge-

wohnt, zu jeder Tages- und Nachtzeit ohne vorheriges Anklopfen in die Zimmer der Gäste einzutreten. Das ist nicht etwa eine Respektlosigkeit, sondern dem Japaner fehlt eben der Begriff dafür, daß es etwas Privates und für andere Augen Anstößiges überhaupt gibt. Selbst im Zug sind die Waschtoiletten offen, bestenfalls nur mit einem sehr unzureichenden Vorhang gegen den übrigen Wagen abgeschlossen. So kam auch die Nesan zu uns herein, bis wir ihr beigebracht hatten, vorher zu husten. Im übrigen war ihr Kommen jedesmal eine feierliche Zeremonie. Sie kniete erst außen vor der Thür nieder, öffnete sie, verbogte sich bis auf den Boden. Dann Aufstehen, Durch-die-Thür-Schreiten, Wieder-Niederknien, um sie zu schließen; denn es ist höchst unpassend, eine Thür anders als in kniender Haltung zu öffnen oder zu schließen. Die Nesan kommt auf uns zu. In zwei Schritt Entfernung nochmaliges Niederknien und nochmaliger Kotau. Dann erst fragt sie nach unsern Befehlen oder überreicht das Verlangte. Der Rückzug wird unter dem gleichen Zeremoniell angetreten. Es ist unglaublich, wie oft die Japanerin im Laufe des Tages hinkniet, sich bis auf den Boden verneigt und leichtfüßig und graziös wieder aufspringt.

So hatten wir uns eine ideale Mischung von europäischem und japanischem Lebensstil zurechtgelegt. Tagsüber schlenderten wir unter den Blütenbäumen des Ku-roku-en, des Gartens der sechsfachen Schönheit des alten Daimyoschlosses, oder fuhren in die freie Landschaft hinaus, deren Horizont die Schneeberge umgrenzten, oder ans Meer und sahen den Fischern zu. Es waren Tage traumhaften Vergessens.

Glücklicherweise setzte alsbald Regen ein, der uns den

Abschied leichter machte; denn es wurde langsam Zeit, unsere Reise fortzusetzen. Es gab eine Rechnung, die noch unsere Erwartungen übertraf; denn kein japanischer Wirt wird so unhöflich sein, einen angesehenen und reichen Fremden dadurch seine Unehrbietung und Geringschätzung zu bezeigen, daß er ihm eine allzu geringe Rechnung überreicht. Allein das ist bereits eine Anpassung an europäische Sitte; denn der Japaner gibt beim Betreten des Hotels das „Tschadai“, das sogenannte Teegeld, ein Trinkgeld, dessen Höhe die Vornehmheit des Gastes und den Grad der Ehrerbietung anzeigt, mit der er behandelt zu werden wünscht. Bei manchen Personen beträgt das Tschadai für eine Nacht 50, 100 und mehr Yen. Die eigentliche Rechnung ist dann sehr klein und eigentlich nur eine Formsache.

Nun, trotz der hohen Rechnung gab ich noch ein Tschadai, und es muß zur Zufriedenheit ausgefallen sein; denn nach kurzer Zeit kam der Wirt wieder und überbrachte unter vielen Verbeugungen und ehrfurchtsvollem Schlürfen das Gastgeschenk: eine Bürste und einige buntbedruckte Handtücher.

Bei strömendem Regen fuhren wir ab. Lange noch konnten wir nach der Dura-Da zurückblicken und sahen den Wirt mit allen Nesans auf der Schwelle kauern und sich immer wieder verneigen.

## 25. Japans Großmachtsgrundlagen

Osaka

Die Grundlagen der japanischen Großmachtstellung? — Mit nur geringer Übertreibung könnte man behaupten, daß sie einzig in dem brennenden Wunsch und Willen des gesamten Volkes nach nationaler Größe bestehen.

Eine bergige Inselwelt. Dem kargen Boden ist mühsam jedes auch noch so winzige für den Anbau geeignete Fleckchen fruchtbarer Erde abgewonnen. Aber trotz kräftig ausnützender Bodenbestellung, die dem gesamten Land den Charakter eines sorgsam gepflegten Gartens gibt, reicht die verfügbare Ackerfläche nicht, die Bevölkerung zu ernähren. Das Schicksal der Schweiz war vielleicht von Natur aus dem ostasiatischen Inselreich zugebracht: die Abgabe seiner überschüssigen Bevölkerung ans Ausland, als Arbeiter, als Kulturdünger, als Reisläufer, die fremder Herren Kriege auf fremdem Boden ausfochten. Ein Land, das sich bestenfalls gegen feindliche Nachbarn die Unabhängigkeit wahrt, aber nie daran denken kann, über die eigenen Grenzen hinaus seine Macht auszudehnen.

Kohle und Eisen und in wachsendem Maß Öl sind neben ausreichendem Grund und Boden und genügender Bevölkerung für die Großmachtstellung eines Volkes unumgänglich nötig. Japan hat keines von allen dreien, wenigstens nicht in genügendem Ausmaße und in genügender Güte. Kohle gibt es auf beiden Inseln im Norden und im Süden des Haupteilandes, auf Kjusiu und auf Hokkaido. Die geförderten Mengen wären wohl ausreichend für Japans Eigenbedarf, allein sie ist recht minderwertig. Schon auf den japanischen Dampfern merkt man an dem dicken schwarzen Rauch, der aus den Kaminen strömt, die schlechte Kohle, und nicht anders ist es auf den Bahnen. Schlimmer ist jedoch, daß die japanische Kohle nicht verkokungsfähig ist, so daß die Hüttenindustrie des Landes für Koks-kohle völlig auf ausländische Zufuhr angewiesen ist.

Seinen Roheisenbedarf kann Japan aus eigenen Hochöfen decken. Seine Stahlwerke reichen für 70 v. H. des

Bedarfes. Die Regierung hat mit großer Energie für den Ausbau von eigenen Eisen- und Stahlindustrien gesorgt, vor allem durch die Errichtung des großen Werkes Wakamatsu auf Kiuſſiu. Ferner ist ein großes Hochofenwerk auf Hokkaido. Allerdings sind beide Werke zu einem großen Teil nicht nur auf fremden Koks, sondern auch fremde Erzzufuhr angewiesen.

Die altjapanische Eisenindustrie gründete sich auf die Magneteisenberge von Chugoku, die für den heutigen Bedarf jedoch nicht ausreichen. Außerdem wird Erz noch in der Provinz Du im Eisenbergwerk Kamaisſi gewonnen. Dann sind noch die Erzlagerstätten von Senin und Kuriki, die jedoch ebenso wie der Eisenberg Abuto auf Hokkaido nur bei hohen Erzpreisen abbauwürdig sind.

Überhaupt ist die japanische Eisenindustrie gegenüber der billiger arbeitenden chinesischen und indischen nicht wettbewerbsfähig. Die Japaner arbeiten mit wesentlich höheren Löhnen und sind in der Hauptsache auf fremde Zufuhren angewiesen. Das japanisch-chinesische Bergwerksabkommen von 1918 sicherte allerdings Japan wertvolle Kohle- und Erzbezugsrechte in China, die jedoch nur, ebenso wie die Beteiligung japanischen Kapitals an chinesischen Gruben und Hütten, in Friedenszeiten die Bedarfsdeckung sicherstellten.

Japan hat zwei siegreiche Kriege ohne genügend große, auf eigener Kohlen- und Erzversorgung basierende Eisenindustrie durchgeföhrt. Allein, einmal waren beide Gegner, China wie Rußland, technisch minderwertig, und zum andern dauerten beide Kriege nicht lange genug, als daß der Mangel ungenügender Rohstoffversorgung hätte in Erscheinung treten können.

Ein Krieg von heute stellt jedoch ganz andere Anforder-

rungen an die Eisen- und Stahlindustrie des Landes als selbst noch der russisch-japanische, und Japan, wollte es seine Großmachtstellung behalten, blieb daher gar nichts anderes übrig, als seine Eisen- und Stahlversorgung auch für den Kriegsfall sicherzustellen.

Der fehlende Brennstoff kann zum Teil durch den Ausbau der Wasserkräfte ersetzt werden. Japan verfügt über etwa 5 Millionen PS ausbaufähiger Wasserkräfte, von denen noch nicht die Hälfte ausgenutzt werden, ein Teil für Elektroöfen zur Eisen- und Stahlgewinnung. Da die japanische Wasserkraft teilweise sehr billig ist, so läßt sich die Elektro Stahlindustrie noch in großem Maß ausbauen. Die Werke in Nagoya beziehen beispielsweise ihren Strom aus dem Elektrizitätswerk in Schiro' am Kisu zu dem äußerst niedrigen Preis von einem halben Sen, also noch nicht einem Goldpfennig für die Kilowattstunde.

Alle Elektro Stahlindustrie kann eigene Erz- und Kohlenbasis nicht ersetzen, und so ist Japans ganze auswärtige Politik der letzten Jahrzehnte nur von dem Gesichtspunkt der Sicherung dieser Lebensnotwendigkeiten für sein Imperium aus zu verstehen. Japan mußte sich auf dem Festland festsetzen, oder es mußte auf seine heiß erstrebte und blutig erkämpfte Stellung als Großmacht wieder verzichten.

Der Erwerb Koreas fügte den japanischen Erzvorräten zwar schätzungsweise 50 Millionen Tonnen hinzu. Allein Kokskohle fehlt auch hier, und Japan strebte daher nach Schantung und der Mandschurei. Seine Stellung in Schantung hat Japan nach dem Weltkrieg dank der Intervention der angelsächsischen Mächte sehr rasch wieder verloren, desto zielbewußter sicherte es sich die Mandschurei. Hier verfügt es über Kohle und Erz in ausreichendem Maß. Die Kohlen-

gruben in Fushun liefern eine ausgezeichnete Koks- und Anthracitkohle, die noch dazu billig im Tagebau gewonnen wird, und in den Bergen von Anzan, wo ein modernes Hochofenwerk errichtet wurde, sind ausgedehnte Erzlager, die gleichfalls über Tage abgebaut werden können, von andern kleinen Erzlagerstätten ganz abgesehen.

Die Mandchurei ist noch aus einem dritten Grund für Japan lebenswichtig. Das Inselreich hat, von ein paar ganz geringwertigen Quellen abgesehen, kein Öl. Die Ölfelder auf der Nordhälfte von Sachalin sind ein unsicherer, stark umstrittener Besitz. Japans Flotte basiert heute auf fremdem Öl. Die Ölgewinnung aus Schiefer ist zwar in wirtschaftlicher Beziehung unrentabel, allein das spielt im Kriegsfall ja keine Rolle. Nun ist allerdings in der Mandchurei bisher kein Öl festgestellt, allein in Fushun sind zwischen der Kohle große Lager von Ölschiefer.

Nicht Eroberungslust und Ausdehnungsdrang waren es, die das Inselreich auf das asiatische Festland übersehen ließen, sondern der Wunsch, vielmehr die bittere Notwendigkeit, sich die ihm fehlenden Großmachtsgrundlagen zu beschaffen. Und ihre Sicherung war es, die Japan immer weiter in das Innere Asiens trieb, von Korea in die Mandchurei und von da nach den nordchinesischen Provinzen und der Mongolei. Die Wehrlosigkeit Chinas und die zeitweise Schwäche Russlands im Fernen Osten mögen freilich mitgespielt haben und eine starke Verlockung gewesen sein. Zeitweise mochte vor den Augen ehrgeiziger japanischer Militärs die Vision aufsteigen, die Flagge der aufgehenden Sonne auf den Trümmern des gesamten chinesischen Reiches aufzupflanzen und in Ostasien die stärkste Weltmacht zu errichten, die es seit der Zeit des großen Mongolenchan ge-

geben. Allein die eigentliche Triebfeder der japanischen Ausdehnung auf dem asiatischen Festland lag in militärisch-wirtschaftlicher Nothwendigkeit.

Diese Nothwendigkeit entbehrt nicht einer gewissen Tragik; denn durch sie ist Japan von seiner natürlichen Ausdehnungsrichtung, die nach Süden zielt, abgelenkt worden. Es ist mit einem großen Teil seiner militärischen Mittel in einem Gebiet festgelegt, das es niemals besiedeln noch volkstumsmäßig gewinnen kann.

## 26. Ozeanisches oder kontinentales Groß-Japan

Osaka

Als ich zum ersten Male im Gaimusho, dem Auswärtigen Amt in Tokio, meine Aufwartung machte, sah ich, daß auch an seinen in einem Garten verstreuten Baulichkeiten das Erdbeben nicht spurlos vorübergegangen war. Die Mauern zeigten manchen schweren Riß, der notdürftig verschmiert und verputzt war.

Japans Aufstieg war rasch, so rasch wie der des wilhelminischen Deutschlands, und gerade einem Deutschen muß sich die Ähnlichkeit des deutschen mit dem möglichen japanischen Schicksal aufdrängen. Ebenso wie Deutschland hat der Wille eines stolzen, tüchtigen Volkes Japan zur Weltmachtgeltung emporgetragen.

Aber es darf nicht verkannt werden, daß Japan sich in einer Zwangslage befindet, so daß alle Voraussicht und alle politische Sorgfalt ihm nur bedingt nützen können. Der Schlüssel zum Verständnis der japanischen Situation liegt in dem jährlichen Geburtenzuwachs von einer Million. Eine Million Geburten auf einem Gebiet, das bereits für die Vorhandenen nicht mehr ausreicht, in einem Lande, in dem





Teehaus



Weiber

Im Ken-roku-en, Park in Kanazawa



Chineser im winterlich wattierten Rock



Japaner im Regenmantel

Japan und China bei Nässe und Kälte

ohnehin jedes verfügbare Stück Ackerkrume, auch das kleinste und entlegenste bestellt ist, in dem sich stellenweise 500 Menschen auf einem Quadratkilometer drängen! Will Japan nicht ersticken, muß es sich ausdehnen.

Es ist ohnehin erstaunlich genug, daß Japan seine Jahr für Jahr anschwellende Millionenbevölkerung bisher satt bekam, zumal all sein Landgewinn auf dem Festland ihm nicht das so dringend benötigte Siedlungsland verschaffte. Weder Korea noch die Mandschurei, Mongolei oder Nordchina kommen für den japanischen Siedler in Frage. Erstens ist ihm dort das Klima zu rauh, zweitens kann er mit der ansässigen Bevölkerung nicht in Wettbewerb treten. So blieb dem Reiche der aufgehenden Sonne nichts anderes übrig, als durch märchenhaften industriellen Aufschwung und rücksichtsloseste Ausfuhr bei Unterbieten aller Konkurrenten seine Millionenmassen vor dem glatten Verhungern zu bewahren.

Über die technischen Fähigkeiten des Japaners und die industriellen Möglichkeiten des fernöstlichen Reiches hat sich die weiße Welt lange Zeit gefährlichen Täuschungen hingegen. Man sah in den kleinen eifrigen gelben Männern lediglich geschickte Nachahmer, die man nicht gerade mit schmeichelhaften Bezeichnungen belegte. Man ließ sich nicht im entferntesten träumen, daß sie einmal selber konstruktiv schöpferisch sein könnten. Selbst als sich die japanische Einfuhr auf der ganzen Erde störend bemerkbar machte, glaubte man sie mit dem abfälligen Schlagwort „billig und schlecht“ abtun zu können.

Natürlich waren die japanischen Waren billig, mußten es sein! Wie hätten sie sonst auf den von den alten Industrieländern beherrschten Märkten Eingang finden können,

zumal sich ihnen zunächst nur in Ländern mit einer wenig kaufkräftigen Bevölkerung wie China und Indien Aussicht auf Absatzmöglichkeiten bot. So billige Waren konnten natürlich nicht erstklassig sein, aber gemessen an ihrer Billigkeit waren sie erstaunlich gut.

Das Schlagwort „billig und schlecht“ galt einstmals auch für die deutschen Industrieerzeugnisse, als diese erstmalig den englischen Konkurrenz machten. Und was ist aus ihnen geworden! Den gleichen Entwicklungsgang scheint die japanische Ware nehmen zu wollen. Bis vor kurzem lieferte die Textilindustrie in Kobe und Osaka nur die billigsten Baumwollgewebe. Heute geht man mehr und mehr zur Herstellung feiner und feinsten über. Neben Baumwoll- und Seidenerzeugung tritt die Kunstseidengewinnung, die sich seit 1928 verzehnfacht hat, während sich die gesamte industrielle Produktion verdoppelte. Gleichzeitig wird die japanische Ausfuhr immer vielfältiger. Neben die Textilien und die billigen Spielwaren sowie Artikel aller Art aus Papier und Zelluloid treten die jungen chemischen, Elektro- und Metallwarenindustrien. Das jüngste und bedeutendste Ereignis aber ist die beginnende Umstellung von Konsumgüterexport auf die Ausfuhr von Produktionsmitteln.

Daß die japanische Industrie anfängt, Produktionsmaschinen und Fabrikanlagen auszuführen, bedeutet nicht nur, daß sie auf ein Gebiet vorgedrungen ist, das Europa und Amerika als ihr ureigenstes betrachten, auf dem sie sich für unschlagbar hielten, sondern es zeigt weiterhin an, daß sich selbst für Japan mit seinen unerreichbar günstigen Produktionsbedingungen die Ausfuhrmöglichkeiten einzuengen beginnen.

Wenn es den Japanern noch 1935 möglich war, ihre

Ausfuhr gegenüber der des Vorjahres nochmals um 15 Prozent zu steigern, so nur unter äußerster Anstrengung und durch geschickte Umlagerung von den großen Märkten auf kleine, bisher noch nicht restlos erschlossene. Mit diesem Aufsuchen und Abgrasen der allerkleinsten und rückständigsten Wirtschaftsgebiete kommt aber selbst die japanische Exportindustrie schließlich ans Ende, zumal die Schranken gegen die unerwünschte Einfuhr der allzu tüchtigen und allzu fleißigen Inselbewohner allerorten langsam, aber sicher, höher werden. Damit aber rückt die Krise und Katastrophe beziehungsweise die Notwendigkeit zur schicksalhaften Entscheidung unausweichlich heran, die Japan durch die märchenhafte Steigerung seiner industriellen Leistungsfähigkeit bisher vermeiden konnte.

Mit seiner Ausfuhr ernährt das Inselreich nicht nur seine überschüssige Bevölkerung, sondern es bezahlt auch seine Rüstung, allerdings unter Ausnahme einer wachsenden Anleihenlast, und deckt die Investitionen in den neu erworbenen Gebieten auf dem asiatischen Festland. Da Japan bereits darangehen mußte, Auslandsguthaben aufzulösen, insbesondere zur Beschaffung von Devisen für die Bezahlung der von den Russen gekauften chinesischen Ostbahn, so mag bei sinkender, ja selbst bei einer lediglich nicht weiter steigenden Ausfuhr eine kritische Wirtschaftslage eintreten. Dadurch mag es verfrüht und unter ungünstigen Umständen zu dem Vorstoß nach Süden kommen, von dem man in Japan zwar nie spricht, aber an den man immer denkt; denn im warmen Südmeer liegen alle die Gebiete, die Japan das so heiß ersehnte und so dringend benötigte Siedlungsland geben könnten.

Japan hat sich mit schicksalhaft anmutender Zwangs-

läufigkeit in der Nord-Süd-Richtung entwickelt. Fast wäre man versucht, diese Entwicklung mit dem organischen Wachstum einer Pflanze zu vergleichen. Im dritten Jahrhundert umfaßt Japan noch kaum ein Drittel der Hauptinsel Hondo. Langsam, aber unaufhaltsam schiebt es seine Grenzen nach Norden wie nach Süden vor. Kiuschiu wird eingegliedert, Hokkaido und nach und nach die Ryu-Kyu-Inseln. Dann kommt die lange Pause von 1637 bis 1853, während der Japan sich völlig von der Außenwelt abschließt, niemand hinein und niemand hinaus läßt, während seine Bevölkerung auf dem Stand von 30 Millionen bleibt, bis die Kanonen des amerikanischen Geschwaders unter Admiral Perry die Öffnung der japanischen Häfen erzwingen.

Nach einer kurzen Zeit der Krise und des Schwankens findet Japan die neue, ihm gemäße Form, die ihm erlaubt, die westlichen Methoden zu übernehmen, ohne seine soziale Grundlage preiszugeben. Und nun setzt eine neue Ausdehnungsbewegung ein. Der Krieg mit China trägt Japan Formosa ein, der gegen Rußland die Südhälfte von Sachalin, der Weltkrieg die Karolinen und Marianen. Damit aber ist Japan bereits allzu nahe an die britische Interessenszone im Pazifik herangerückt. Über die Philippinen hält Amerika seine schützende Hand, und die Sundainseln sind einstweilen gleichfalls noch ein „Noli me tangere“. Inzwischen hat sich jedoch die Bevölkerung verdoppelt und wächst unaufhaltsam weiter. So wird Japan über seine ursprünglichen Absichten hin auf dem asiatischen Festland weiter und weiter und in eine großräumige Expansion im nördlichen China gedrängt.

Während es jedoch in seiner Nord-Süd-Ausdehnung kaum einen Rückschlag erlitt, bedeuteten seine Vorstöße auf

das asiatische Festland ein ständiges Vor und Zurück. Bereits in seiner Frühzeit hatte Japan den Südteil von Korea besetzt, mußte ihn aber um 582 wieder aufgeben. Nach Korea und Kwantung griff es nach dem chinesischen und zum zweiten Male mit besserem Erfolg nach dem mandschurischen Feldzug. Die Zeit des Weltkrieges sah dann einen großangelegten Griff Japans nach dem Festland. Es besetzte Tsingtau und Schantung und benützte die Schwäche der Sowjets, um Wladiwostok, das Amurgebiet und erhebliche Teile Ostsibiriens in seinen Besitz zu bringen. Allein alle diese Erfolge zerrannen wieder, und unter der Ungunst der weltpolitischen Lage wie dem Druck der Westmächte und des wieder erstarkten Rußlands mußte Japan ein Stück seiner asiatischen Beute nach dem andern wieder herausgeben.

Es ist sehr unwahrscheinlich, daß die klugen und weit-sichtigen Staatsmänner des Inselreiches all diese Erfahrungen vergessen haben. Und daß Japan auf der Höhe seines fast napoleonischen Vorstoßes nach Innerasien sein eigentliches Ziel nicht aus dem Auge gelassen hat, erwies ja auch die Gründung der „Southseas Development Co.“, d. h. einer Handelsgesellschaft, die freundschaftliche Beziehungen zu den Ländern und Kolonien im Pazifik pflegen soll.

Genau wie seinerzeit die Südmandschurische Eisenbahn wurde die „Südsee-Gesellschaft“ auf Veranlassung der japanischen Regierung gegründet, ja direkt durch sie, wie auch die Regierung über die entscheidende Aktienmehrheit verfügt. Der Weg dieser Gesellschaft ist klar vorgeschrieben, auch ohne daß er irgendwo schriftlich niedergelegt ist. Für den Sehenden besteht nicht der geringste Zweifel an den letzten Zielen der japanischen Politik. Man muß es einmal klar aussprechen: Japan strebt nach dem Süden. Sein eigentliches Ziel

ist das Inselreich im warmen Südmeer, die zum Teil noch leeren und unerschlossenen Eilande, auf denen seine überzählige Bevölkerung nicht nur leben kann, sondern auch leben mag.

Die Entwicklung der Marianen und Karolinen unter der japanischen Mandatsverwaltung ist lehrreich. Als ich 1930 in der Gegend war, trug der erste Eingeborene, dem wir begegneten, zu einem Kostüm, das im übrigen nur „aus Haut“ bestand, ein oberbayrisches Hützl. Die recht abgegriffene Kopfbedeckung war eins der wenigen Überbleibsel der deutschen Zeit. Und die Spanier, die vor uns diese Eilande besaßen, haben noch weniger hinterlassen. Deutsche wie Spanier haben sich begnügt, diese entlegene Inselgruppe mit einer ganz dünnen Oberschicht zu verwalten und zu verwerten. Die Japaner aber haben in der kurzen Zeit, in der ihnen die Inseln überlassen waren, bereits über 40000 japanische Kolonisten fest angesiedelt. Das heißt, es wohnen auf diesen Südsee-Atollen bereits beinahe ebenso viele Japaner wie Eingeborene. Es wird nicht allzu lange dauern, dann ist die Inselgruppe auch der Bevölkerung nach rein japanisch.

Verglichen mit den winzigen Karolinen und Marianen bieten die Philippinen, Celebes, Borneo und vor allem Neuguinea noch unermesslichen Siedlungsraum. Die Japaner brauchen gar nicht bis nach Australien vorstoßen, dessen nördliche Teile für die Japaner ohnehin zu heiß und zu trocken sind.

Um dieses ersehnten und erträumten Südreichs willen hat Japan Mandschukuo gegründet, dringt es weiter und weiter in China vor. Nur dort findet es die Rohstoffe, die es für seine Großmachtstellung braucht. Und nur diese Großmachtstellung kann ihm den Siedlungsraum im Süden ertrocken oder nötigenfalls erkämpfen.



Die Nächstbetroffenen sind England und die Vereinigten Staaten (Holland zählt in weltpolitischem und militärischem Sinne lediglich als Trabant Großbritanniens). Zwischen Rußland und Japan bestehen zwar gewisse Gegensätze, insbesondere auch solche weltanschaulicher Art. Allein es sind keine, die sich nicht im entscheidenden Augenblick von heute auf morgen regeln ließen, genau wie zwischen England und Rußland vor Ausbruch des Weltkrieges.

Und sie ließen sich ja auch regeln, und zwar gerade im entscheidenden Augenblick. Als nach jahrelangem unaufhörlichem Grenzgeplänkel im Sommer 1939 bei Nomonhan von beiden Seiten Divisionen aufeinanderstießen und es zu einer regelrechten Schlacht kam, mochte manchem der offene Ausbruch eines japanisch-russischen Krieges unvermeidlich dünken. Aber gerade Nomonhan gab den Anstoß zu gegenseitiger Verständigung.

Freilich darf man nicht übersehen, daß dabei die guten Dienste des Deutschen Reiches entscheidend mithalfen, und daß andererseits sehr wesentliche Streitfragen noch in der Schwebe sind. Das gilt vor allem von Nord-Sachalin; und in Wladiwostok wird Japan stets eine Drohung erblicken. Aber Japan ist eine ozeanische Macht, Rußland eine kontinentale. Rußland hat seinen pazifischen Weltmeer-Traum liquidiert, der es einst bis nach Kalifornien in die unmittelbare Nachbarschaft des spanischen Kolonialreiches führte. Und vielleicht wird sich auch Japan einmal auf seine ozeanische Rolle zurückbesinnen, sobald es den „Zwischenfall in China“ bereinigen kann und ihm der Weg in das warme Südmeer offensteht.

England allein vermochte bereits vor Ausbruch des europäischen Krieges diesen Weg nicht mehr zu sperren.

Seitdem befindet es sich in Ostasien restlos in der Defensive. Die Vereinigten Staaten wären in der Lage, Japans Vorstoß nach Süden aufzuhalten. Es ist jedoch sehr die Frage, ob sie es tun werden. Die Außenpolitik der USA. ist von je schwankend gewesen. Seit der Präsidentschaft Roosevelts ist sie es in noch höherem Maße, das heißt der Präsident hat wohl ein klares außenpolitisches Ziel, und zwar ein sehr weitgestecktes, allein Rücksichten auf die Innenpolitik wie auf die Wähler zwingen ihn immer wieder zu Tarnungen, taktischen Rücksichten und politischen Manövern.

Was wird geschehen? Japan wird alles daransetzen, den Vorstoß nach Süden zu unternehmen. Daran ist kein Zweifel. Wahrscheinlich werden wir es noch erleben. Wird sich ihm jemand in den Weg stellen? Beinahe jede Kombination der vier Hauptbeteiligten ist möglich: Rußland-Amerika oder England-Amerika gegen Japan, aber ebensogut kann auch das Sowjetreich sich mit dem der aufgehenden Sonne gegen eine oder beide der sogenannten angelsächsischen Staaten verbünden, wie auch andere Länder mit in den Konflikt hineingezogen werden können.

Ob Japan ohne Krieg das erstrebte ozeanische Siedlungsland erhält oder nicht, in jedem Fall handelt es sich um etwas ganz anderes als den Gründungsversuch eines neuen Weltreichs und den Ersatz des westlichen Kolonialimperialismus durch den östlichen.

Im Fernen Osten geht es nicht nur um die Absteckung neuer politischer Grenzen und die Neuaufteilung von Wirtschaftsgebieten, sondern auch um die geistige Auseinandersetzung zwischen Weiß und Gelb, um die seelische Prägung und kulturelle Neuformung von annähernd einer Milliarde Menschen, das heißt der guten Hälfte aller Erdbewohner.

## 27. Die gelbe und die weiße Gefahr

Schimonoſeki

Daß das Schlagwort von der „gelben Gefahr“ gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts so schnell Wurzel fassen konnte und nicht der Lächerlichkeit anheimfiel, könnte wohl damit vielleicht erklärt werden, daß den Europäern noch eine gewisse Erinnerung an jene schon so weit zurückliegenden geschichtlichen Vorgänge im Blut liegen muß, die eine Bedrohung der europäischen Lebens- und Gesellschaftsformen durch aus Asien hervorbrechende Völkerstürme darstellen.

Tatsächlich aber war für die nichteuropäischen Völker eine „weiße Gefahr“ viel eher gegeben. Diese Gefahr besteht nicht nur in der gewaltsamen Unterdrückung durch die Kolonialmächte, sondern auch in der Einimpfung und Aufzwingung von Lebensformen und Gedanken, die für den Osten nicht tragbar sind. Zum Teil muß man freilich bereits die Gegenwartsform durch die Vergangenheitsform ersetzen; denn ein Teil der asiatischen Völker hat diese Gefahr bereits überwunden oder ist wenigstens auf dem besten Wege dazu.

Persien, das zwar eine absolute, aber wohlgeordnete und im Wesen demokratische Monarchie war, hat der europäische Parlamentarismus die innere Auflösung gebracht, bis ihm unter Rifa Chan Pählewi der nationale Erneuerer erstand. China ist unter amerikanischem Patronat eine Demokratie geworden, viel unsozialer, als die Herrschaft der Mandschus war, und ein Jagdgrund für jeden militärischen Abenteurer.

Das gleiche Schicksal der Zersetzung und Auflösung

drohte Japan. Es ist im Inselreich viel von „gefährlichen Gedanken“ die Rede. Man meint damit gewisse sozialrevolutionäre Ideen, während doch ganz allgemein der westliche Kultur- und Gedankenkreis für Japans festgefügtten kulturellen und staatlichen Aufbau einen bedrohlichen Sprengstoff darstellte, solange es ihm nicht gelang, ihn für seine Bedürfnisse zu adaptieren und umzumodeln, wie es dies seinerzeit mit der chinesischen Kultur getan hat.

Auf seinen Inseln abgeschlossen, durch den Monsunrhythmus in harmonischen Gleichklang gewiegt und durch Erdbeben und Seestürme vor Versinken in Passivität bewahrt, hat der Japaner aus drei Stammeswurzeln ein einheitliches Volk geschaffen, das einzigartig in seiner abgeschlossenen Kultur ist. Der Japaner lebt innig verwachsen in und mit seiner Landschaft. Lebensweise, Kleidung, Familienleben, Staat und Gesellschaft, sie bilden ein einheitliches, geschlossenes Ganze, zu dem die künstlerische Form und Gestaltung des Hausgeräts ebenso gehört wie das Bushido, der Ehrenkodex der Samurai oder die Erziehung der Kinder oder die Beherrschung der Formen auch durch den untersten Kuli.

Wie sehr diese altjapanische Kultur ein einheitlicher Ban ist, bei dem selbst Außerlichkeiten nicht ausgetauscht werden dürfen, ohne innere Werte zu gefährden, erkennt man heute im Inselland auf Schritt und Tritt, wo der Japaner in europäischen Lebensformen lebt. Der Japaner, der von Haus aus die Sauberkeit selber ist, trägt europäische Wollwäsche, ohne auf sie die für uns gewohnte Pflege zu verwenden. Er, der in seinem eigenen Heim keinen Papierseken, kein Aschenstäubchen wegwirft, der vor dem Betreten der Wohnung die Schuhe ablegt, auf den Gängen nur in Pan-

tosseln geht und in den mattenbelegten Zimmern nur auf Strümpfen, benimmt sich in einem europäischen Hause in der nachlässigsten Weise, wirft Papier, Obstschalen, Speisereste achtlos auf den Boden. In Landestracht geht der Japaner wie aus dem Ei gepellt, in europäischer stören ihn schmutziges Hemd und schmutziger Kragen ebensowenig wie salopper Sitz. Die japanische Volksmenge ist die wohl-erzogenste, höflichste der Welt, in der Eisenbahn aber benimmt sich ein Japaner weniger rücksichtsvoll. Die dünne Oberschicht, die im Ausland war und die europäische Kultur und die europäischen Lebensformen wirklich erfaßt hat, macht natürlich eine Ausnahme, aber die sich verwestlichende Masse scheint mit der Annahme europäischer Lebensformen, oder vielmehr für die Zeit ihrer Anwendung — denn der Japaner führt mehr und mehr ein Doppelleben —, auch die anerzogenen und überkommenen Moralbegriffe abzustößen.

Japan war ein Feudal- und Polizeistaat, in dem die Macht in den Händen weniger um das Kaiserhaus gruppiert Familien lag. Die streng gehandhabte staatliche Gewalt wurde für die breite Masse dadurch erträglich, daß sie klug angewendet wurde, daß Lebensspielraum für alle da war. Das alte Japan war ein armes Land, ohne krasse soziale Unterschiede, und wenn sie vorhanden waren, vermied man, sie zu zeigen. Das ausgebildete Familiensystem, das nicht die Einzelperson, sondern die Stammesgemeinschaft in den Mittelpunkt stellt, war wirksame Sozialversicherung. Das macht beispielsweise in Japan auch heute noch Bankrotte so selten. Andererseits nimmt die Familie auch an den Erfolgen des einzelnen in einer für westliche Verhältnisse unerträglichen Weise teil. Aber dieses fast parasitäre Ausnutzen ihrer erfolgreichen Söhne durch die Gesamtheit der

weitverzweigten Familie hindert anderseits wieder, daß einzelne Persönlichkeiten allzu steil auf der Leiter der Macht und des Reichthums in die Höhe klettern.

Das alles ist jetzt in Umbildung begriffen. Man hat gewaltige Industrie- und Finanzkonzerne, die immer größere Teile der nationalen Produktion in ihre Hand bekommen und in allerletzter Zeit angefangen haben, Zeitungen aufzukaufen, um die öffentliche Meinung in ihrem Sinn beeinflussen zu können, ja die sich sogar, ganz modern, Kinotheater und Filmfabriken angliedern, um sich auch dieses Werbemittel nutzbar zu machen. Auf der andern Seite aber bildete sich das, was Japan ehemals nicht kannte, ein wachsendes Proletariat, das für die in den Schulen gelernten Ideen von der Göttlichkeit des Herrschers wenig Verständnis hatte.

In den maßgebenden Kreisen erkannte man jedoch rechtzeitig die Gefahren einer zu weit getriebenen Verwestlichung und stellte den Kurs wieder auf die ethischen Werte der alten japanischen Kultur und Tradition um. Auf allen Gebieten mit Ausnahme der Technik setzte die Rück-Japanisierung ein.

Einen besonderen Anstoß erhielt diese durch den Chinafeldzug, der das Land zwang, alle seine Kräfte zu mobilisieren. So kam es zur Ausschaltung des Parlamentes, der Auflösung der Parteien und der Annahme einer autoritären Staatsform. Gemäß den veränderten Anschauungen betonte man diesmal jedoch nicht die Übernahme eines europäischen Vorbildes, sondern im Gegenteil die japanische Eigengesetzlichkeit der neuen Form. Aber welt- wie wirtschaftspolitisch kann Japan auf dem Weg, den es einmal beschritten, nicht wieder zurück, selbst wenn es wollte. Dieselben aus seiner geographischen Lage entspringenden Kräfte, die seine abge-

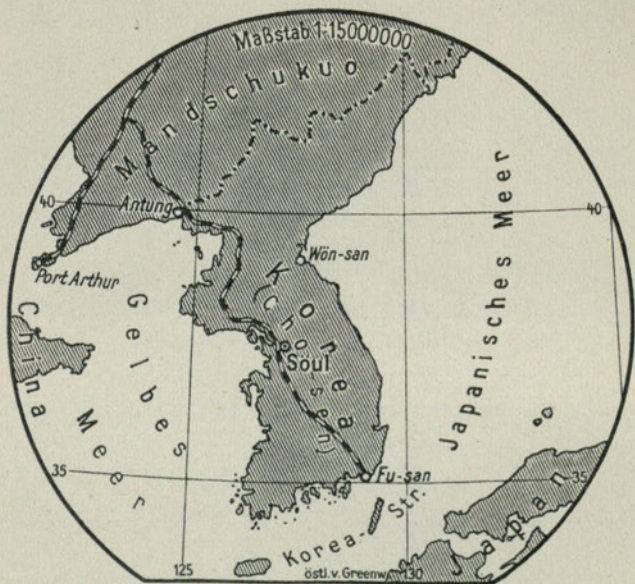
schlossene Kultur aufbauten, als es noch am Rand der Welt lag, drohen es heute in eine überstürzte Entwicklung hineinzustößen, durch die es mehr und mehr in den Mittelpunkt des Weltverkehrs und der Weltpolitik hineinrückt.

Die westliche Zivilisation ist ein Dger, der alles frißt, was es noch an selbständigen Kulturen auf der Erde gibt. Sie muß sie um ihrer selbst willen fressen und zerstören, denn ihr hochkapitalistisch bedingtes Wesen fordert, daß sie allein auf der Erde ist, oder sie wird nicht mehr sein. Es bedeutete eine Lebensbedingung für die Weltherrschaft des durch die angelsächsischen Völker repräsentierten Westens, daß er den Osten durchsetzte und ihm dabei seine eigene Seele nahm.

Eine Zeitlang sah es so aus, als würde sich Japan hemmungslos an den Geist des Westens verlieren, als sei es bereit, für die europäische Maschine seine asiatische Seele zu opfern. Davon ist heute keine Rede mehr. Japan scheint auf dem besten Wege, sich von der abendländischen Kultur nur das ihm Gemäße anzueignen, genau wie seinerzeit von der chinesischen. Die unbegrenzte Hochachtung, mit der noch vor ein bis zwei Jahrzehnten westlich erzogene Japaner auf alles Europäische blickten, besteht heute nicht mehr. Japan hat augenscheinlich den Weg gefunden, sich in technischer wie organisatorischer Hinsicht restlos zu verwestlichen und trotzdem sich gegen die gefährlichen und zersetzenden Wirkungen der abendländischen Zivilisation zu schützen. Damit geht es den gleichen Weg wie heute Persien, Arabien oder auch Mexiko.







# Korea



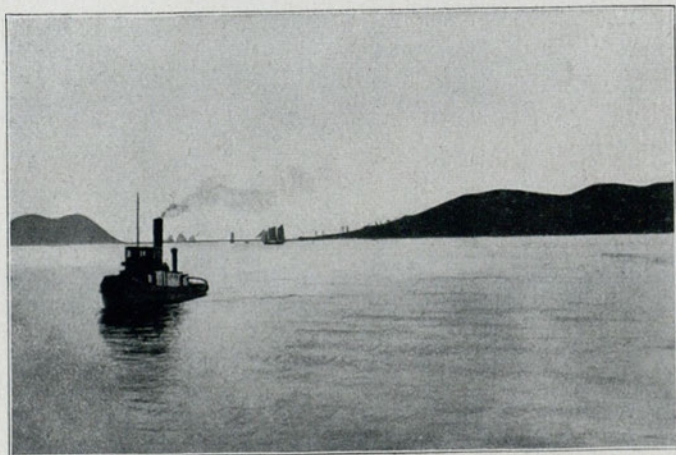


„Eichfengänger“ für den Heringsfang gehen von Bord



Hafenstraße von Otaru

Hokkaido



Hafen von Su-san



Koreanisches Dorf

Korea

## 28. Die japanische und die koreanische Seite von Cho-sen

Söul

Wir saßen auf dem Dachreiter des Cho-sen-Hotels in Söul und sahen auf die Flammen, die Tausende von Blättern brennenden Papiers in die Höhe rissen und sie als Funksprühregen über die Stadt ausschütteten.

Auf den Gängen waren die Hydranten fertiggemacht, und in den Fenstern standen die Gäste in Nachtnegligés, un schlüssig, ob sie sich anziehen oder wieder ins Bett legen sollten.

„Herrschaften, jetzt wird es Zeit, die Koffer zu packen“, sagte der Engländer, der sich neben uns aus der schmalen Luke des Daches klemmte, und verschwand nach unten. Die Flamme hatte gerade ein neues Regierungsgebäude erfaßt und riß aus seinen Balken und Sparren neue grelle Lohe in das Schwarz des Nachthimmels.

„Eine politische Brandstiftung“, sagte irgend jemand aus dem Dunkel des Treppenturmes zu unsern Füßen. „Natürlich“, antwortete eine andere Stimme, „ein koreanischer Racheakt.“ Es war ebenso selbstverständlich, daß diese Vermutung auch ohne irgendwelche Anhaltspunkte geäußert wurde, wie daß am folgenden Tag in den Zeitungen nur von Kurzschuß in der staatlichen Druckerei die Rede war.

Es ist für den Fremden nicht leicht, die Verhältnisse in Korea richtig zu beurteilen. Man ist immer in der Gefahr,

sich entweder von der wirklich großzügigen Kulturarbeit der Japaner blenden zu lassen oder aus Sympathie für den schönen und sympathischen Menschenschlag der Koreaner einen einseitigen Standpunkt zu deren Gunsten einzunehmen.

Die Kulturarbeit der Japaner in Korea erregt Bewunderung und stellt ihrem kolonialisatorischen Geschick ein hohes Zeugnis aus. Der Lebensstandard der Koreaner vor der Besetzung des Landes durch die Japaner war denkbar niedrig. Ein rein koreanisches Dorf abseits vom Wege ist das Ärmlichste und Erbärmlichste, was es gibt. Die Häuser sind Lehmhütten, über die man als Dach eine vorher auf dem Boden geflochtene Strohmatte gestülpt hat, die das ganze Gebäude bedeckt wie ein riesiger Strohhut. Die Felder sind ärmlich, das Arbeitsgerät vorsintflutlich, und auch die Hauptstadt Söul war vor dem Einmarsch der Japaner nichts als ein riesiges schmutziges, stinkendes Dorf, in dem Gebäude im europäischen Sinn eigentlich nur die Kaiserpaläste waren. Noch heute gibt es in der Hauptstadt alte Viertel, in denen man mit dem Hut an die Dächer anstößt. Freilich gab es auch eine alte hochentwickelte koreanische Kultur, deren Basis im Volke jedoch durch die Mißwirtschaft der Adels Sippen im Vergleich mit der japanischen oder chinesischen sehr schmal geworden war. Man muß sich beeilen, wenn man sie noch sehen will; denn die Japaner sind gerade in Söul besonders rege an der Arbeit — noch ein paar Jahre weiter, und sie haben daraus äußerlich nicht nur eine japanische, sondern gleich eine europäisch-amerikanische Stadt gemacht.

Über das Wege- und Bahnnetz braucht man nicht viel Worte zu verlieren, da es ja in erster Linie strategischen Zwecken dient. Aber darüber hinaus haben die Japaner eine Fülle geschaffen, was der Wohlfahrt des Landes und seiner

Bevölkerung unmittelbar dient. Das Verblüffendste und Auffallendste ist die Aufforstung. Korea ist zu 71 v. H. seiner Oberfläche Waldland. Allerdings ist dabei nur etwa ein Drittel Wald in unserm Sinne. Das übrige ist völlig heruntergewirtschaftet oder überhaupt nur ehemaliger Waldboden. Der Grund hierfür liegt in dem Raubbau der Forsten, den die Art der koreanischen Heizung hervorruft. Die koreanischen Häuser haben eine Art Zentralheizung, die mit Zweigen und kleineren Ästen gefeuert wird. Für diese Heizung wurden rücksichtslos die jungen Bäume ausgerissen, so daß riesige Stücke Wald zugrunde gingen. Die Japaner haben nun in geradezu vorbildlicher Weise aufgeforstet, seit sie Korea in Verwaltung nahmen. Durch das ganze Land, von Süd nach Nord, von Fu-san bis Antung fährt man durch den von den Japanern angepflanzten Wald. Von der japanischen Regierung wie von privaten Unternehmungen wurden in einem Jahrzehnt 740 Millionen Bäume gepflanzt.

In gleicher Weise wurde für Hebung der Landwirtschaft gesorgt und damit die Ernährungsgrundlage des Landes derart verbreitert, daß seine Bevölkerung von 13 auf 21 Millionen steigen konnte. Überall an den von den Japanern gebauten Bahnlinien und Straßen sieht man große Bewässerungsanlagen, mit Weiden bepflanzte Kanäle, Dämme gegen Sandstürme und neue, terrassenförmig angelegte, dem bisherigen Sand- und Bergland abgerungene Felder.

Das ist die japanische Seite von Chosen. Über die koreanische kann man heute wohl sagen, daß sich der weitaus größte Teil des koreanischen Volkes sich damit abgefunden hat, daß ihr einstiges Kaiserreich eine Provinz des japanischen Imperiums bildet.

## 29. Besuch im Hause „Güterreich“

Söul

„Dies ist unser Haus“, sagte Herr „Güterreich, Weiß, Wahrheitsfreund“ sich verneigend, „leider ist es nur ein ganz armseliges, schlechtes Haus, und ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich es wage, Sie hierherzuführen.“ Dem Anschein nach schien er recht zu haben; denn wir standen vor einem langen, fensterlosen Lehmshuppen, über dessen Mauer ein schweres Ziegeldach tief herabgezogen war, so tief, daß es beinahe unsere Hüfte streifte. Allein, wir hätten uns durch diesen ersten Augenschein nicht täuschen lassen, auch wenn uns der Benediktinerpater nicht vorher gesagt hätte, daß wir in eines der reichsten altkoreanischen Adels Häuser mit 70 Zimmern kommen würden. Alle Orientalen bauen ihre Häuser nach innen und zeigen der Straße nur eine abweisende, wenig einladende Fassade. Und was die Einführung des Herrn „Güterreich“ anbetrifft, so ist es in Ostasien guter Ton, daß der Wirt vor seinem Gast sein Haus, die Zimmer, in die er ihn führt, das Essen, das er ihm vorsetzt, verkleinert und schlecht macht. „Wir haben heute leider nur ganz wenig und ganz schlechtes Essen“, sagt der Chinese beispielsweise, bevor er einem ein Diner von 25 Gängen vorsetzt.

So verneigten wir uns und erklärten unsererseits, daß wir noch in keinem so großartigen Haus gewesen seien, und daß wir es als eine ganz besondere Ehre empfänden, daß er uns zu sich eingeladen habe.

Tatsächlich war es das auch; denn an sich ist es für einen Fremden außerordentlich schwierig, in ein koreanisches



Haus Zutritt zu bekommen. Wir verdankten die seltene Gelegenheit nur dem günstigen Umstand, daß Herr Gütereich bei Pater Georg deutschen Unterricht nahm und diesem versprochen hatte, den ersten Deutschen, die nach Söul kommen sollten, sein Haus zu zeigen.

Herr Gütereich war ein junger Anwalt und so weit modernisiert, daß er zwar noch die schneeweiße koreanische Kleidung, aber nicht mehr das Rosshaarhütchen und den hochgebundenen Zopf trug. Sonst aber ist die alte angestammte Kleidung noch überall, selbst in Söul, zu sehen. Sie ist zweifelsohne die originellste Volkstracht, die ich je gesehen habe. Sie besteht aus weißer Hose und langem, weißem Oberrock, den eine Schleife kokett vor der Brust zusammenhält. Das Phantastischste daran ist jedoch die Kopfbedeckung. Sie besteht aus einem kleinen schwarzen Hütchen aus versteiftem Rosshaar. Es sitzt von einem breiten Bande unter dem Kinn gehalten wie ein Clownshütchen auf dem Kopf. Durch seine durchsichtigen Maschen sieht man das kleine Zöpfchen, das unter dem Deckel des Hutes hochgebunden ist, so daß es aussieht wie ein Vogel im Bauer. Diese für unsere Begriffe geradezu grotesk-komische Aufmachung wirkt nicht einmal lächerlich; denn die Koreaner sind ein schöner, würdevoller und dabei großer Menschenschlag.

Auch unser Wirt mußte sich tief bücken, als sich auf sein Klopfen die schwere Balkentür öffnete, und er uns in das Innere seines Hauses geleitete.

Zuerst kamen wir in einen engen Hof, der eher für ein Zwergengeschlecht als für die hohen, breiten Gestalten der Koreaner angelegt schien. Dann kam wieder ein Durchlaß in einen neuen Hof, ein ganzes Gewirr von ineinandergeschachtelten Höfen, auf die Zimmer und Wirtschaftshöfe

hinausgingen, so daß man sich wie in einem Labyrinth hoffnungslos verloren wähnte.

Endlich kamen wir in einen größeren Hof, der mit blauen Kacheln ausgekleidet war. Blattgewächse mit roten Blüten hoben sich kontrastreich von dem tiefen Blau ab.

Die blauen Kacheln kündeten, daß wir uns in der Frauenabteilung befanden. Es war erstaunlich, daß wir in dieses meist abgeschlossene Heiligtum des koreanischen Hauses eindringen durften, denn in Korea leben die Geschlechter auch innerhalb der Familie streng voneinander getrennt; vor dem Einmarsch der Japaner und dem Beginn der neuen Zeit war die vornehme Koreanerin fast noch strenger als die Mohammedanerin abgeschlossen. In der Kaiserzeit durften die Frauen nur zu einer bestimmten Abendstunde auf die Straßen, wenn der Klang der großen Glocke, die heute untätig in ihrem käfigartigen, niederen Gehäuse an der Hauptstraße hängt, gleichzeitig die Männer von der Straße verbannte.

Das Frauenhaus, das den blauen Kachelhof auf der einen Seite begrenzte, lag auf einem sockelartigen Untergeschoß und sah mit seiner breiten Freitreppe, der schmalen, es umgebenden Galerie und den an die Decke hochgeklappten Papierwänden, die den Blick in das Innere freigaben, reich und einladend aus.

Auf der Galerie vor der Freitreppe saß eine dicke Frau und rauchte eine meterlange Pfeife. Daß sie die Pfeife nicht weglegte, sondern in unserer Anwesenheit ruhig weiterrauchte, verriet die Matrone; denn die Koreaner erlauben ihren Frauen erst mit 60 Jahren vor ihnen und in der Öffentlichkeit zu rauchen.

Wir zogen unsere Schuhe aus und wurden feierlich ins Zimmer geleitet. Dort sahen wir uns vergeblich nach einer

Sitzgelegenheit um. Wir waren ja von Japan her nicht verwöhnt. Aber immerhin hatte es dort Tatamis und Seidenkissen gegeben, während hier nichts war als der nackte Fußboden.

Troßdem sitzt es sich im koreanischen Haus behaglicher als im japanischen, wenigstens an kalten Tagen, wo man im japanischen Haus trotz Hibachi jämmerlich friert, während das koreanische durch Zentralheizung wohliger erwärmt wird.

Diese Heizung führt ähnlich wie die altrömische unter dem Fußboden der Zimmer durch. In Feuerlöchern wird Reisig entzündet, und der warme Rauch streicht dann unter allen Zimmern bis zum Kamin auf der entgegengesetzten Seite hindurch. Der Fußboden besteht aus Steinplatten, die mit Lehm gedichtet sind und über die Strohpapier gespannt ist.

Auf diesem Strohpapier sitzt, isst und schläft der Koreaner; zum Schlafen legt er sich nicht einmal eine Matratze unter, sondern liegt auf diesem harten Boden mit einem Holzblock als Kopfkissen, bestenfalls auf einer niederen, aber gleichfalls harten Erhöhung.

Wir saßen in der Mitte des Zimmers und bewunderten die messingbeschlagenen Truhen, die rings an den Wänden übereinander aufgestellt waren, bis das Essen aufgetragen wurde. Der Sitte gemäß aßen nur die Männer mit uns, während die Frauen rings von den Wänden aus uns zusahen.

Wir waren vor dem Essen durch die Küche und Wirtschaftsräume geführt worden und sahen daraufhin den kommenden Genüssen mit einiger Skepsis entgegen. Die Küche im koreanischen Haus ist nämlich sehr primitiv. Im einfachen Hause wird der Reistopf überhaupt nur über das Feuerloch der Zentralheizung gehängt, und auch im reichen wird eigentlich unter einem offenen Dach gekocht.

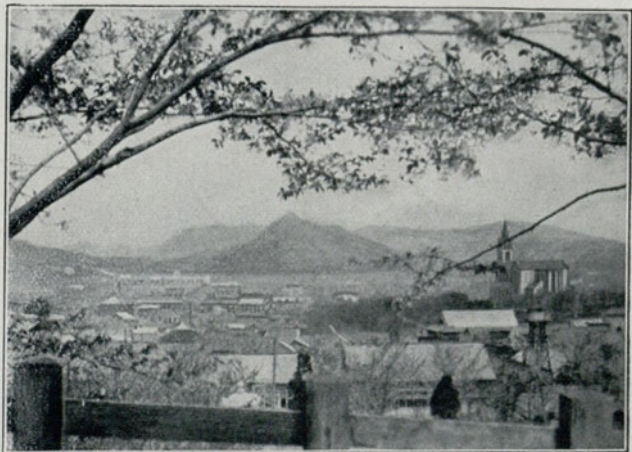
Noch eigenartiger als die Küche war die Speisekammer. Sie besteht aus einem Hof voll mannshoher Tontöpfe, in denen der wichtigste Bestandteil der koreanischen Kost aufbewahrt wird: die Kimtche, gesäuertes Gemüse, das durch Zusatz von Fisch in Gärung übergeführt wird.

Aber wir waren angenehm überrascht, als eine reizende kleine Dienerin eine Fülle von Kupferschalen vor uns auf dem Boden aufbaute, und sich in jedem ein schmackhaftes Gericht befand. Nur an eine braune, klebrige Masse traute ich mich lange nicht heran, bis ich auf Drängen meines Wirtes endlich zulangte und fand, daß es . . . ausgezeichnete Honig war!

Um uns saßen all die vielen Frauen der Familie Güte- reich und sahen uns zu, alle in blütenweißen Kleidern mit den eng um die Taille geschnurten Röcken und den kurzen Täckchen, unter denen bei rascher Bewegung der Arme sich harmlos neugierig die Brüste vordrängen.

In Wirklichkeit war es ja eine ganze Reihe von Familien, die im elterlichen Haus zusammenwohnten und die, wie in Korea üblich, eine gemeinsame Wirtschaft führten, deren Kosten der Vater trägt. Wie wir so tafelten und die Frauen einschließlich der Mutter uns bescheiden zusahen, mußten wir meinen, daß die Frau in Korea eine gänzlich untergeordnete Rolle spielt. Aber wir erfuhren bald, daß die Mutter auch über den erwachsenen Sohn noch ein strenges Regiment führt.

Ich hätte gern eine koreanische Tanzschule — es gibt in Söul sehr berühmte — gefilmt und fragte meinen Freund, ob er mich nicht in eine solche führen könne. Er war sogleich dazu bereit, als seine Mutter eine Bemerkung hinwarf und er verlegen wurde und bedauerte, er könne doch



Panorama von Cöul (im Vordergrund katholische Missionskirche)



Vor dem kleinen Osttor

Die koreanische Hauptstadt



Strasse im Japanerviertel von Söul (im Hintergrund Trauernder  
mit riesigem Strohhut)



Strasse im Koreanerviertel von Söul (im Hintergrund  
der Himmelskempel)

Die japanische und die Koreanische Seite von Chōsen



Trommeltanz



Schwertertanz

In der koreanischen Tanzschule



Beim Tanz



Echlusspose

Koreanische Primaballerina



nicht mit uns gehen. Eine koreanische Tanzschule ist nicht gerade unpassend, aber immerhin auch alles andere als eine moralische Anstalt. Dem Herrn Rechtsanwalt, dessen vier Kinder wir vorhin bewundert hatten, verbot seine Mutter, dorthin zu gehen.

### 30. In der koreanischen Tanzschule

Söul

Nachdem Mama Gütereich ihrem Herrn Sohn nicht gestattet, uns in die Tanzschule zu führen, war guter Rat teuer. Die Benediktinerpatres, die sich die größte Mühe gaben, daß ich alles in Söul zu sehen bekäme, konnte ich doch beim besten Willen nicht darum bemühen. Einer von ihnen hatte einmal auf dem Lande zufällig eine Tanzvorführung gesehen, und so war er ganz durchdrungen davon, wie wichtig es für mich wäre, dies zu sehen und zu filmen. Allein er meinte sorgenvoll den Kopf schüttelnd, er könne mir dies wirklich nicht vermitteln, denn die Tanzschule sei doch immerhin ein wenig ein verrufenes Haus. Unsere japanischen Bekannten aber hatten durchaus abgewinkt, uns dorthin zu führen, sei es nun, daß sie meinten, die Koreanerinnen würden die Tänze ihrer Geishas ausstechen, oder daß es wirklich nicht ganz passend war, dorthin zu gehen.

So blieb mir letzten Endes nichts übrig, als mich an den Hoteldolmetscher zu wenden. Dieser war gleich am ersten Abend an mich herangetreten und hatte mich mit schmierigem Lächeln gefragt, ob er mich nicht zu den Tänzerinnen führen solle. Sie wären ganz besonders reizvoll und ganz besonders jung. Damit er nun nicht allzusehr darüber triumphierte, daß ich mich doch noch an ihn wendete, sagte

ich ihm kurz und grob, ich lege zwar gar keinen Wert auf die Genüsse, die er mir bei seinen Tänzerinnen in Aussicht gestellt habe, aber ich lege Wert darauf, einige echte, alte koreanische Tänze zu filmen; das solle er mir vermitteln.

Am nächsten Tage war alles abgemacht. Unsere Nikschakulis brachten uns rasch aus dem europäisch-japanischen Söul in das altkoreanische. Es sah aus, als führen wir in den hohen Nikschas fast über die Dächer, so flach und niedrig waren diese. Die Straßen waren so eng und schmutzig, wie es sich für Alt Korea gehört. Ab und zu trafen wir einen alten würdigen Mann im Roßhaarhütchen mit langem, spärlichem Bart, der die endlose Pfeife rauchte, in deren winzigem Köpfcchen gerade nur für ein bis zwei Züge Tabak Platz ist.

Schließlich stießen wir auf einen breiten Graben, an dessen Rande so viel Raum war, daß eine Nikscha — allerdings unter ständiger Gefahr des Absturzes — darauf entlang fahren konnte. Auf dem Grunde des Grabens floß ein Rinnsal, so schmal und so schmutzig, daß man nicht verstehen konnte, wie die zahlreichen Frauen, die daran hockten, ihre Wäsche rein bekommen konnten.

Waschen ist die Hauptbeschäftigung der koreanischen Frauen, Waschen und Nähen. Da die Koreaner, und die armen Klassen besonders, größtenteils noch immer in Weiß gehen, sind die Frauen mit Instandhaltung der Kleidung vollbeschäftigt, zumal alle Gewänder vor dem Waschen zertrennt und danach wieder zusammengenäht werden. Das heißt, vorher wird die Leinwand zwischen zwei Rollen gemangelt und mit zwei flachen Hölzern geklopft, um die alten Stiche zu entfernen und ihr Hochglanz zu geben. Damit die Arbeit nicht allzu umfangreich wird, macht man die Stiche

so groß und flüchtig wie möglich, und was irgend geht, wird überhaupt nicht genäht, sondern — geklebt. Es braucht ja ohnehin nur ein bis zwei Tage zu halten.

Unsere Tänzerinnen aber waren nicht in Weiß, das ja durchaus die Farbe der Werktagskleidung ist — im alten Korea durften nur die Adligen farbige Kleider tragen —, sondern sie standen bereits wartend in den farbenbuntesten und prächtigsten Kostümen. Der letzte Teil der Fahrt zur Tanzschule war übrigens immer schwieriger geworden, und zum Schluß waren wir in einer Gassengasse gelandet, die mit allerlei verdächtigen Gestalten so schmutzig und verworfen ausah, wie man sie sich für einen Abenteuer- oder Defektivfilm nicht besser hätte wünschen können. Es war knapp so viel Platz, daß wir aussteigen konnten; mir war es ein Rätsel, wie die Kulis nachher ihre Nischas drehen wollten.

Na, das war eine zweite Sorge. Die nächste war, einen geeigneten Platz zu finden. Ein Hof war schließlich groß genug. Ich ließ Teppiche bringen und bewog mit vieler Mühe die Herren Musikanten, aus dem dämmrigen Schatten der Halle in den heißen, sonnenhellen Hof überzusiedeln. Besonders ein weißbärtiger Trommler hatte gar keine Lust dazu, so daß nichts anderes übrigblieb, als ihm sein Instrument wegzunehmen und es eigenhändig in den Hof zu tragen.

Endlich war alles fertig, der Apparat aufgebaut. Die Mädchen traten an, und ich begann die Kurbel zu drehen, als plötzlich wie mit einem Schlag die Musik abbrach und die Mädchen im Tanz stockten. Allgemeine Verwirrung und Aufregung, bis der Dolmetscher auf mich zukommt. Der Manager hätte die Vorführung gestoppt. Die Mädchen würden erst tanzen, wenn ich 300 Yen zahlen wollte. Das war das Dreifache des Ausgemachten.

Wohlweislich hielt sich der Manager im Hintergrund, so daß ich ihm meine Meinung nicht persönlich sagen konnte. Ich begann also ruhig meinen Apparat einzupacken und sagte dem Dolmetscher nur, er möchte dem Manager ausrichten, er wäre ein Gauner und Schwindler, und ich dächte nicht daran, auch nur einen Yen mehr zu zahlen.

Als der Dolmetscher sah, daß es mir Ernst war, begann es ihm um seine Provision bange zu werden, die er ja sicher nicht nur von mir, sondern auch von dem Tanzschulensbesitzer bekam, und er meinte, vielleicht täte es der Manager für 200.

„Nicht einen Yen mehr“, erwiderte ich und sperrte den Apparatkasten zu. Im Hinausgehen sah ich den Dolmetscher auf den Manager zustürzen.

Die Rikschas waren tatsächlich gedreht worden. Vielleicht hatte man sie über die Dächer gehoben. Ich war schon beim Einsteigen, als der Dolmetscher mich anrief: „150 Yen!“ Die helle Angst stand ihm in den Augen.

Ich sah, daß ich ein übriges tun mußte. „110!“ machte ich also ein Gegenangebot. Der Dolmetscher stieß einen schweren Seufzer der Erleichterung aus und nahm an, ohne vorher den Manager nochmals zu fragen. Vielleicht hatte er das Ganze überhaupt selbst arrangiert.

Wir packten also wieder aus, bauten nochmals auf, und konnten diesmal ungestört zu Ende filmen. Die Tänzerinnen waren noch halbe Kinder. Aber sie tanzten ungleich besser und vor allem leidenschaftlicher und temperamentvoller als japanische Geishas. Ein eigener Reiz lag in den langen, bunt-quergestreiften Ärmeln, die über die Hände fast bis auf den Boden fielen. In Rubestellung sahen die Ärmel wie bunte Röcke aus, bis sie in der Luft zu wirbeln

begannen und die nackten Hände der Tänzerinnen geheimnisvoll für kurze Augenblicke aus der schweren, bunten Seide sichtbar wurden.

Besonders eigenartig war ein Trommeltanz, bei dem eine ganz in schwere Seide gehüllte Tänzerin eine hohe Standtrommel umkreiste und im Rhythmus des Tanzes mit Schlegeln schlug, die in den langen Armen verborgen waren.

Die Schlußnummer war der berühmte Schwertertanz, den die Mädchen mit besonderem Feuer tanzten, und es war wirklich ein packendes Bild, wie sie, die blitzenden Messer in den Händen, durcheinanderwirbelten und die Oberkörper schlangen, als seien diese selbständige Wesen, die sich vom unteren Teil des Leibes lösen wollten.

Die Tänzerinnen hatten sich große Mühe gegeben, und es tat mir leid, daß ich ihnen nicht etwas Anerkennendes in ihrer Sprache sagen konnte. So strich ich der Primaballerina freundlich über die Stirn. Sie stand vor mir wie ein schüchternes, zartes Schulmädchen und reichte mir kaum bis an die Brust.

### 31. In den Schlössern des Kaisers von gestern

Seul

Ihr großes imposantes neues Regierungsgebäude haben die Japaner wie eine Kulisse mitten vor das alte koreanische Kaiserschloß, den Nordpalast, gesetzt. Es ist ein eindrucksvoller, mächtiger, moderner Bau, hinter dem sich die Bauwerke des alten Palastes bescheiden ducken.

Und doch waren sie ursprünglich stattlich genug, vor allem die große Audienzhalle, die sich terrassenförmig inmitten eines galerieumgebenen Hofes erhebt. In dem Hof stehen noch die Säulen und Pfosten, die die Plätze anzeigen, auf denen die

verschiedenen Rangklassen Aufstellung zu nehmen hatten, wenn der Kaiser die Berichte seiner Minister entgegennahm. Man war in dem stark von China beeinflussten Korea noch päpstlicher als der Papst, beziehungsweise noch chinesischer als der Kaiser von China. Das gilt nicht nur von der Etikette, sondern auch von der Korruption und Dekadenz an diesem von Frauen und Eunuchen beherrschten Kaiserhose.

In der Galerie rings um die Audienzhalle stehen moderne Schnellfeuergeschütze, Maschinengewehre, Torpedos und dergleichen. Die Japaner haben nun einmal eine so ausgesprochene Vorliebe für Kanonen, daß sie alle bemerkenswerten Punkte damit schmücken. So gibt es in Japan selbst kaum einen Tempel, vor dem nicht ein Geschütz steht.

Im alten Kaiserpalast in Söul wirken die Nordwaffen jedoch vielleicht noch unangebrachter als vor einem Shintotempel. Trotzdem sich die Koreaner im Verlauf ihrer Geschichte mehrfach tapfer gegen Chinesen und Japaner gewehrt, haben sie heute gar nichts Kriegerisches an sich. Die Schlösser ihrer Herrscher sind keine Burgen wie die alten Shogun- und Daimyositze in Japan, nicht einmal befestigte, geschlossene Wohnhöfe wie in China, sondern in Gärten verstreute Pavillons. Auch die Stadtmauer von Söul wirkt trotz oder vielleicht auch wegen ihrer ungeheuren Ausdehnung alles andere als kriegerisch, denn sicher kann es zu keiner Zeit in Söul genug Truppen gegeben haben, um diese Mauer zu halten, die an Ausdehnung noch die weitläufige Pekingener Stadtmauer übertrifft und außer der eigentlichen Stadt noch ausgedehnte Felder und Waldhügel umgrenzt.

Der Nordpalast wirkt heute wie ein Museumsstück, das man sorglich pflegt, und das in all dieser Instandhaltung noch viel toter und zeitentfernter wirkt als die chinesischen

Kaiserpaläste in ihrem erschütternden Verfall. Tatsächlich haben ja auch die Japaner auf das Terrain des Kaiserpalastes ein Museum gesetzt, übrigens das erste koreanische Museum, das es überhaupt gibt.

Als wir den Palast besuchten, wandelte ein altes koreanisches Ehepaar langsam und elegisch über die mit Fabeltieren geschmückte Steinbrücke, die zu dem Sommerpavillon im Lotosteich führt. Er trug noch die alte Adelsmütze, die man heute kaum mehr sieht, ein vielzackiger Kopfhairbau, und sie trotz des warmen Wetters die Winterhaube der Koreanerin. So wirkten sie selbst fast wie Museumsstücke und Überbleibsel einer längst verschwundenen Zeit.

Die Japaner sind bei der Annexion Koreas äußerst langsam und vorsichtig vorgegangen. Überhaupt war niemals von Annexion die Rede, sondern in allen Manifesten nur von einer Verschmelzung der beiden Völker. Nur das koreanische Heer wurde gleich nach der Besitzergreifung des Landes entwaffnet. In allen Ämtern und Behörden ließ man die Koreaner auf ihren Posten. Heute sind allerdings viele durch Japaner ersetzt.

Trotzdem gab es, als wir Korea das erstemal bereisten, noch immer eine kaiserliche Hofhaltung in Söul, ja den Rest einer autonomen Regierung mit eigenen Palastbeamten, eigenem Ministerium und eigenem Heer, wenn auch alles miniaturhaft und von der Gnade der Japaner abhängig. Allein um das Gefühl der Koreaner zu schonen, hielt Japan die Fiktion aufrecht, als ob der Mann im Tigerpalast noch immer kaiserliche Rechte hätte.

Im allgemeinen ist dieser Tigerpalast mit seinem weitläufigen Garten streng abgesperrt. Nur seine äußeren Bezirke sind dem Publikum zugänglich. Dank der Vermitt-

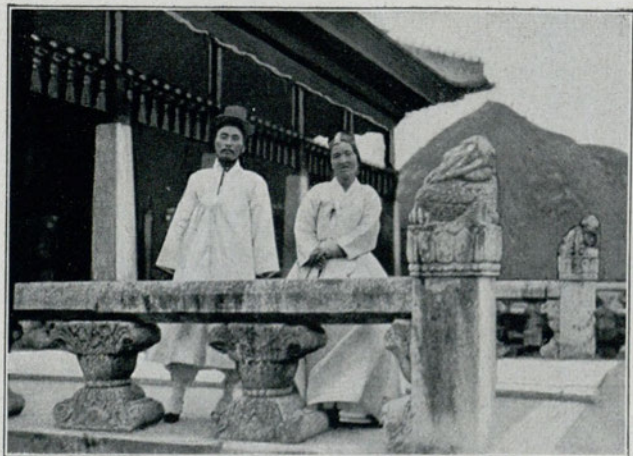
lung des Generalgouverneurs bekam ich jedoch Erlaubnis, ihn zu besuchen.

Unser Erlaubnischein lautete für 3 Uhr, und als wir mit dem Auto 5 Minuten vor 3 Uhr vorfahren, mußten wir, trotzdem uns ein Beamter des Gouverneurs begleitete, bis zum Glockenschlag warten, ehe wir eingelassen wurden. Der Palastbeamte, der uns führte, trug einen feierlichen schwarzen Gehrock, zu dem ein graugrünes Jägerhütchen ein wenig sonderbar aussah. Gerade, als wir den abgeschlossenen Teil des Gartens betraten, stießen wir auf einen Trupp amerikanischer Weltreisender, deren Führer — augenscheinlich ein in Söul ansässiger Kaufmann — dem Koreaner schwere Vorwürfe machte, daß sie keine Erlaubnis zum Besuch des Tigerpalastes bekämen, trotzdem er seit Wochen darum nachgesucht habe.

Ich hatte den Eindruck, daß in meinem Fall nicht nur die Fürsprache des Generalgouverneurs, sondern etwas vielleicht auch meine Nationalität mitgesprochen hat. Es ist durchaus ein Irrtum zu glauben, daß man in der Welt als Deutscher schief angesehen sei. Es gibt im Gegenteil weite Gebiete in der Welt: Südamerika, der nahe wie der ferne Orient, wo sich einem Deutschen vielleicht manche Tür rascher öffnet als einem unserer ehemaligen Gegner. Auch unser Führer benützte die Gelegenheit, mir zu versichern, welch tiefe Sympathien er für Deutschland habe.

Er führte uns auch ganz besonders ausführlich und zeigte uns all die Schlösschen und Pavillons, in denen das Herrscherpaar seine Tage verbringt. Ihnen allen haftete noch der Hauch des unmittelbar vorher Bewohntgewesenseins an, und es war fast mystisch, wie wir so von einem Bau zum andern gingen, ohne von den Monarchen etwas zu sehen.





Koreanisches Ehepaar



Koreaner in Landesstracht

Korea



Haus eines wohlhabenden Koreaners



Alte Koreanerin mit der meterlangen Pfeife

Im koreanischen Haus

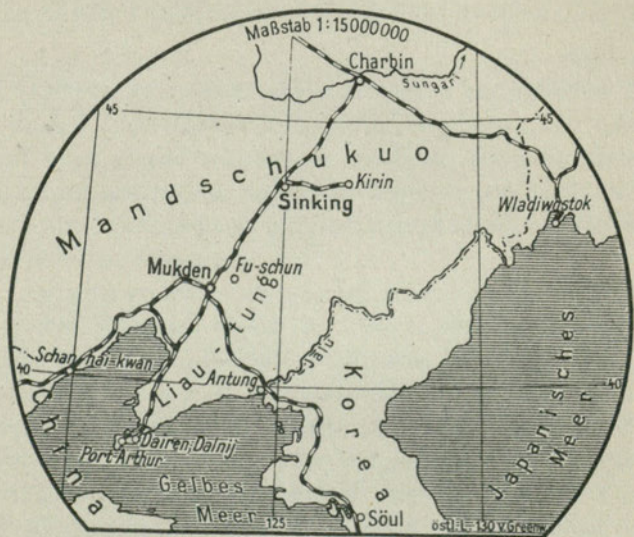
Das koreanische Adelshaus, wie wir es hier in seiner reinsten Durchbildung sahen, ist ebenso ideal gelüftet wie geheizt. Während die Zentralheizung unter dem Boden alle Räume gleichmäßig wärmt, können sie ebenso gleichmäßig wie gründlich gelüftet werden. Denn die Wände bestehen eigentlich nur aus Pfosten, die Zwischenstücke können bei warmem Wetter an die Decke hochgeklappt werden, so daß man dann in einem auf allen Seiten offenen Pavillon sitzt. Die Inneneinrichtung jedoch war, von der Kostbarkeit des Decken- und Wandschmuckes abgesehen, auch nicht anders als im Hause Gütereich, und das Mobiliar bestand in der Hauptsache aus Ölpapier. Auch die Ruhelager waren lediglich die niedrigen, harten Erhöhungen über dem Fußboden.

Sonderbar berührt die strenge Scheidung des Kaisers von der Kaiserin, die in all den kleinen Schlössern und Schloßchen, die wir sahen, überall streng durchgeführt war. Ein Hof für die Kaiserin mit ihren Damen, ein Hof für den Kaiser mit seinen Kavaliern, je ein Gemach für den Herrscher, ein anderes für die Herrscherin. Die Trennung geht so weit, daß auch zwei getrennte Pavillons oder selbst zwei getrennte Sitzplätze vorgesehen sind, wenn die Herrschaften einmal im Garten den See einnehmen. „In Korea sind Mann und Frau am Tage nicht zusammen“, sagt erklärend unser Führer.

Wir waren auf dem Rückweg. Durch einen waldartigen Teil des Parkes führte eine Autostraße, deren Ränder blau waren von wild wuchernden Azaleen. Plötzlich kam ein Wagen in rascher Fahrt um die Kurve herum, und kaum daß wir zur Seite hatten springen können, war er an uns vorübergefaust.

„Der Kaiser“, sagte flüsternd der Koreaner und richtete sich langsam aus tiefer Verbeugung wieder auf.





# M a n d s c h u k u o



## 32. Das Goldland nördlich der Großen Mauer

Mukden

Wir hatten kaum unsere Namen in das Gästebuch des Damatohotels in Mukden eingetragen und saßen, auf unser Gepäck wartend, in der Halle, als einige Herren eintraten und sogleich unsere Eintragungen und die der übrigen mit dem Südmandschurischen Express eingetroffenen Gäste zu studieren begannen.

Später erzählte man uns, daß die in Mukden ansässigen fremden Kaufleute täglich im Bahnhofshotel nachsehen, ob nicht etwa neue gefährliche Konkurrenz eingetroffen ist. In ganz Ostasien ist man außerordentlich konkurrenzneidisch, und wenn ein Kaufmann auf eine Geschäftsreise geht, so kann er sicher sein, daß ihm zwei oder drei Konkurrenten nachreisen, um zu versuchen, ob sie ihm nicht das eine oder andere Geschäft wegschnappen können. Deshalb gibt niemand in solchen Fällen sein richtiges Reiseziel an, sondern veröffentlicht in der Zeitung, daß er nach Schantung reist, wenn er nach Hupeh will und umgekehrt.

In Mukden ist die Kontrolle der eintreffenden Fremden besonders leicht; denn es gibt bisher erst einige wenige große Hotels in europäischem Stil. Doch was tut man nicht, um der Konkurrenz ein Schnippchen zu schlagen: Ich traf später deutsche Kaufleute aus Tientsin, die hinter einem großen Auftrag her waren und monatelang in einem kleinen schmußi-

gen Gasthof in der Chinesenstadt logierten, nur damit die Konkurrenz nichts von ihrer Anwesenheit erfuhr.

Die Mandschurei war einmal der große Jagdgrund Chinas, der goldene Boden, wo die ganz fetten Geschäfte zu machen waren. Betrüblicherweise für die bereits am Platz Befindlichen wurde das immer bekannter in China, und immer mehr Handelshäuser schickten Vertreter nach der alten Kaiserstadt im Norden. „Es ist hier ja ganz ordentlich gewesen“, gibt mir der deutsche Kaufmann zu, „aber die guten Zeiten sind vorüber.“ Er zuckt die Achseln. Nun, wenn ein Auslandskaufmann stöhnt und klagt, so heißt das, daß noch sehr gute Geschäfte zu machen sind.

Tatsächlich sind die wirtschaftlichen Verhältnisse in der Mandschurei so günstig wie in keinem andern Teil Chinas. Dieses weite Steppen- und Bergland, aus dem die Mandschus zur Eroberung des Reiches der Mitte aufgebrochen waren, blieb für die Chinesen jahrhundertlang Grenzland, Barbarenland, außerhalb der Marksteine der Zivilisation. Die Mandschus selbst aber hielten ihr Stammland für die Chinesen verschlossen, als ureigenste Domäne und Jungbrunnen ihrer Macht, die auf den waffentragenden mandschurischen Bannerleuten beruhte. Noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war die Mandschurei „verbotenes Land“, für Fremde streng gesperrt, und auch den Chinesen war die Einwanderung unbedingt verboten. Erst unter dem Druck der äußeren und inneren Wirren, des Opiumkrieges und der Taipingrevolution, die die Aufmerksamkeit der Peipinger Regierung ablenkten, lockerten sich die Abschließungsmaßregeln: die Mandschurei wurde mehr und mehr ein Einwanderungsland für die chinesischen Kulis.

Die Mandschurei ist keineswegs das kalte, raube und



unwirkliche Land, als das sie gemeinhin gilt. Gemäß dem kontinentalen Charakter ihres Klimas sind die Winter zwar sehr kalt, aber Frühling und Herbst sind schön, und der Sommer ist in Mukden mindestens so heiß wie in Tokio, trotzdem dieses wesentlich südlicher liegt. Das Land aber, das Jahrhunderte hindurch Steppe war, ist in Wirklichkeit fruchtbarster Ackerboden, auf dem der beste Weizen der Welt wächst. Und während die Felder des eigentlichen China durch jahrhundertelange, intensive Wirtschaft ausgelaut sind, ist der mandschurische Acker größtenteils jungfräulicher Boden, der Jahr für Jahr ohne irgendwelche Düngung reiche Ernte trägt.

Noch aber ist erst ein verhältnismäßig geringer Teil des Landes mit Weizen bestellt. Das Hauptprodukt sind Bohnen, von denen später noch zu sprechen sein wird, und Kao-liang, eine Hirseart mit drei Meter hohen und so festen Stengeln, daß sie zum Hausbau Verwendung finden. Kao-liang ist die Hauptnahrung der Chinesen. Höhere Erträge lassen sich aus dem Boden jedoch durch Zuckerrübenbau erzielen. In Charbin gibt es bereits zwei Zuckerrübenfabriken, in Mukden eine. Die Chinesen sowohl wie die Japaner, die ursprünglich kaum Zucker verwendeten, werden mit zunehmender Verwestlichung ihren Zuckerverbrauch ganz gewaltig steigern, und so hat die Zuckerindustrie in der Mandchurei eine große Zukunft. Nicht anders steht es mit Obst und Wein, deren Kultur erst in den allerersten Anfängen steckt.

Für Europäer wäre das mandschurische Klima nicht zu rauh. Die Japaner sind jedoch ein ausgesprochen südliches Volk. Noch ein anderer Umstand erschwert die japanische Siedlung: Der Lebensstandard des chinesischen Bauern ist so niedrig, seine Arbeitsintensität und Bedürfnislosigkeit der-

art groß, daß der japanische Kuli nicht mit ihm konkurrieren kann. Die Tokioer Regierung hat sich die größte Mühe gegeben, japanische Kolonisten anzusiedeln. Die Erfolge sind ganz gering. Dagegen strömen Jahr für Jahr 400000 bis 500000 Chinesen ins Land, von denen ein großer Teil allerdings lediglich Sachfengänger sind. Mindestens ein Drittel aber bleibt und wird von chinesischen Entwicklungsbanken angesiedelt, die den Kolonisten das erforderliche Betriebskapital vorstrecken. Mandschukuo, das heute etwa 35 Millionen Einwohner zählt, hat noch Siedlungsraum für 40 Millionen.

Damit bekommt die dünn besiedelte Mandschurei das, was ihr bisher noch gefehlt, ausreichende und billige menschliche Arbeitskraft zur Erschließung ihrer natürlichen Reichtümer. In erster Linie handelt es sich um Eisen und Kohle. Die Russen hatten bereits während der kurzen Dauer ihrer Herrschaft angefangen, die Erz- und Kohlenlager abzubauen, aber die Erschließung in großem Maßstab haben erst die Japaner in die Hand genommen. Dazu kommt die sehr bedeutende landwirtschaftliche Industrie, die sich in erster Linie auf die Sojabohne gründet, und die Ausnutzung der noch wenig ausgebeuteten großen Wälder im Norden.

### 33 Die Mandschurei — von Chang-tso-lin bis Pu Yi

Mulden

Es ist ein Reich der Gegensätze. Der Schnellzug mag eben noch an einer uralten Pagode oder einem ragenden Lamaturm mit bauchiger Zwiebelluppe, die in eine Art gotische Spitze ausläuft, vorbeigebraust sein, so gleitet er



Audienzhalle im Nordpalast von Eöul



Das japanische Regierungsgebäude vor dem Kaiserpalast in Eöul

Im Reich des Kaisers von gestern



Eingangstor zum „Peiling“



Soldaten Chang-tso-lins exerzieren im alten Kaiserpalast

Mufden

kurz darauf an modernsten Hochöfen und Stahlwerken vorüber. Zonen von Reis- und Weizenfeldern folgen wüstenartigen Steppen, in denen wirbelnde Sandstürme langsam ziehende Karawanen in dichte Schleier hüllen. In Mukden das gleiche Bild. Vom Bahnhof, der wie auf den meisten Stationen der Südmandschurischen Bahn gleichzeitig Hotel ist, kommt man auf einen Platz von fast erschreckenden Ausmaßen. Straßen laufen strahlenförmig von ihm aus, auf denen Regimenter in Kompaniefront marschieren könnten. Aber die Russen, die diese Stadt anlegten, bauten wie in allen ihren asiatischen Stadtgründungen mit fürstlicher Raumverschwendung und für eine wahrhaft amerikanische Entwicklung. Die Japaner, die die russische Erbschaft übernahmen, bauten die Stadt im gleichen Stil und gleichen Tempo weiter, so daß die breiten Straßen und riesigen Plätze über der ganzen Einwohnerschaft zunächst wie ein viel zu weites, schlottriges Gewand auf einem dünnen, schwächlichen Körper saßen. Aber die schnelle Entwicklung, die in allerletzter Zeit in der Mandchurei eingesetzt hat, ließ das allzu weite Straßenkleid schon in wenigen Jahren prall sitzen.

In dem neuen Japanerviertel riecht alles noch sozusagen nach Farbe. Ein großer Teil der Häuser ist kaum trocken, die Firmenschilder frisch gestrichen. Letztere sind zwar einstweilen noch in allen Sprachen, und formell hat man in Tokio für Mandschukuo die Politik der offenen Tür zugesagt.

Die Fahrt vom Bahnhof in die Chinesenstadt führt durch dicke Staubwolken. Sie kommen unmittelbar aus der Wüste Gobi und wirken etwas befremdlich über der glatten Asphaltstraße und zwischen den modernen durchaus un-

japanischen Villen. Die Chinesenstadt ist über die dicken hohen Mauern hinausgequollen, die ihr Zentrum noch im Viereck umgeben. Durch finstere Doppeltore gelangt man in die rechtwinklig sich schneidenden Straßen der nordchinesischen Städte mit all ihrem Gedränge und Geschieße, Lärm und Geschrei, aus dem das gräßliche Quietschen der ungeschmierzten Räder der schweren, großen Lastschubkarren charakteristisch herauströnt.

Inmitten der ummauerten Stadt liegt der alte Palast der Mandschukaiser. In seinen Höfen exerzierten zur Zeit Chang-tso-lins Soldaten, und die alten Prunkgemächer und Audienzhallen dienten als Mannschaftsräume. Das Ganze erinnerte ein wenig an das Berliner Schloß in der Novemberrevolution, als es der Volksmarinedivision als Kaserne diente.

Vom Mittelbau des Kaiserpalastes sieht man über die ganze Stadt und erblickt unweit der Südmauer die palaisartige Villa, in der einmal Chang-tso-lin residierte. Der Diktator war zu taktvoll, oder auch zu bequem, im Schloß der Mandschukaiser zu residieren, und so haute er sich lieber eine moderne Villa.

Chang-tso-lin hatte die in China beliebte Laufbahn vom Räuberhauptmann zum General und allmächtigen Gouverneur eingeschlagen. Er befehligte eine gefürchtete Räuberbande in der Mandschurei, bis die Regierung, die anders nicht mit ihm fertig werden konnte, ihn unter Ernennung zum Stabsoffizier samt seinen Räubern ins Heer aufnahm.

Der ehemalige Räuber kam schnell weiter vorwärts und war nahe daran, die Macht in ganz China in die Hand zu bekommen, als ihn sein Widersacher Wu-peifu südlich von

Peiping schlug. Die Peipinger Regierung, die sich jetzt natürlich unter Wu-peï-fus Einfluß stellen mußte, entsetzte den geschlagenen Chang-tso-lin seines Ranges als General und Gouverneur der Mandschurei. Dieser aber war keineswegs gewillt, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Er ging mit seinen Truppen hinter die Große Mauer zurück und ernannte sich aus eigener Machtvollkommenheit — zum Herrn der Mandschurei, unter Beilegung des Titels „Pazifikator“.

Die chinesisch-mandschurische Grenze wurde beiderseits durch Truppen gesperrt. Nur die internationalen Züge von Mukden nach Peiping liefen ungehindert. Alle übrigen hielten bei Chan-hai-kwan an der Grenze und waren doppelter Zoll- und Paßkontrolle unterworfen. Die einwandernden Chinesen wurden hier von den Werbeoffizieren Chang-tso-lins mit Vorliebe aufgegriffen und ins Heer gesteckt. Nachdem das bekannt wurde, ging der chinesische Einwandererstrom hauptsächlich über das japanische Liau-tung-Gebiet und die Südmandschurische Bahn, über die Chang-tso-lin kein Kontrollrecht besaß.

Durch diese Abtrennung war die Mandschurei bereits unter Chang-tso-lin praktisch ein eigenes unabhängiges Staatswesen geworden. Der Marschall trieb seine eigene, von der chinesischen Zentralregierung völlig unbeeinflusste Außen- und Innenpolitik, und als er starb, folgte ihm sein Sohn Chang-Hsueh-liang ohne weiteres in seinem Amte — auf seinem Throne kann man auch sagen. Bereits unter den beiden Changs übte Japan, wenn auch im Hintergrund, einen entscheidenden Einfluß aus. Als daher die Japaner im September 1931 die ganze Mandschurei schlagartig besetzten und in der Folge den „unabhängigen Staat Mandschukuo“ gründeten, änderte sich das tatsächliche Verhältnis

durchaus nicht grundlegend, wie es die Welt glauben wollte; jedenfalls wurde Nanking lediglich eines Gebietes „beraubt“, das es in Wirklichkeit längst verloren hatte.

Der Protest Chinas vor dem Völkerbund führte zu nichts und brachte diese Einrichtung im Fernen Osten lediglich um den Rest seines Ansehens. Japan dagegen vermochte durch die Einsetzung von Pu Yi, des letzten Sprossen der Mandschudynastie, als Kaiser von Mandschukuo der neuen Herrschaft eine legale Grundlage zu geben.

### 34. Die Romanze der Sojabohne

Dairen

Im Hafen von Schiogama war es, wo ich zum erstenmal die sonderbaren Kuchen sah, die mir später in der Mandschurei so vertraut werden sollten. Es waren große, runde Dinger, fast wie Emmenthaler sahen sie aus, oder wie Mühlsteine, die aus den Sampans in die Lagerschuppen ausgeladen wurden. Da wir unter den japanischen Gerichten vielfach eine Art Fischkuchen vorgefetzt erhalten hatten, dachten wir, er könne vielleicht aus diesen runden Kuchen hergestellt sein. Es waren jedoch keine Fisch-, sondern Bohnenkuchen, ein Abfallprodukt der mandschurischen Sojabohne.

Mit diesen Bohnen hat es eine eigene Bewandnis. Die 50 Flugzeuge Chang-tso-lins und die ganze Bewaffnung seiner Armee stammten aus der Sojabohne, nicht anders als die großartigen Anlagen der Südmandschurischen Eisenbahn, die Docks und Werften, die Bankpaläste und eleganten Straßen der Japaner in Dairen.



Die Sojabohne wird seit Jahrhunderten in der Mandſchurei angebaut, und seit Jahrhunderten verwendete man sie nicht nur als Nahrungsmittel und Viehfutter, sondern verstand auch, Öl aus ihr zu pressen, das als Leuchtmittel verwandt wurde. Aber die große Zeit der Sojabohne begann erst, als die japanische Firma Mitsui & Co. im Jahre 1908 eine Probefendung von hundert Tonnen nach England schickte. Dort schlug die Sojabohne derart ein, und zwar vor allem als Ersatz für Baumwoll- und Leinsamen, daß schon in den folgenden Jahren für zwei Millionen Pfund Sterling eingeführt wurden. Heute beträgt die jährliche Sojabohnenproduktion etwa zweiundeinhalb Millionen Tonnen, von denen ein gutes Viertel im Lande selbst verbraucht wird, während der Rest ausfuhrfähigen Überschuf darstellt.

Der größte Teil dieses Überschusses wird in Form von Bohnenöl und Bohnenkuchen ausgeführt, wie ja die große wirtschaftliche Bedeutung der Sojabohne erst mit der Einführung wirtschaftlicher Ölgewinnungsmethoden und der weiteren Verwertung des Bohnenöls begann.

Es ist geradezu erstaunlich, was alles aus diesem Öl destilliert werden kann. Der Direktor des großen Zentrallaboratoriums in Dairen führte uns aus einem Raum in den andern, von einem Schrank zum nächsten, und ich kam aus dem Verwundern nicht heraus. Dieses Zentrallaboratorium ist ein Werk der Südmandschurischen Eisenbahn, ein riesiges Versuchslaboratorium, das ausschließlich dazu dient, die mineralischen und pflanzlichen Produkte der Mandſchurei zu analysieren und auf experimentellem Weg einmal die beste Verwertungsmöglichkeit, zum andern aber auch die für den Anbau geeignetsten Arten festzustellen.

Neben Tuffabseide, Kohle, Erz und Blschiefer ist es die Bohne, die in den Laboratoriumsälen den breitesten Raum einnimmt. Das Bohnenöl dient zunächst einmal zur Herstellung der für die japanische Küche unentbehrlichen Soja-soße, dann von Salatöl. Nationalökonomisch wichtiger ist jedoch ihre Verarbeitung zu Farben und Schmierölen. Gleichzeitig dient sie zur Herstellung der verschiedenartigsten Dinge. In den Bahnhofshotels der Südmandschurischen Bahn findet man auf seinem Zimmer Seife vor, die aus Bohnenöl hergestellt wurde, während man unten an der Bar gleichzeitig Biskuits und Süßigkeiten kaufen kann, die dem gleichen Material ihre Entstehung verdanken.

Damit ist die Verwendungsmöglichkeit der Sojabohne jedoch noch keineswegs erschöpft. Man gewinnt aus ihr ebensogut Stearin, Olein und Glycerin wie eine Art Milch-käse und Munition und Sprengstoffe.

Die Südmandschurische Eisenbahn, auf der weitaus der größte Teil der Sojabohne versandt wird, hat ein geniales System ausgedacht, um unnützen Transport zu vermeiden. Im Winter bringen die Bauern ihre Bohnenernte zur nächsten Bahnstation, wo die angefahrenen Bohnen ausgesucht und je nach ihrer Güte in drei Abteilungen gelagert werden. Bohnen, die die Mindestforderungen an Qualität nicht erreichen, werden rücksichtslos von der Verladung ausgeschlossen. Aus diesen Lagern an der Bahn werden Bestellungen und Verschiffungen getätigt, so daß jeder Besteller aus dem nächsten Lager befriedigt werden kann, unabhängig davon, wo der Produzent, von dem er kauft, seine Ware anliefert. Der größte Teil der Bohnen geht jedoch nach Dairen mit seinen über zweihundert Bohnenmühlen. Neben kleinen primitiven, chinesischen Mühlen, die noch nach der

Vorväterweise arbeiten, findet man hier große Anlagen mit hydraulischen Pressen und Werke, in denen das Öl auf chemische Weise gewonnen wird.

In den Pressmühlen werden die Bohnen erst gemahlen und gekocht. Dann kommt die breiige Masse unter die hydraulischen Pressen. Eine schwüle Hitze herrscht in dem Raum. Die chinesischen Kulis, die den Bohnenbrei in die Pressen füllen und die harten Kuchen wieder aus ihnen lösen, laufen splitterfasernackt herum, und der Schweiß rinnt an den gelbbraunen Leibern herunter, nicht anders, als das Öl aus den gepreßten Bohnen tropft.

Schon auf der ganzen Strecke nach Dairen sind beiderseits der Bahn an den Stationen die Bohnen aufgestapelt. Sie stehen da teilweise in Türmen aus Matten, die wie riesige Negerhütten aussehen. In Dairen aber ist die Fülle der dort gelagerten Bohnen noch ungleich gewaltiger. Man läuft dort am Kai durch endlose Stapel von Säcken voll Sojabohnen, Stapel auf Stapel in geradezu phantastischer Menge. Und daneben häufen sich in nicht geringeren Bergen die runden Bohnenkuchen, der Rückstand der entölkten Bohnen. Sie dienen als Viehfutter wie als Düngemittel und werden größtenteils nach Japan ausgeführt.

Bei diesen Verwertungsmöglichkeiten der Sojabohne ist es kein Wunder, daß auch andere Länder versuchen, sie einzuführen. Indien, Ceylon und Amerika haben in den letzten Jahren Versuche gemacht, sie ihrem Boden anzupassen. Allein Klima und Boden in der Mandschurei müssen wohl ganz besonders geeignet sein, denn bisher ist noch in keinem dieser Länder ein ernsthafter Konkurrent entstanden.

## 35. Die „Lebensfront“ Japans

Fu-shun

Die Bahn von Antung am Jalu bis nach Mukden führt ununterbrochen über den Kriegsschauplatz des russisch-japanischen Ringens. So scheint es nur natürlich, daß man überall noch seine Spuren sieht, Schützengräben auf den einst von den Russen gehaltenen Hügeln und im Zickzack geführte Sappen, in denen sich die Japaner an die feindliche Stellung heranarbeiteten. Aber was einen wundert, ist der gute Zustand der Schanzarbeiten längs der Bahn. Dies erklärt sich, wenn man an eine Brücke kommt, die beiderseits durch betonierte Blockhäuser gesichert ist, um die Stacheldrahtverhaue ohne jeden Kostansatz gezogen sind; hieraus erkennt man, daß es sich hier nicht um Überreste aus dem Krieg, sondern um Neuanlagen handelt.

Offiziell sollen diese Befestigungen die Bahnanlage gegen Räuber schützen. Tatsächlich sind die Japaner des Bandenunwesens ja auch noch immer nicht völlig Herr geworden. Aber darüber hinaus bilden diese stark befestigten Bahnstränge ein Netz von Sperrfortlinien für Verteidigungs- wie Angriffszwecke. Sie sichern das rasche Hin- und Herschieben der japanischen Truppenteile in der Mandschurei gegen jeden äußeren wie inneren Feind. Bereits vor der Gründung von Mandschukuo bildete die Bahnlinie, wenigstens im Süden des Landes, das Rückgrat des japanischen Einflusses. Sie allein ermöglichte die rasche und verhältnismäßig unblutige Durchführung des Staatsstreiches vom September 1931. Bis dahin war das von den Japanern militärisch gesicherte Gebiet im Grunde winzig klein. Ab-



Tor zum nördlichen Kaisergrab



Lamaturm



Sortieren der Bohnen in einer Ölmühle



Öltanks einer Ölmühle in Dairen

Die Sojabohne, das Hauptprodukt von Mandschukuo

gesehen von der Pachtung von Liau-tung mit Port Arthur und Dalnij bestand es nur aus einem schmalen Streifen Land beiderseits der Bahnlinie von Dalnij nach Chang-chun. Während also die übrige Mandschurei chinesisch, beziehungsweise mandschurisch war, war das Bahnggebiet damals schon japanisch mit japanischer Polizei, japanischem Militär, japanischem Recht und japanischer Verwaltung.

Nach dem Frieden von Portsmouth, der den russisch-japanischen Krieg endete, war Japan in den russisch-japanischen Pachtvertrag über die Liau-tung-Halbinsel und die Südmandschurische Bahn eingetreten. Die Verträge liefen ursprünglich nur bis 1923 beziehungsweise 1933, wurden dann jedoch auf 99 Jahre verlängert.

Trotzdem also die japanische Basis in der Mandschurei viel schmaler war, als man gemeinhin annimmt, haben die Japaner in der verhältnismäßig kurzen Zeit ihrer Verwaltung Erstaunliches geleistet. Das Hauptverdienst an der Erschließung des Landes gebührt der Südmandschurischen Eisenbahn.

Die Japaner sind gute Eisenbahner. Schon in Japan fällt einem auf, mit welcher Genauigkeit sie ihre Züge laufen lassen. Die Mandschurische Bahn, deren Kapital zur Hälfte Regierungs-, zur Hälfte Privatkapital ist, ist eine der bestgeleiteten Bahnen der Welt. Während in China schon die zweite Klasse für Europäer fast unmöglich ist, macht hier selbst die dritte mit ihren mit Strohmatte gepolsterten Bänken einen tadellosen Eindruck. Jeder Wagen hat einen Boy, der ihn in Ordnung hält, den Reisenden Tee serviert und ihnen beim Aus- und Einsteigen behilflich ist. In der ersten Klasse steht eine kleine Bibliothek mit Reiselektüre zur Verfügung, und im Speisewagen werden

ausgezeichnete Mahlzeiten so billig verabreicht, wie man sie in keinem Hotel bekommt.

Die Mandschurische Bahn ist jedoch nicht lediglich Verkehrsunternehmen, sondern ein vertikaler Trust, der in sich die gesamte wirtschaftliche Tätigkeit der Japaner in der Mandchurei umfaßt. Die Gesellschaft verfügt über Werkstätten und Lokomotivfabriken, über Hafenanlagen, Kaie und Dampferlinien, ferner über Kohlenminen, Erzgruben, Hochofen, Gas- und Elektrizitätswerke, Ölmühlen, Ziegeleien, Glas-, Porzellan- und Schamottfabriken. Dazu kommen die ganzen wissenschaftlichen Unternehmungen, Versuchslaboratorien, Musterfarmen, Erziehungsanstalten und schließlich Hotels in jeder großen Stadt. In der Mandschurischen Bahn haben die Japaner ein Unternehmen geschaffen, dem in seiner Art die westliche Welt nicht so leicht etwas Besseres an die Seite zu stellen hat.

Das wichtigste Unternehmen der Bahn sind die Juschuner Kohlenbergwerke. Ihr Abbau wurde von den Russen im Stollenbau begonnen. Da die Kohlenflöze jedoch nicht allzu weit unter Tage liegen, setzten die Japaner die von den Russen begonnene Arbeit nicht fort, sondern schnitten mit mächtigen Landbaggern das Bergwerk gleichsam auf und fingen an, es im Tagebau abzubauen. Juschun ist heute eine tiefe, terrassenförmig gestufte offene Grube. Auf jedem Absatz sieht man die aufgeschnittenen Stollen des alten russischen Bergwerks münden, so daß das Ganze wirkt wie ein Modellbergwerk im Schnitt aus einem Museum.

Neben diesem großen Tagebau sind in den letzten Jahren auch einige Schächte für Untertageförderung errichtet worden. Außerdem ist ein neuer, großer Tagebau geplant. Es hat sich ergeben, daß die Grubenstadt Juschun unglück-



licherweise gerade über einem besonders mächtigen Flöz in geringer Tiefe errichtet wurde. Man hat daher die ganze, recht ansehnliche Stadt verlegt.

Die Ergänzung zu Fu-schun sind die Anzaner Stahlwerke. Sie liegen inmitten ausgedehnter Eisenerzgruben, die gleichfalls im Tagebau bearbeitet werden. Allerdings ist das hier gewonnene Erz nicht besonders reichhaltig. Es ist ein vierzigprozentiger Hämatit, der jedoch mittels Anreicherung auf 60 Prozent gebracht und somit verhüttungswürdig wird.

Mit all diesen Anlagen war und ist der Tätigkeitsbereich der Südmandschurischen Eisenbahn jedoch keineswegs erschöpft. Neben die wirtschaftliche Arbeit trat die wissenschaftliche und kulturelle. Forschungsinstitute, Laboratorien und Versuchsstationen befassen sich insbesondere mit den geologischen und landwirtschaftlichen Möglichkeiten der Mandchurei und deren Ausbau. Dazu trat eine ausgedehnte Kulturpropaganda: Eine Reihe von Zeitungen wurde herausgegeben, insbesondere die „Manchuria Daily News“.

Darüber hinaus aber tastete sich der Einflußbereich dieser so vielseitigen Bahn bereits vor der japanischen Besetzung des ganzen Landes über ihren eigentlichen Geltungsbereich vor. Das bezog sich vor allem auf die Finanzierung von Bahnen in dem damals noch chinesischen Teil der Mandchurei. Damit war die politische und militärische Sicherung des Landes wirtschaftlich wie kulturell vorbildlich untermauert. Im September 1931 war die Südmandschurische Bahn ein Unternehmen mit einem Kapital von 742 Millionen Yen und einem jährlichen Umsatz von 354 Millionen.

Die Gründung von Mandschukuo erweiterte den Tätigkeitskreis der Bahn entsprechend und dehnte ihn auf die

ganze Mandschurei aus, das heißt auf ein Gebiet, das mit 1,3 Millionen Quadratkilometer fast doppelt so groß wie Japan mit allen seinen bisherigen Nebenländern ist. Es war nur eine selbstverständliche Entwicklungsfolge, daß die Südmandschurische Eisenbahn am 1. März 1933 die Leitung und Verwaltung sämtlicher Bahnen der ganzen Mandschurei übernahm, zu der neuerdings auch der Ausbau des Autostraßennetzes tritt.

Damit ist die Bahn zum ausschlaggebenden — fast möchte man sagen, dem ausschließlichen — wirtschaftlichen Machtfaktor in dem neuen Staat Mandschukuo geworden. Sie steht gleichberechtigt neben dem politischen Machtfaktor der Regierung des Kaisers Pu Yi und dem militärischen der Kwantungarmee. Da der Oberbefehlshaber der Armee gleichzeitig Botschafter bei der Regierung von Mandschukuo ist und ihr als „Berater“ zur Seite steht, so hat die wirtschaftlich-politisch-militärische Oberherrschaft Japans auf guten Grund gebaut. Eine noch stärkere Zusammenfassung aller japanischen Belange in einer Hand ist geplant durch die Unterstellung der Südmandschurischen Eisenbahn unter die Kontrolle des Botschafter-Befehlshabers, der damit auch noch zum Wirtschaftsdiktator würde.



China



## 36. Von Mukden nach Tientsin

Tientsin

Wie ein Rudel heulender, räudiger Hunde stürzten sich die Kulis am Bahnhofsausgang auf die ankommenden Reisenden. Jeder suchte das nächstbeste Gepäckstück zu erraffen und den Besitzer in seine Rikscha zu lotsen. Mitten in dem schreienden, gestikulierenden Haufen aber stand ein Polizist und schlug mit der Gerte rücksichtslos in die Kulis hinein, auf den Rücken, über die Brust, ins Gesicht, wohin die tausende Gerte gerade traf. Die Kulis zuckten unter den schmerzenden Schlägen, aber sie wichen kaum. Bedeutete die Erlangung der Fahrt vielleicht doch das Mittagessen für sie, und dafür konnte man schon ein paar Schläge in Kauf nehmen.

Der Lohn für die lange Fahrt in die Stadt beträgt einige wenige Kupfer — das Zehncentstück enthält deren 17 —, und die in Rikschas Fahrenden sind streng darauf bedacht, daß der Kuli von niemand, auch von keinem unerfahrenen Fremden, mehr als diese jämmerliche Entlohnung bekommt, die ihm nicht einmal erlaubt, von einem Tag zum andern, sondern höchstens vom Morgen bis zum Abend zu leben. Es ist nicht zu verwundern, daß sich der Vergleich mit Japan aufdrängt, wo die Rikschakulis vor den Stationen warten, bis man sie anruft. In ihrer sauberen Kleidung und höflichen, aber bestimmten Art lassen sie gar nicht

den Gedanken aufkommen, daß sie etwa eine entwürdigende oder auch nur untergeordnete Tätigkeit verrichten.

Wer nur auf kurze Zeit nach China und vor allem nur in die fremden Niederlassungen der großen Hafenstädte kommt, könnte meinen, daß der Europäer in China noch eine ganz andere Rolle spielt als in Japan, während es in Wirklichkeit gerade umgekehrt ist.

Uns hatte freilich schon die Fahrt nach Tientsin eines Besseren belehrt, jedoch wohl nur deshalb, weil wir zweiter Klasse genommen hatten. Der Portier im Yamatohotel in Mukden war tödlich erblaßt, als ich ihm den Auftrag gab, die Fahrkarten zu besorgen. Als ich trotz seiner dringenden Vorhaltungen, daß dieses ganz unmöglich sei, festgeblieben war, drückte er mir die Karten auf dem Bahnhof heimlich und verstoßen in die Hand.

Als ich den Zug bestieg, erschrak ich allerdings selbst; denn er lief vom chinesischen Bahnhof kommend bereits übervoll auf der japanischen Station ein. Offiziere, Soldaten, Kaufleute in schwerseidenen Itschangs mit ihren Frauen, Bauern und Kulis bunt durcheinander. Dazu eine Unmenge von Gepäck, so daß ein Passieren des Ganges unmöglich schien. Bei näherer Besichtigung ergab sich jedoch, daß der Wagen gar nicht so voll war. Jeder Passagier nahm nur zwei bis vier Plätze für sich in Anspruch, und es zeigte sich weiterhin, daß das Prestige des Europäers dem Chinesen gegenüber recht klein geworden ist; keinem fiel es ein, uns Platz zu machen. Als auch dringende Vorstellungen nichts fruchteten, wählte ich mir einen jungen Mann in prächtigem hellblauseidenem Itschang aus, der zwei einander gegenüberliegende Bänke für sich allein in Beschlag nahm. Ich gab ihm freundlich lächelnd seinen hellgrauen Filzhut, mit dem er



Kohlengrube von Fu-schun im Jahre 1924



Dieselbe Grube 16 Jahre später

Die industrielle Entwicklung von der ehemaligen Mandschurei zum heutigen  
Mandschuken



Gesamtansicht



Der große Audienzsaal  
Die verbotene Stadt



einen Platz belegt hatte, in die Hand, und dann noch die Handtasche, die auf dem andern stand, dazu. Er lächelte etwas süßsauer, wagte aber doch nicht zu protestieren.

Es ist augenscheinlich in China gutes Recht, daß jeder für sich so viel Platz beansprucht, als er mit seinem Körper und seinem Gepäck füllen kann; denn die Chinesen, die nach uns eingestiegen waren, dachten nicht im entferntesten daran, sich auf ähnliche Weise Platz zu schaffen, sondern standen geduldig auf dem Gang und zwischen den Sitzen, wo das aufgestapelte Gepäck nur eben ein freies Plätzchen ließ. Da ein paar alte Frauen darunter waren, und die sich breit hinlummelnden Passagiere zum Teil ebenso reich gekleidete, elegante junge Leute waren wie unser Gegenüber, verschaffte ich den mit mir Eingestiegenen allen auf ähnliche Weise Platz.

Die Freunde alten Volkstums mögen die immer weitere Verbreitung der Eisenbahn in der ganzen Welt bewauern. Aber tatsächlich gibt einem nichts einen so raschen und unmittelbaren Einblick in das Leben fremder Völker als die Fahrt in der Bahn, gerade im Orient, wo man sonst als Fremder nur so außerordentlich schwer Einblick in das Familienleben bekommt. Bei 24stündiger Fahrt aber löst sich selbst die größte, sonst vor Fremden gezeigte Zurückhaltung. Die Familie muß essen, trinken und schlafen. Man sieht in das Verhältnis des Mannes zur Frau und der Kinder zu den Eltern.

Auch in unserm Wagen — einem großen amerikanischen Durchgangswagen mit engen, gegenüberliegenden Doppelsitzen beiderseits des Mittelganges — saß ein halbes Dutzend Familien. Allerdings war es nicht immer ganz leicht, die Familienmitglieder richtig zu klassifizieren. Auf einer Bank saßen zwei Chinesen oder Chinesinnen, die ebensogut

Vater und Tochter, Mann und Frau, wie Mutter und Tochter sein konnten. In China tragen beide Geschlechter Jacke und Hose — die Armeren aus blauer Baumwolle, die Reichen aus schwerer Seide — und darüber den Itschang, das lange bis auf die Füße fallende Oberkleid. Mitunter ist nur der Mann im Itschang, die Frau in Jacke und Hose, und bei den bartlosen, weichen Gesichtern der wohlhabenden Chinesen und ihren zarten Händen ist jede Verwechslung möglich.

Von den beiden war nur die Jüngere zweifellos weiblichen Geschlechtes. Sie trug noch die hochgeschlossene chinesische Jacke mit dem niedrigen Stehkragen, aber schon europäischen Rock. Das Geschlecht der oder des Älteren konnte ich jedoch bis zum Schluß nicht mit Sicherheit ausmachen. Daß sie oder er sich mehrmals eine Pfeife ansteckte, wollte nichts sagen, da ja auch die Chinesin eine starke Raucherin ist.

Die meisten der anwesenden Frauen trugen das Haar nach chinesischer Sitte von der Stirn straff nach rückwärts gekämmt und auf dem Hinterkopf in schlichtem Knoten aufgesteckt. Diese an sich wenig vorteilhafte Haartracht paßt gut zu den scharfgeschnittenen, schmalen Gesichtern. Trotzdem nach allgemeiner Ansicht die Stellung der Frau in China eher noch untergeordneter ist als in Japan, machten alle diese Frauen durchaus keinen gedrückten Eindruck, sondern manche von ihnen ganz im Gegenteil den von ausgesprochenen Luxusgeschöpfen. Sie ließen sich von ihren Männern bedienen und kümmerten sich nicht mehr als nötig um ihre Kinder. Wenn eines von den Zwei- bis Vierjährigen, die auf dem Gang spielten, Hunger verspürte, so kam es schon von selbst über alle Gepäckstücke zu seiner Mutter gekrabbelt und öffnete ihr die Jacke, um zu trinken.

Bei der Mehrzahl der Passagiere war nun allerdings die Stimmung mir gegenüber infolge meines energischen Platzschaffens zu Beginn der Fahrt ein wenig gespannt, bis ein Zufall erfreulicherweise wieder einen Umschwung herbeiführte. Die Dörfer hatten angefangen, einen ganz andern Charakter anzunehmen. Die Häuser drängten sich dicht zusammen, waren durch Mauern gemeinsam geschützt, und jedes einzelne Gehöft selbst war wieder wie eine kleine Festung, manche mit Zinnen und kleinen Türmen mit Schießscharten an jeder Ecke. Als ich an einer Station gerade eines dieser Gehöfte knipste, hörte ich hinter mir einen lauten Ruf des Erstaunens. Einer der Chinesen, denen ich in Mukden Platz geschafft, sah mir über die Schulter und konnte sich gar nicht genug darüber verwundern, wie das Bild auf der Mattscheibe meiner Spiegelreflexkamera plötzlich verschwand und wieder erschien.

Drinne im Zug holte er dann aus einem Ballen, in dem ich alles andere eher vermutet hätte, seine Kamera heraus. Die Chinesen sind wie die Japaner eifrige Liebhaberphotographen, und jeder Mitreisende unseres Wagens brachte jetzt seinen Apparat an. Ich mußte alle betrachten, alle bewundern. Es war eine ganze Reihe wertvoller Apparate darunter, die man bei ihren Besitzern nach deren sonstiger Erscheinung nicht vermutet hätte. Erfreulicherweise konnte ich jedoch feststellen, daß meine Kamera in der allgemeinen Bewunderung den Vogel abschloß, die sich noch steigerte, als ich meine Aufnahmen aus Mukden herumzeigte. Jetzt konnte auch der hellblauseidene junge Mann nicht länger widerstehen. Die von ihm bis dahin offensichtlich zur Schau getragene Kränkung war vergessen, und es zeigte sich, daß er ein recht gutes Englisch sprach.

Herr Che-Dng erwies sich sogar als interessante und wertvolle Reisebekanntschaft. Er war in einer großen amerikanischen Bank in Tientsin angestellt, was ihn aber nicht hinderte, zu gleicher Zeit noch eine ganze Reihe eigener Geschäfte zu betreiben. So machte er daneben Vermittlungen als „Schroff“ für ein europäisches Handelshaus, außerdem betätigte er sich als Übersetzer, besaß in der Tientsiner Chinesenstadt eine Nudelfabrik, in seinem Heimatort eine Apotheke.

Ich machte später die Erfahrung, daß Herr Che-Dng durchaus keinen Ausnahmefall darstellte, sondern im Gegenteil jeder chinesische Kaufmann, und besonders wenn er mit den Europäern in Verbindung steht, in einem Duzend Gättern sitzt.

Herr Che-Dng verließ mit uns in Tientsin den Zug und stieg mit uns in die Nikscha, ohne davon Notiz zu nehmen, daß die Kulis von dem fremden Polizisten geschlagen wurden. Wahrscheinlich berührte es ihn tatsächlich auch nicht, aber aus dem, was er mir im Lauf der Nacht gesagt hatte, konnte ich zwischen den Worten entnehmen, daß zwischen dem reichsten Kaufmann und dem untersten Kuli doch eine gewisse Gemeinschaft besteht, die eines Tages Europa gegenüber in erschreckender Weise in Erscheinung treten kann.

### 37. Die „Nördliche Hauptstadt“

Peking

Man muß erst andere chinesische Städte gesehen haben, um Peiping, das einst Peking, d. h. die „Nördliche Hauptstadt“, hieß und heute wieder Peking zu heißen beginnt, in seiner Einzigartigkeit richtig zu begreifen. Die Chinesen sind Städtervolk, und in ihren Siedlungen drängen sie sich so dicht an- und aufeinander, daß diese wie

Ameisenhaufen und Bienenstöcke wirken. Peiping trägt heute noch in jeder Straßenführung die Erinnerung an das Zeltlager des großen Mongolenführers Kublai-Khan an sich, aus dem heraus die Stadt wuchs.

Peking ist Ausdruck und Symbol der großen Ebene, in der es liegt. Alles ist groß, gerade und maßlos. Es hat nur ein Gegenstück in der Welt, das allerdings gleichzeitig sein Gegenpol ist: Manhattan, die Wolkenkratzerstadt im New-Yorker Downtown. New York, dessen Seele sich in Manhattan offenbart, ist die vertikale Straße, Peiping der reinste Ausdruck der horizontalen. Beide Städte arbeiten mit entgegengesetzten Mitteln, und beide erreichen den gleichen Eindruck des Ungeheuren, Gewaltigen, Unbegrenzten.

Die wahren Herrscher Amerikas sitzen am Ende der vertikalen Straße, auf der Spitze der vertikalen Stadt, in den höchsten Geschossen der Wolkenkratzer, unter ihren Füßen der Stadtpalast, die wolkennahen Geschäftshäuser, die sie nach ihrem Willen geschaffen. In Peiping hebt sich kein Haus über Stockwerkshöhe. Es ist eine Stadt von nur zwei Dimensionen, und wollte sich ein Bau der kaiserlichen Palaststadt über das vorgezeichnete Niveau erheben, er würde die Wirkung nicht erhöhen, sondern beeinträchtigen.

Auch heute noch, wo die Eisenbahn ehrfurchts- und pietätlos die Stadtmauer durchbricht und durch die Chinesenstadt hindurch bis zum Tsiën-mönn, dem gewaltigen Südtor der Latarenstadt, fährt, ist der erste Eindruck Peipings gewaltig. Wie noch ganz anders muß er in früheren Zeiten gewesen sein, wenn man sich zu Pferd der Stadt näherte und sie mit ihren gewaltigen Mauern und Toren wie eine Vision aus der Ebene aufstieg.

Diese Umwallung ist eine ungeheuer gehäufte Masse.

Sie kommt erst ganz zur Wirkung, wenn man die Kamelkarawanen durch das Hsi-tschimönn passieren sieht. Wie kleine Ameisen kommen die großen Tiere aus der dunkeln Höhlung des Tores gekrochen, über die sich noch hohe Stein- und Lehm Massen häufen, bis auf diesem Unterbau der vielstöckige Torturm aufgesetzt ist, der in seiner fast zierlich wirkenden Holzarchitektur die Massigkeit von Mauern und Tor noch erhöht. Aber auch die großen, modernen Schnellzuglokomotiven vor dem Ha-ta-mönn bringen es vor diesen alten Bauten kaum über Spielzeugwirkung.

Peking ist eine Schachtelstadt, wie es ein befestigtes Lager mit inneren und äußeren Wällen und dem in der Mitte gelegenen Feldherrnzelt ist. Innerhalb der Tatarenstadt liegt die Kaiserstadt, in dieser die „Verbotene Stadt“ mit dem kaiserlichen Palast im Mittelpunkt. Die Chinesenstadt war vielleicht als Umlagerung der Tatarenstadt gedacht, aber sie ist bis heute lediglich der Südfront, nach Ost wie nach West übergreifend, vorgelagert.

Von dem Südtor der Chinesenstadt führt eine breite Straße schnurgerade nach Norden, betritt mit dem Tsiën-mönn die Tataren- und mit dem „Tor des himmlischen Friedens“ die Kaiserstadt. Diese war nicht kaiserliche Residenz, sondern Beamtenstadt und allgemein zugänglich. Erst der dann folgende breite Wassergraben mit den hohen Wallmauern dahinter sperrte die „Verbotene Stadt“, den Bezirk des Sohnes des Himmels, vom profanen Volk ab.

Bis zur japanischen Besetzung war diese „Verbotene Stadt“ allgemein zugänglich. Für ein geringes Entgelt konnte man in dem ehemaligen Kaiserpalast so viel herumwandern, betrachten und photographieren, wie man wollte. Man konnte über die Brücke laufen, über die ehemals nur

der Sohn des Himmels getragen wurde, wenn er zum Opfer in den Himmelstempel auszog. Die Wachen machten sich ein Vergnügen daraus, Kinder auf den Drachenthron zu setzen, und den Teil zwischen den kaiserlichen Westgärten und dem Ahnentempel hatte man in einen öffentlichen Teegarten verwandelt, in dem sich die modernisierte Jeunesse dorée Peipings nicht anders ein Rendezvous gab als etwa die Berliner auf der Tauentzienstraße und im Zoo.

Vielleicht trägt das mit dazu bei, dem Kaiserpalast heute die Wirkung zu nehmen, die man von ihm erwartet: denn im Grunde bedeutet der erste Besuch dort eine Enttäuschung. Nach der ganzen Anlage der Stadt glaubt man dort etwas Ehrfurcht Erweckendes zu finden. Allein so eindrucksvoll auch die Anlage der aufeinanderfolgenden Höfe und Audienzhallen in der „Verbotenen Stadt“ ist, so bleibt doch die Wirkung aus. Vielleicht trägt die tote Leere Schuld daran. Es gibt verlassene Schlösser abgesetzter Herrscher, die in aller Leere stimmungsvolle Romantik und elegische Hoheit umgibt. Aber meist trägt dann ein etwas verwilderter Park einen großen Teil dazu bei. Die „Verbotene Stadt“ Peipings — die Westgärten liegen außerhalb ihrer Mauern — kennt keinen Baum, keinen Strauch, keine Pflanze, außer dem Gras, das zwischen den Steinplatten der Höfe zu wuchern beginnt. Der Pekinger Kaiserpalast ist bis in den letzten Winkel Symbol, Zeremoniell, Etikette. Da kann man ein frei wachsendes Lebewesen wie eine Pflanze nicht brauchen. Selbst die Uniform, in die man in den Rokoko- und Barockgärten die Pflanzen gebracht und geschnitten, hätte hier nicht genügt.

Es ist aber auch möglich, daß die Verwahrlosung der kaiserlichen Paläste und alten Kultstätten in der Absicht der republi-

kanischen Regierung lag, durch Entschleierung und Mißachtung der ehemaligen Geheimnisse und Heiligtümer die in den ersten Jahren nach der Revolution im Volk noch fest wurzelnde Kaiseridee und Anhänglichkeit an die Mandschus auszurotten.

Aber die Republik konnte dem Wahrzeichen der ehemaligen kaiserlichen Größe nichts Gleichwertiges an die Seite stellen. Peking eignete sich überhaupt sehr wenig zur Hauptstadt einer chinesischen Republik, und es war sehr richtig, die Hauptstadt nach Nanking zu verlegen.

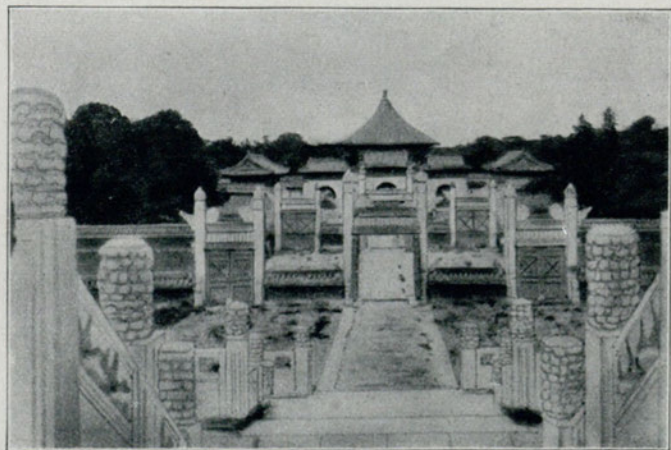
Peiping verlor dadurch nicht nur seinen Rang als Metropole und Zentrale des Chinesischen Reiches, sondern sogar seinen Namen. Es ist ja keine „Nördliche Hauptstadt“ mehr, sondern lediglich Sitz einer Provinzialregierung, die von Nanking abhängig war. Um die Jahreswende 1935/36 mußte die südliche Hauptstadt der ehemaligen nördlichen freilich eine halbe Autonomie zubilligen. Man hoffte damit, den von Japan geforderten Losreisungsbestrebungen zuvorzukommen. Allein als Berater der Regierung in Peiping wurde der japanische Generalstabsoffizier Kenzo Doihara berufen, die „Sturmschwalbe“, so genannt, weil sein plötzliches Auftauchen politische Stürme oder Kampf bedeutet. Doihara ist der eigentliche Begründer des Staates Mandschukuo. Dreizehn Jahre lang hat er im geheimen den Boden für die japanische Besetzung vorbereitet. Er war es, der Pu Yi zur Flucht aus Tientsin und damit zur Besteigung des Mandschuthrones verhalf; und tatsächlich wurde denn auch gegen Ausgang des Jahres 1937 eine von Nanking unabhängige Regierung in Peiping ausgerufen.

Damit war die Entwicklung freilich nicht abgeschlossen. Im Verlauf des chinesisch-japanischen Krieges wurde Peking





Nordaltar



Südaltar

Himmelstempel in Peking



Schnellzugslokomotive vor uraltem Hintergrund



Begräbniszug

Das Stadttor Ha-ta-mönn in Peking

von den Japanern besetzt, übrigens ohne viel Widerstand. Einige Lastkraftwagen japanischer Schützen fuhren ein, und damit war die Nördliche Hauptstadt „erobert“. Die von den Japanern geförderte Zentralregierung Wang Tsching Weis beließ jedoch die Hauptstadt in Nanking, beziehungsweise begründete sie dort neu.

Die südlichen Städte wie Nanking und Kanton haben vor Peking manches voraus. Sie sind beweglicher, moderner, größere Geschäfts- und Handelsstädte. Die Nördliche Hauptstadt ist und war je weder das eine noch das andere. Peking ist heute noch das, als was Kublai-Khan es sich gründete: Residenz. Und es könnte allein als Hauptstadt des chinesischen Reiches zu neuer Blüte gelangen.

### 38. Wallfahrt auf den Miao-fong-schan

Peking

Die Kamele zogen neben der Bahnlinie her. Jedes Tier brachte nach Peiping einen Sack voll Kohle aus den Gruben, zu deren Ausbeutung vor allem die Bahn gebaut war. Salzmann, der uns auf den Miao-fong-schan führte, lehnte sich aus dem Zuge: „Da sehen Sie“, rief er temperamentvoll, „das ist Chinas wahre Einstellung zu den Er rungenschaften der westlichen Zivilisation: Gewogen und zu leicht befunden. Das wahre China, das da tief im Innern, braucht weder Bahnen noch Autos noch irgend etwas von Europa. Wer weiß, in einem Menschenalter ist diese Bahn, die heute schon kaum Transporte hat, vielleicht völlig verödet, und ganz China ist in die alten tausendjährigen Lebensformen zurückgekehrt.“

Nun, auch wir mußten das sehr bald tun, wenigstens für ein paar Tage, als wir den Zug verlassen und das schwierige Geschäft des Handelns mit den Eselvermietern und Tragstuhlträgern begann. Die Wallfahrtsaison auf den Miao-song-schan hatte ihren Höhepunkt erreicht. Die Kulis waren von den zahlreichen Touren auf den steilen Fels bereits ermüdet, machten Schwierigkeiten und stellten unverschämte Forderungen. Aber Herr von Salzmann, der jeden einzelnen Kuli durch einen noch stärkeren Wortschwall in seinem eigenen Dialekt schlug, hatte endlich den ganzen Trupp beieinander, und wir zogen los, die Damen in Tragstühlen. Nur die Südafrikanerin, die die Tour mitmachte, hatte es unter ihrer sportlichen Würde gefunden, einen Tragstuhl zu benutzen und gleichfalls einen Esel gewählt. Als es aber beim Abstieg den gefürchteten tausendstufigen Weg jäh hinunterging, den zu reiten schon eine Kordillerschulung erfordert, benutzte sie doch gern jede Gelegenheit, sich in einen etwa frei werdenden Tragstuhl zu setzen.

Die Dörfer waren voll geschmückter Pilger, und es dauerte nicht lange, bis wir auf die erste Prozession stießen. Man wandert nach dem heiligen Bergkloster, um sich die Geburt eines Sohnes zu sichern. So waren viele schwangere Frauen in Gänsten unter den Pilgern und manche sechzig- und siebzigjährige Männer, denen das Schicksal bisher die Gnade eines Sohnes versagte. Sohnlosigkeit ist das größte Unglück in China, da nur der Sohn die Ahnenopfer bringen kann, ohne die die Seele des Verstorbenen keine Ruhe findet. Die soziale und religiöse Notwendigkeit für jeden Mann, einen Sohn zu besitzen, ist der Hauptgrund für die starke Vermehrung des chinesischen Volkes. In ihr aber liegt auch der Grund zu tragischen Konflikten in vielen

Ehen, ganz besonders, wenn es sich um solche mit Europäerinnen handelt. Gebiert die erste Frau keinen Sohn, so ist der Mann nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, sich eine zweite Frau zu nehmen. Ich kenne einen Fall in Peiping, wo eine deutsche Pastorentochter mit einem Chinesen verheiratet ist. Die Ehe ist selten glücklich, oder wäre es vielmehr, wenn die Frau nicht schon dem dritten Mädchen das Leben geschenkt hätte und jetzt die ganze Verwandtschaft hartnäckig darauf bestände, daß sich der Ehemann eine zweite Frau nimmt.

Auch von uns und ganz besonders unsern Damen nahmen die Priester in den Wallfahrtstempeln natürlich an, daß wir aus keinem andern Grund als dem landläufigen den mühseligen Aufstieg auf den Tempel unternähmen. Die Afrikanerin, die das war, was man ein spätes Mädchen nennt, ging auch mit Begeisterung auf die Vermutungen, der Priester ein und unterzog sich unter deren Anleitung allen Riten einschließlich Weihrauchopfer und Kotau, um den angeblichen Zweck zu erreichen. Sie war überhaupt ein flotter Kerl, zum mindesten sehr unternehmend; denn sie bereiste ganz allein den Fernen Osten, angeblich als Vergnügungsreisende, in Wirklichkeit jedoch, um für ihren Bruder, der ein großes Im- und Exporthaus in Durban hatte, Geschäfte zu machen. —

Einstweilen waren wir jedoch noch nicht so weit, sondern hatten noch einen langen, mühseligen und heißen Aufstieg vor uns, wenn wir ihn uns auch nicht unnötig erschweren, wie manche Pilger, die, um sicher zu gehen, sich den unglaublichsten Quälereien und Kasteiungen aussetzten. Da waren manche, die auf den Knien rutschten, auf allen vieren krochen oder sich nach jedem zweiten Schritt längelang auf

den Boden warfen. Manche trugen schwere Masken, und einer kam gar gefesselt und im Rang daher, den schweren Holzblock um den Hals, in den man in der Mandschuzeit die Verbrecher steckte. Aber da uns ein Reittier ausfiel, ein paar Tragesel sich als zu schwer beladen herausstellten und die Last geteilt werden mußte, hieß es auch für uns, tüchtig zu laufen und zu klettern.

Die Prozessionen kamen unter einem großen Aufgebot an Prunkstücken daher, Bannern, Fahnen, Gongs, Pauken, Trommeln und merkwürdigen Standarten, runden, mit Schweifen geschmückten Reifen. Der erste Versuch, eine dieser Prozessionen zu filmen, mißlang gänzlich. Ich war vorausgeritten, um die Annäherung einer Prozession rechtzeitig zu erfahren, dann umgekehrt und hatte hinter einer Wegbiegung meinen Apparat aufgebaut. Als dann die Prozession um die Ecke bog und die Vordersten die gefährliche Kamera erblickten, stuzten sie einen Augenblick, dann lief alles in wilder Flucht auseinander, die Banner und Fahnen sehr unheilig und wenig würdevoll über die Achseln geschultert.

Aber auf dem Tempelberg ging es besser. Da hatte die religiöse Erregung bereits einen solchen Grad erreicht, daß man uns augenscheinlich nicht bemerkte. Unter dem wilden Lärm der Musik warfen sich die eintreffenden Pilger reihenweise rhythmisch vor den Götterbildern zu Boden. Besonders bemerkenswert war eine große Dorfprozession, die einen Mann in scharlachrotem Gewand auf einem Baumstamm reitend den ganzen steilen Weg hinauftrug. Knaben begleiteten diese Prozession, die vor dem Altar leidenschaftliche Tänze vorführten, bei denen die Jungen den waagrecht abgebogenen Oberkörper im Kreis schleuderten, als wollten sie ihren Leib auseinanderreißen. Rechts und links davon war-

fen sich die Pilger, brennende Weihrauchstangen in den Händen, immer wieder in wilder Verzückung zu Boden. Aus den Kupferbecken, in denen der Weihrauch entzündet wird, schlugen helle Flammen. Die Luft war schwer und stickig von der Unmenge verbrannten Weihrauchs. Die Gongs lärmten, die Hörner gellten, die Trommeln dröhnten, und über diesem ganzen Heerensabbat schaukelte der Mann im Scharlachkleid auf dem Baumstamm, dessen Träger unter der schweren Last wankten und zitterten.

### 39. Jang-tse-Fahrt

Hantau

„Wann kommen wir in die Jang-tse-Mündung?“ — „Der Kapitän machte sein überlegenes Gesicht: „Seit 4 Uhr schwimmen wir darin, mein Herr!“ — Draußen verlor sich die See in den Horizonten. Auch mit dem Zeißglas keine Spur einer Küste. Dieser Fluß ist ein Meer, schon lange ehe er zum Meer kommt.

Am späten Abend trafen wir auf den wartenden Lotsendampfer, der die Passagiere für Schanghai an Bord nehmen sollte. Die Nacht war wie ein schwarzer Sack, nur die Lichter des Lotsenbootes waren als bunte Sterne hineingeschnitten. Da kam ein Ruf aus dem Dunkel, man hörte das Klatschen von Rudern. Die Gig brachte den Lotsen herüber. Ein Kommando von der Brücke, ein scharfes Licht grellte auf. Der Scheinwerfer tastete wie eine bleiche Hand auf das Wasser. Unter seiner Berührung leuchtete es auf, wurde milchig-gelb und schwappte wie ein trüber Brei gegen die Schiffswand. —

Wir fuhren stromaufwärts. Als die Ufer erschienen,

waren sie gleich dünnen Strichen, die kaum Wasser von Land schieden. Am nächsten Tag wurden sie deutlicher und damit wich die Unruhe, die einen bisher unbewußt erfüllt. Das war doch ein Fluß, auf dem man jetzt fuhr, etwas Bekanntes und Vertrautes, nicht dieses unheimliche Mittelding von Strom und See. Aber manchmal war es auch, als wollte das Land wieder entweichen und der Strom alles in seine Unendlichkeit ertränken, bis der Lotse den Dampfer ganz dicht ans Ufer steuerte, so dicht, daß die Schiffswand es zu streifen drohte. Am Steuerbord wuchsen lichtgrüne Schilffelder aus dem gelben Fluß und kündeten die gefährliche Enge der Fahrrinne.

Dschunken kamen uns entgegen, Fahrzeuge, wie man sie aus alten Bildern kennt, seltsam gebauht, mit hoch aufgebautem Heck und Vorschiff. Ihre mit Bambusstangen versteiften Mattensegel trugen sie gleich Schilden. Halb wie wehrhafte Krieger sahen sie aus, halb wie friedliche Pilger. Und in manchen Flußbiegungen standen sie so dicht gestaffelt wie Rennboote vor einer Regatta. Seedampfer verkehren bis Hankau, Flußdampfer bis Itchang und Tschungking, Tausende von Kilometern stromauf. Aber sie haben die Dschunken als Beförderungsmittel nur zum Teil verdrängen können.

Das alte China ist immer noch da. So stehe ich an der Reling, schaue Nanking entgegen und habe im Kopf ein Bild, das sich der Knabe aus einem alten Reisebuch einprägte: eine porzellanene Stadt mit geschweiften Dächern und Pagoden, an denen Glöckchen klingen. Aber was jetzt am Ufer hintereinander aufsteigt, sind fünfstöckige Warenspeicher, Kamine, Fabriken, Gefrieranstalten. Es ist die moderne Fassade, hinter der sich das alte China verbirgt.



Das alte China ist immer noch da. Es gleitet in Städten vorüber, die gleich Traumbildern unsere Augen treffen. Unübersehbare Gewirre von Dächern scharen sich um Pagoden, die gleich Riesensingern gen Himmel weisen. Aber auch hier in Nanking und Wuhu drängen sich Scharen kleinerer Finger, Duzende von Kaminen rings um die dicken Mauern, die um die Städte gezogen scheinen, damit die Überfülle ihrer Bewohner sie nicht zum Bersten bringe. Die Essen und Schloße aber scheinen eine Schrift an den blauen Himmel zu schreiben, deutlich mit dicken Buchstaben: Wir sind die neue Zeit, wir bedeuten Modernisierung und Europa. Und die Pagoden sind alt und verfallen. Ihre kostbaren Porzellandächer bröckeln ab. Auf manchen wuchert Moos und Gras. Die Kamine aber sind neu und jung, sie senden anmaßende Rauchfahnen gen Himmel.

Die Pagode bei Huoschangkiao hat in aller Verfallenheit ein mildes, überlegenes Lächeln. Gewiß, China modernisiert sich, europäisiert sich, industrialisiert sich. Aber China ist nicht Japan. Japan brauchte Europa, um sich zu behaupten. China braucht Europa nicht, aber Europa braucht China. Wir passieren die Eisenwerke von Wongschihkong, und der deutsche Großindustrielle, der mit uns reist, macht ein sorgenvolles Gesicht. Die Hochöfen sind wie Burgen am Ufer aufgebaut, Drahtseilbahnen bringen die Erze aus den unmittelbar dahinterliegenden Gruben, die in billigem Tagebau abgebaut werden. Ein idealer Standort, über den kaum eine andere Eisenindustrie der Welt verfügt: Erzgruben unmittelbar an der Welt handelsstraße, Kohle nicht weit, und Löhne, die noch nicht den zehnten Teil der europäischen und amerikanischen betragen.

Der weißköpfige Generaldirektor steht beide Hände auf

die Keling gestützt. Man lieft auf seiner Stirn deutlich, was sich dahinter abspielt: Wir führen von hier Erze ein — auch unsere „Saarland“ nimmt in Hankau ein paar tausend Tonnen ein —, verschiffen sie um die halbe Erde, um sie bei uns zu verhütten und in Form von Schienen und Schwellen wieder hierherzubringen. Ist es ein Wunder, wenn die Chinesen sich sagen, das können wir billiger selber machen! Wie lange wird es noch dauern? Eine Zeitlang werden wir in Spezialstählen und Maschinen noch eine Einfuhrmöglichkeit haben, aber dann?

Der Großindustrielle geht beunruhigt in den Rauchsalon, kommt wieder an die Keling und erschrickt neu vor Zementfabriken, die auf die Hochöfen folgen, und Spinnereien, die sich an die Zementfabriken reihen.

Scheinbar träge, doch mit reißender Schnelle treibt die gelbe Flut des Stromes vorüber. Er befruchtet die weite Ebene und macht sie zu Reiskammern des Reiches. Er reißt ganze Provinzen ab und wälzt sie in seinen gelben Fluten ins Meer. Er steigt und fällt im Wechsel der Jahreszeiten in einem unerhörten Ausmaß. Er geht wie eine Hauptschlagader bis ins Innerste Chinas. Vergeblich sucht er seinen Oberlauf durch reißende Schnellen zu sperren. Die Menschen, die an seinen Ufern in Städten weilen in Überfülle und Unübersehbarkeit gleich der Maßlosigkeit des Stromes und der Unendlichkeit der Ebene, überwinden die Hindernisse, die ihnen der Fluß entgegenstemmt, kraft ihrer Masse, kraft ihrer Beharrlichkeit. Die Dschunken fahren durch die reißendsten Schnellen zu Berg, und wenn sich Hunderte von Kulis vor ein einziges Fahrzeug spannen müssen. Dieser Strom ist China.

Einst hatten die fremden Großmächte Kriegsschiffe auf



Fremdenfeindliche Demonstrationen in Tientsin



Auch die Schulmädchen demonstrieren bereits

Demonstrationen



Tempel auf dem Miao-fong-schan



Büßender Pilger im „Kang“

Wallfahrt auf den Miao-fong-schan

den chinesischen Fluß gelegt. In Nanking passierten wir auf unserer ersten Jang-tse-Fahrt Kreuzer, in Hankau trafen wir Kanonenboote, in Itschang lagen Patrouillenschiffe. Sie waren sehr notwendig; denn in den Schnellen wurde immer wieder auf die Dampfer geschossen. Es waren die Dschunkenführer, die durch die Konkurrenz der großen Schiffe ihren Verdienst geschmälert sahen. Ab und zu wurde auch einmal ein Dampfer von Seeräubern überfallen, die sich als Passagiere verkleidet eingeschlichen hatten, und vollkommen ausgeraubt. Kein Dampfer fuhr von Hankau stromauf, ohne gepanzerte Kommandobrücke und ohne Gitter, die das Zwischendeck absperren. Wenn etwas Derartiges passierte, dampften die kleinen Flußkanonenboote eilig stromauf und bellten mit ihren Schnellfeuergeschützen und Maschinengewehren die Felsen an, hinter denen natürlich längst niemand mehr steckte.

Es hat eine Zeit gegeben, in der Kriegsschiffe und Flottdemonstrationen großen Eindruck machten. Diese Zeit ist vorüber, wenigstens in China. Als eine Hankauer englische Firma eine berechtigte Forderung nicht eintreiben konnte und die Chinesen auf die immer dringlicheren Noten erst des Konsulats, dann der Gesandtschaft nur mit Ausflüchten antworteten, stellte letztere ein Ultimatum und drohte mit der Entsendung von drei großen Kriegsschiffen vor Hankau.

„Oh, nur drei!“ sagte lächelnd der chinesische Diplomat, „warum schickt ihr nicht gleich zwölf?“ —

Wir saßen damals auf dem Promenadendeck des Dampfers und sahen über den nächtlichen Fluß. Die Kanonenboote hatten aus irgendeinem festlichen Anlaß über die Toppen geslaggt, und der Widerschein ihrer vielen Lichter glitzerte auf dem dunkeln Wasser.

Der alte Überseer, der mir die Geschichte erzählte, nickte zu den schneeweißen Kriegsschiffen hinüber und meinte achselzuckend: „Viel Zweck haben sie ja nicht, aber doch das eine Gute, daß wir einsteigen und abdampfen können, wenn unsere Zeit hier abgelaufen ist und dieser Fluß einmal wieder chinesisch sein wird und nur chinesisch.“

## 40. Spuk in Wutschang

Hankau

Es war am Ausgang der Bambusstraße in Wutschang, wo uns die leprakranke Bettlerin mit ihrem verkrüppelten Buben anfiel; ihre unvermutete Erscheinung machte die gespenstische Straße noch unheimlicher.

Die Bambusstraße zwingt sich in den engen Raum, der zwischen Stadtmauer und Fluß bleibt. Er ist eigentlich nicht breiter, als daß sich ein notwendiger Verkehr vor der Stadt am Flusse entlang abspielen kann; allein die Bambusarbeiter haben es doch verstanden, rechts und links ihre Häuschen einzuklemmen. Auf der einen Seite kleben sie an der Stadtmauer, schier halbwegs in sie hineingetrochen, auf der andern hängen sie über dem Fluß. Es sind vorgeschobene Veranden, primitiv gestützte Pfahlbauten, durch deren löcherigen Fußboden man die trübe, gelbe Flut des Stromes sieht. Der Fluß bringt in Flößen die langen Bambusstangen, und in jedem der Häuschen steht ein Mann, der sie in gleich große Stücke zersägt. Alle diese Männer sind halbnackt, ihre Haut ist von einem schmutzig-weißlichen Gelb. Den meisten stehen die Rippen heraus und kreischen: Hunger, Hunger. Manche sind alt. Die Haut hängt ihnen dürr und schlaff und verbraucht über die Knochen. Idiotisch nickten sie mit

dem kahlen Schädel, daß die eisgrauen, spärlichen Bärte auf und nieder wippen. Aber im gleichen Takt führen die zitterigen, müden Hände die Säge hin und her, hin und her. Andere sind Krüppel. Mit krummen, buckligen Rücken und schiefen Schultern sind sie über die Bambusstange gebeugt, die ihnen unerbittlich, eine nie endende Stange von Stangen, vom Fluß heraufgeschoben wird.

Um jeden Mann herum arbeiten seine Kinder, Knaben und Mädchen, beide in den gleichen blauen Hosen mit entblößten Oberkörpern. Sie kauern auf niedrigen Hockern und halten schwere, breite Messer in den Händen. Unermüdllich faust das Eisen auf die hochkant gestellten Bambusstücke, die der Vater zersägte, und teilt sie in lauter gleich dicke, schmale Stäbchen. Jeden Augenblick erwartet man, das scharfe Messer einen der zarten Finger zusammen mit dem Holz zerteilen zu sehen. Die Jüngsten tauchen die fertigen Eßstäbe zur Hälfte in rote, zur Hälfte in grüne Farbe. Sie quirlen die Hölzer zwischen den Händen, damit sich die Farbe gleichmäßig und sparsam verteile. Wie flinke, grellbunte Tiere sind ihre dick mit Farbe beschmierten, kleinen Pfoten.

In den Türen, halb auf der Straße — denn der enge Raum scheint keinen Platz mehr für sie zu haben —, kauern die Frauen. Sie haben die Itshangs, die ihre Oberkörper decken, offenstehen. Die meisten haben ein Kind an der Brust. Manchen quellen die Brüste prall und schwer gleich vollen Mehlsäcken herunter, und die Säuglinge hängen daran, als hätten sie sich an ihnen verbissen. Den andern sinken sie schlaff und leer. Selten, daß sie noch rund und fest abstehen, obgleich unter den jungen Müttern viele sind, die kaum mehr als fünfzehn, sechzehn Jahre zählen. Selten auch ein Kind, ein vier- oder fünfjähriges etwa, das harmlos vergnügt zwi-

sehen schaffendem Vater und stillender Mutter spielte, ein kleiner Nacktfrosch mit pußig ausgerasiertem Kopf, den Rest des Haares in steif abstehenden Zöpfchen abgebunden.

Es sieht so aus, als gäbe es keine Zwischenstufe zwischen Mutterbrust und Werkbank, als würden die Kinder, kaum daß sie jener entwachsen, an diese geschnürt. In grauenhaft eintönigem Rhythmus geht in der Bambusstraße das Leben: Zeugung, Geburt, Mutterbrust, Stäbchen gefärbt, Stäbchen gespalten, Bambusstangen zersägt, für zwölf, vierzehn, sechzehn Stunden, Tag für Tag, ein sinnloses Leben, ohne Sonn- und Feiertag, zwischen einem jämmerlichen Viereck als Haus, im gleichen Raum, in dem Seite an Seite mit den Sterbenden die Enkel neues Leben zeugen, damit die Bambusstraße nie leer werde, damit immer noch mehr Eßstäbe gespalten werden.

Aus der Enge der niederen, finsternen Stuben quoll es über in die Enge der belebten Straße. Leib preßte sich an Leib. Aber unsere Rißschakulis bellten sich mit heiserem Geheul freie Bahn. Im raschen Vorüberfahren wirkten all die elenden, nach der Straße offenen Hütten wie Bambuskäfige, in denen seltsame, unheimliche Tiere gezeigt werden. Aber dann schrien all die Gesichter, all die verhärmten Kindergesichtchen Leid und Anklage heraus, und wir fuhren daran vorbei, wie man im Kahn über einen fauligen Teich rudern mag, in dessen ekles Wasser man sich scheut die Hand zu tauchen.

Dann bog die Gasse um die Ecke. Ein schwarzes, feuchtes Loch öffnete sich und verschluckte sie. Menschen, Gänsten und Rißschas verschwanden darin wie in einem Strudel. Manchmal aber schien er zu stocken und verschlungene Knäuel ballten sich vor dem finstern Loch.

Geschrei, Gebell, Geheul. Tragkulis kamen aus dem



dunkeln Stadttor heraus. Sie schwankten unter der unerträglich schweren Last, die sie zu zweien an Stangen auf den Schultern trugen. „He, hö! — le, lei“, ächzender, um freie Bahn bettelnder Gesang. Unsere Rikschakulis bellen entgegen, aber die Deichseln schnellen hoch. Wir müssen halten, eingekellt von der Menge. Da kriecht aus einem Loch ein ekles Gewürm hervor. Ein Haufen Lumpen, auf dem ein haarloser, mit Kräse bedeckter Schädel sitzt. Statt der Nase ein grauenhaftes Loch, statt der Lippen eiternde Wundränder, zwischen denen zwei große, gelbe Zähne heraussehen. Hinter der Alten hüpfst — man kann es nicht anders nennen — ein menschlicher Frosch: ein Junge ohne Beine. Mit unglaublicher Geschwindigkeit hüpfst er auf seinen Stummeln und den Händen heran. Schon ist er vor meiner Rikscha, streckt mir jammernd zwei eiternde Schmutzpfoten entgegen. „Ko lien wo! Ko lien wo!“ — „Erbarme dich meiner! Kein Geld, kein Essen, keine Kleidung. Erbarme dich meiner.“ Das Stoßgebet, mit dem der Chinese im Tempel seine Götter anruft, braucht der Bettler als Flehruf: „Ko lien wo! Ko lien wo!“

Ich werfe ihm zu, was ich an Kupfer in der Tasche habe. Da höre ich hinter mir einen Schrei. Die Aussäzige hat die Rikscha meiner Reisekameradin gestellt. Eine grauenhafte Unglückskralle klettert gabeheischend hoch, faßt nach ihrem Kleid, ihrer Hand. Ich brülle auf und werfe, da ich kein Kupfer mehr habe, einige Nickelmünzen der Alten zu. Im gleichen Augenblick ist im Tor Luft geworden, und die Rikschakulis ziehen an. Das dunkle Tor schluckt uns. Aber hinter uns heult es drein. Die unwahrscheinlich reiche Gabe, die ich ausgeworfen, scheint alle Bettler Wustschangs angelockt zu haben.

„Ko lien wo! Ko lien wo!“ Ausgestreckte, heischende bettelnde Hände laufen neben uns her. Unermüdllich tönt der Bettelruf aus Kehlen, die heiser vom Rufen und müde vom Laufen sind. Ich sehe mich nach meiner Gefährtin um. Sie schaut starr geradeaus und reibt immer wieder ihre Hand ab.

„Wasser!“

„Ja!“ — Aber wir können nicht halten, ohne sofort unterzutauchen im Schwarm der Verfolger. Die ganze Straße scheint erregt und feindselig. „Kuai, kuai!“ treibe ich die Kulis an. Sie bellen auf und stoßen die Deichseln noch rücksichtsloser in die Menge. Eine Gänste vor uns kommt ins Schaukeln. Die Träger und unsere Kulis fahren sich gegenseitig an wie wilde Tiere.

„Ko lien wo! Ko lien wo!“ heult und jammert es hinter uns drein. Ich halte vergeblich nach einem Haus Ausschau, in dem man Wasser zum Waschen bekommen könnte. Da bleibt der Schwarm der Verfolger zurück, und ich lenke die Rikschas durch ein anderes Tor wieder zum Fluß.

Eine Treppe führt hier zum Wasser. Ein halbes Hundert Wasserträger trotten die breite, glitschignasse Treppe zum Strom hinunter, um ihre Eimer zu füllen. Die Halbmillionenstadt hat keine andere Wasserversorgung als den Fluß, und in die entlegensten Stadtteile wird von hier aus das Wasser getragen.

Ich bitte einen Kuli, seinen Eimer hinzustellen. Aber meine Kameradin eilt bis zum Flusse selbst hinunter, damit er die Berührung der Kranken abwäsche. Sie taucht die Hände in die gelbe Flut und reibt, als wolle sie die Haut abschrubben. Erleichtert richtet sie sich wieder auf. Da taucht hoch oben auf der Treppe unter den Eimern, zwi-

schen den Beinen der Wasserträger, der menschliche Frosch wieder auf, gellt auf vor Freude und beginnt die Treppe hinunterzuhüpfen. Hinter ihm drein ein kriechendes Lumpen- und Grauenbündel, die Leprakranke.

Ein Campan treibt dicht an der Treppe vorbei; ich rufe ihn an. Mit einem Satz stehen wir auf dem unter dem Stoß heftig schaukelnden Verdeck des rasch stromab rudern den Bootes.

## 41. Das alte und das neue „Gesicht“

Schanghai

Das Gedränge des Tages war in der abenddunkeln Straße schon abgelaufen, nur die Korbflechter und Möbeltischler waren in ihren offenen Werkstätten noch an der Arbeit und sahen kaum auf, als die lauten Gongschläge die Straße erschütterten und aus der Seitengasse Lampionträger einbogen, deren leuchtende, große Kugeln rote Wunden in die Nacht bissen.

Hinter den Lampionträgern und Gongschlägern aber kam etwas wie ein glühender Blumenstrauß, eine mit künstlichen Blüten geschmückte Sänfte, die durch elektrische Birnen von innen erleuchtet waren.

„Ko-lim-gun“ sagte, auf die Brautsänfte deutend, der alte Korbflechter, mit dem ich gerade wegen Ankaufs einiger Liegestühle verhandelte. Ich nahm an, daß es wohl ein Mädchen dieses Namens aus der Nachbarschaft sein müsse, das da in der flammenden Blumensänfte — in der es, nebenbei gesagt, eng und unerträglich heiß sein mußte — aus der Obrikeit seiner Eltern in die des Ehemannes getragen wurde. Dreifacher Gehorsam macht nach Konfuzius

das Leben der Frau aus. Zuerst hat sie den Eltern zu folgen, dann dem Ehemann, und wenn dieser gestorben, dem erwachsenen Sohn.

Wenn die Gänfte mit der Braut in feierlichem Umzug im Haus der Familie des Mannes angekommen ist, verschwindet die junge Frau auf immer in den Frauengemächern der neuen Familie, Sklavin nicht nur des Mannes, sondern vor allem auch der Schwiegermutter und der Frauen der schon verheirateten älteren Schwäger. So erwartete es der alte Korbslechter auch von der Nachbars-tochter Ko-lin-gun. Aber ich glaube, er irrte sich: denn als ich, weiter durch die Straßen schlendernd, um eine Ecke biege, steht ihre Gänfte am Straßenrain, und Lampion-träger wie Gongschläger sind eifrig dabei, die elektrische Batterie der Gänfte auszubessern. Gerade leuchteten die Glühbirnen wieder auf, und der feierliche Zug setzte sich wieder in Bewegung, als ich dazukam. An der Art, wie die Gänfte beim Hochnehmen schräg gelegt wurde, sah ich, daß sie leer war.

Augenscheinlich war Ko-lin-gun, die vielleicht eine europäische Erziehung genossen hatte, bereits zu modern, um sich in eine Gänfte sperren zu lassen. Aber andererseits hatten die Eltern der Braut wohl nicht gewagt, auf die alte Zeremonie zu verzichten, aus Angst, sonst „ihr Gesicht“ zu verlieren, und so verfiel man auf den Ausweg, die leere Gänfte durch die Straßen zu schicken. Das „Gesicht“ des Chinesen ist eine ganz eigene Sache, es ist nicht nur die persönliche Einschätzung seiner selbst, sondern vielmehr das Ansehen und die Stellung, die er bei den andern genießt. Man zeigt seiner Umgebung ein bestimmtes Gesicht, dem dann alle persönlichen Handlungen wie auch die Behandlung durch die



Am Jang-tse

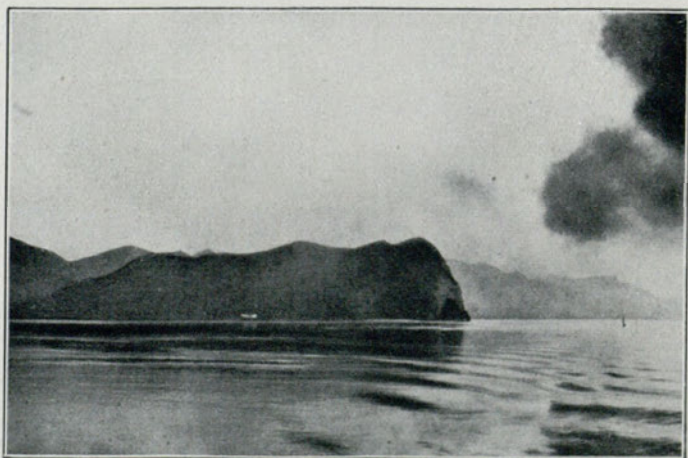


Vor Hankau

Dschunken und Pfahlbauten



Ningking mit siebenstöckiger Pagode



Abendstimmung

Jang-tse-Fahrt

andern zu entsprechen haben. Irgendwelche Beleidigung oder Herabsetzung durch einen andern hat ebenso den Verlust des Gesichtes zur Folge, wie eine von ihm selbst begangene minderwertige Handlung.

In diesem Gesicht liegt der Schlüssel zur chinesischen Ethik. Die Frage ist nur, wie sich unter den heutigen Verhältnissen das Gesicht einzustellen hat. Hätte vor zehn Jahren noch die Frau aus dem Haus auf Arbeit zu gehen gewagt, so hätte nicht nur sie, sondern die ganze Großfamilie, der sie angehört, das Gesicht verloren. Hätte ein Mann gewagt, anders als auf dem üblichen Weg zu heiraten, so wäre die Schmach des Gesichtsverlustes ebenfalls auf seine ganze Sippe gefallen. Der alte Brauch verlangte eben, daß die beiderseitigen Eltern die Heirat vereinbarten, daß die Braut am Hochzeitstag mit Gewalt aus dem Haus der Eltern herausgerissen und in eine enge Cänfte gesperrt wurde, die sie, die fremde Frau, dem fremden Manne zutrug.

An einem der nächsten Tage lernte ich Ko-lim-gun persönlich kennen; das heißt, ob es gerade sie war, weiß ich nicht. Aber es war eine junge Frau, die erst vor wenigen Tagen geheiratet hatte. Sie stand hinter einer Spinnmaschine — in blauseidener Jacke und Hose und mit gestickten Pantoffeln —, und sie benahm sich genau so frei und ungezwungen unter Arbeitskollegen und Kolleginnen wie eine Europäerin.

Das alte Familiensystem und die überlieferten Ideen, die auf dessen Prinzip beruhten, waren lange genug eine starke Mauer, gegen die der Sturmbock der westlichen Industrie vergeblich anrannte. Daß sie nicht mit einem einzigen Stoß Bresche schlug, sondern nur allmählich die alte Ethik ins Wanken brachte, war für China ein Glück. Heute ist

die Lage die, daß sich das Alte und Neue — nicht im Innern, aber an dem bereits europäisierten Rand, gleichstark gegenüberstehen. Und das „Gesicht“ des Chinesen beginnt sich langsam und allmählich den Anforderungen der Industrie gemäß zu wandeln. Heute verliert die Sippe nicht mehr ihr Gesicht, wenn eine ihrer Frauen in die Fabrik geht, sie verliert es aber, wenn die Frau aus irgendeinem Grund aus der Fabrik entlassen wird, ebenso wie sich die ganze Großfamilie gewissermaßen für die Ehrlichkeit ihrer Mitglieder haftbar fühlt. Tatsächlich sind Fälle nicht selten, in denen die Sippe Ersatz für gestohlenes Gut leistete und den Schuldigen härter und unerbittlicher nach dem Familiengesetz strafte, als es das Gericht getan hätte.

Anderseits bedeutet die Sippe für den Arbeiter im Streikfall einen Rückhalt. Legt die Arbeiterschaft die Arbeit nieder, so kann der Arbeitgeber lange auf ihre Rückkehr warten. Sie geht in den Schoß der Familie zurück, und die Tausende und Tausende von Sippen vereint, können auch eine starke, kapitalkräftige Industrie zum Nachgeben zwingen. Der große Seemannsstreik in Hongkong war eine Warnung. Ein Sympathiestreik der gesamten Arbeiterschaft rief sogar die Boys aus den Küchen der Fremden, übrigens ein nicht zu verachtendes Mittel, wenn es einmal darauf ankommen sollte, den Fremden das Leben in China unerträglich zu machen.

In den Sälen der großen Seidenspinnerei, durch die mich der Direktor führt, herrscht eine erdrückende Hitze. Die Fenster dürfen nicht geöffnet werden, weil die Güte der Seidenkokons unter frischem Luftzug leiden würde. Haar und Kleider der Mädchen sind naß von Schweiß. Trotzdem sind manche mit farbenprächtiger Koketterie gekleidet, und ein-



zelne Frisuren stellen den Höhepunkt des Raffinements dar. Die verheirateten Frauen beschränken sich jedoch in der Regel auch heute noch auf schwarz und blau und auf das glatt nach hinten gescheitelte Haar.

„Unter den Arbeiterinnen sind sehr viele Verheiratete. Sie zahlen dem Kontraktor am meisten“, meinte mein Führer, unter Hinweis auf den Anteil am Verdienst, den sich der Kontraktor für Verschaffung des Arbeitsplatzes verschreiben läßt. Ko-lin-gun, die junge Frau, ist also durchaus keine Ausnahme, sei es nun, daß sie als junges Mädchen schon in der Fabrik tätig war und mit ihrer Verdienstmöglichkeit ihre Heiratschance steigerte, oder daß sie erst als verheiratete Frau die Fabrikarbeit aufnahm, um zum Familienunterhalt beizusteuern. Die Sorge, daß der Ehegatte dadurch an Gesicht verlore, ist hinfällig geworden; im Gegenteil, ich habe von Ehemännern erzählen hören, die sich eine Konkubine nahmen, bloß weil diese Fabrikarbeiterin war. Es bleibt offen, ob ihr Verdienst ausschlaggebend dabei war, oder ob sich das Gesicht eines gewinnsüchtigen Chinesen so wandeln kann, daß es gewinnt, wenn er eine in der Fabrik gutverdienende Arbeiterin heiratet.

Die Industrie löst in dem von den Fremden infizierten Rand die Frau mehr und mehr aus ihren alten Bindungen. Im Theater, auf Reisen, bei Dinern, nicht zuletzt im Kino, ist die Frau neuerdings immer dabei. Eine vornehme Chinesin in blauseidenen Hosen, die sich im eleganten Automobil von ihrem Chauffeur spazierenfahren läßt, ist in den Hafenstädten keine seltene Erscheinung mehr, sicher bereits alltäglicher als der abgeschlossene Tragsstuhl der alten Schule.

## 42. „Squeeze“

Shanghai

**A**b und zu stößt man in China auf Dinge, die einen aufmerken und im tiefsten erschrecken lassen: Ein alter Kuli müht sich, einen schweren Lastschubkarren über eine Bordschwelle zu bringen. Er keucht und stöhnt. Der Schweiß rinnt ihm in Bächen herunter. Immer wieder setzt er an, und immer wieder versagt seine Kraft. Es ist in einer belebten Straße. Eine Menge junger Burschen und kräftiger Männer hockt vor den Häusern. Sie sehen den Alten sich mühen, aber keiner regt die Hand, ihm zu helfen. Dem Alten kommt auch gar nicht der Gedanke, einen der Umstehenden darum zu bitten. Die Antwort könnte nur maßlose Verwunderung und blutiger Hohn über solche Zumutung sein.

Dem Chinesen scheint auch nur der Begriff des Mitgefühls für andere Menschen zu fehlen. Es gibt nichts, was den Europäer — wenigstens solange er noch nicht abgestumpft und „chinesiert“ ist — mehr im Innersten aufregt und empört, als die Gesichter der Rikschas oder Cänstenkulis mit denen der in ihren Gefährten sitzenden Chinesen zu vergleichen. An steilen Stellen, besonders wenn schon ein Tag harter Arbeit hinter ihnen liegt, sieht man mitunter Gesichter nacktester Verzweiflung, in denen jeder Muskel verzerrt und verkrampft ist in dem Gedanken, die ungeheure Anstrengung noch zu schaffen. Die Insassen der Rikschas und Cänsten aber sitzen — einerlei, ob es ein Kaufmann in schwerer Seide oder ein Hotel- oder Hausboy ist — so faul und so lässig wie möglich. Die Gesichter

scheinen trotz aller Unbewegtheit mit wahrer Wollust jeden Seufzer und jedes qualvolle Stöhnen der sich in den Deichseln Abmühenden zu trinken.

Ich sah schlimmere Dinge, sah einen armen Teufel, der unter die Räder der Bahn gekommen war und nun dalag mit abgefahrenen Beinen. Er hatte einen Karren mit Mehlsäcken gezogen, und sein rinnendes Blut bildete mit dem ausgelaufenen Mehl einen grauenhaften Teig. Von all den Herumstehenden dachte keiner daran zu helfen. „Hilf dir selbst oder verreck!“ scheint die allgemeingültige Parole, die nur dadurch gemildert wird, daß nicht der einzelne, sondern die Familie und Sippe für sich steht.

Man ist als Abendländer nach dem Weltkrieg an der eigenen Kultur skeptisch geworden. Die Durchdrungenheit von dem einzigartigen überlegenen Wert der westlichen Zivilisation war so groß, daß die darauf eingetretene Reaktion begreiflich war. Aber sie begünstigte eine gewisse „Abendland-Untergangs-“ und „Nach-uns-die-Sintflut-Stimmung“, die einen die morgenländische Kultur überschätzen ließ. Da tut es gut, man stößt ab und zu auf Dinge, die einem nicht nur Wert und Bedeutung der Aktivität und Energie des Abendlandes, sondern auch die Höhe seiner Ethik und Moral vor Augen führen.

Gefühllosigkeit und Grausamkeit ist ja nicht das einzige, was einem am Chinesen erschreckend aufstößt. Da ist unter anderem auch das „Squeeze“. Mit diesem ist es ein eigenes Ding. Der Chineser ist, oder war wenigstens, der ehrlichste Kaufmann der Welt. Er hielt einen eingegangenen Vertrag, ohne daß er schriftlich niedergelegt war, und wenn er darüber Bankrott machte, ja nicht nur er, sondern die ganze Familie darüber zugrunde ging. Ich kenne einen Fall, in

dem ein chinesisches Kaufmann Bankrott machte und die Forderung einer Hamburger Firma nicht begleichen konnte. Nach zwanzig Jahren, als die Firma diese Forderung längst in den Rauchfang geschrieben hatte und überhaupt nur noch ein alter Prokurist sich dunkel daran erinnerte, kam der geschuldete Betrag samt Zinsen, von einem Schreiben des chinesischen Kaufmanns begleitet, daß er, jetzt wieder zu Geld gekommen, hiermit seine Schuld abtrage.

Mit dieser für westliche Begriffe fast zu weit gehenden kaufmännischen Ehrlichkeit, die allerdings, mit der „Verwestlichung“ des kaufmännischen und industriellen Lebens immer mehr außer Übung kommt, scheint der Begriff des „Squeeze“ kaum vereinbar. Es bleibt nichts anderes übrig, als sich immer wieder daran zu erinnern, daß China eben eine ganz andere Welt ist, mit ganz andern Moralbegriffen, ethischen Vorstellungen und sozialen Einrichtungen.

„Squeeze“ ist die Provision, die jemand bei einem Geschäft bekommt, beziehungsweise der Gewinn, den er sich selbst einkalkuliert. Der Hausboy, der der europäischen Hausfrau den doppelten Betrag für die täglich eingekauften Lebensmittel anrechnet, „squeezet“ — übrigens ein so fest eingewurzelter, gleichsam geheiligter Brauch, daß nichts dagegen zu machen ist. Selbst einzukaufen, würde nichts nutzen, da dann die Ware noch teurer zu stehen käme; denn der Chinese verlangt vom Europäer grundsätzlich ein Vielfaches des vom Einheimischen geforderten Preises. Mit diesem Squeeze ist es jedoch noch nicht zu Ende. Auch jeder Lieferant, bei dem der Boy einkauft, muß ihm Provision zahlen, ja überhaupt jeder, der irgend etwas ins Haus liefert. Ich wollte in Tientsin verschiedene Einkäufe in das Haus meines Freundes, bei dem ich wohnte, schicken lassen,

allein der Verkäufer hat mich, sie doch gleich selbst mitzunehmen, da er sonst den Hausboy squeezez müßte. Diese Vorsicht nützt jedoch nichts, wenn der Boy herausbekommt, woher die Sachen stammen. Dann holt er sich seine Provision.

Dieses System geht so weit, daß kein Lieferant und kein Handwerker ins Haus kommt, der dem ersten Boy nicht genehm ist. Bekannte von mir wollten zu einem andern Schuster übergehen. Sie konnten ihn nicht ins Haus bekommen. Freunde, für die er arbeitete, bestellten ihn zu sich, damit er dort Maß nehmen könnte. Trotzdem weigerte er sich erst, die Arbeit zu übernehmen.

Squeeze sind aber auch die Zehntausende und Hunderttausende von Taels, die der Beamte bezieht, wenn er einer ausländischen Firma einen Regierungsauftrag gibt. Squeeze zahlt der Provinzialgouverneur für seinen Posten, aber auch der armselig entlohnte Arbeiter für seinen Platz am Spinnstuhl, der Hauskuli dem Hausboy, und so geht es weiter.

Es ist ein engmaschiges Netz von Provision, Bestechung und Korruption, das jedoch augenscheinlich nicht als solches empfunden wird. Auf diesem System des Squeezez wie dem mangelnden Gemeinschaftsgefühl des Chinesen außerhalb seiner Sippe und Familie gründet sich bei den meisten Ausländern der Zweifel an der Möglichkeit, daß China sich jemals gegenüber dem Abendland so weit eint, daß es das Joch des Westens abschütteln und daß jemals eine wirklich gefährliche rein chinesische Industrie aufkommen könnte. Man rechnet damit, daß in jedem chinesischen Betriebe allzu sehr gesqueezez und für die eigene Tasche gearbeitet wird, als daß irgendein Unternehmen auf die Dauer hochkommen könnte.

Es bleibt abzuwarten, ob sich das eine oder andere nicht als gefährlicher Trugschluß herausstellen wird. China ist unergründbar und unberechenbar. Es entzieht sich jeder europäischen Kontrolle, in welcher Weise sich heute das chinesische Volk innerlich umbildet. Gerade die Tyrannei des Squeezesystems, der sich kein Chinese entziehen kann — ein Chinese, der Squeezezahlungen verweigern wollte, stände sogleich außerhalb jeder wirtschaftlichen Existenzmöglichkeiten —, deutet darauf hin, wie bedingungslos sich ein Chinese einer allgemeingültigen Idee beugt.

Ein Pekingener Diplomat meinte einmal mir gegenüber: „Von Rechts wegen müßte China seit tausend Jahren tot sein. Die gleichzeitigen und späteren ägyptischen, assyrischen und babylonischen Kulturen sind längst zugrunde gegangen, die chinesische hat sich in der Hauptsache unverändert erhalten.“ Tatsache ist, daß China bisher alle Stürme der Völkerwanderungen überstanden, alle Fremdkörper restlos in sich aufgenommen und verarbeitet hat. Vielleicht wird doch einmal das Wort des Überseekaufmanns Wahrheit, der seit vierzig Jahren in China sitzt, und der auf meine Frage nach der voraussichtlichen Entwicklung die resigniert-ingrimmige Antwort gab: „In hundert Jahren sind wir chinesisch.“

### 43. Die dritte pazifische Macht

Schanghai

**Z**ich weiß, ich wiederhole mich. Allein ich kann es nicht ändern. Es ist der eine starke Eindruck, der alles übrige verdrängt.

Mit dem chinesischen Rißschakuli fängt es an. Er arbeitet wie ein Pferd und lebt wie ein Hund. Barbüchtig



Am Kai



Am Flußufer

Wutschang

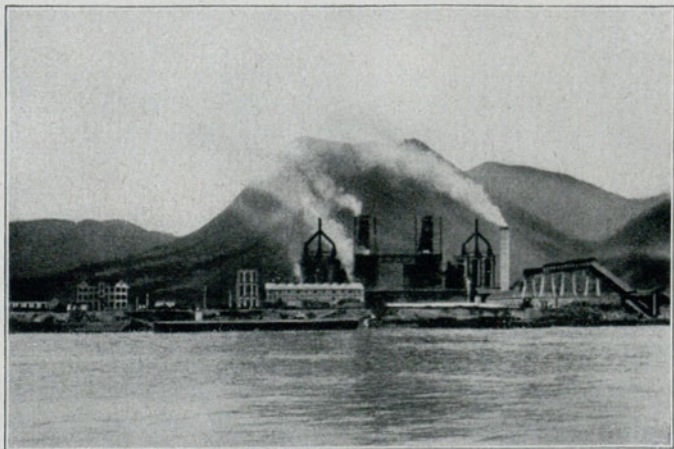


Panorama



Südtor  
Wutshang





Eisenwerke am Jang-tse

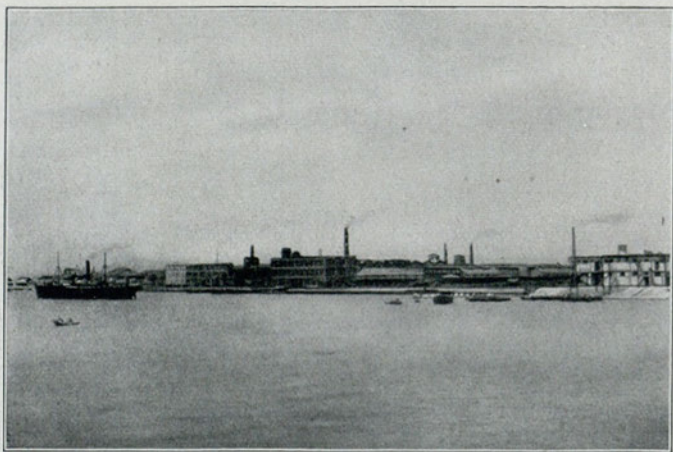


Erzgruben in Wongschikong

Das industrielle China



Dschunkenhafen von Hankau



Fabrikanlagen vor Huangpu  
Das alte und das neue China

in glühender Sonne tragt er stundenlang ohne zu ermüden, schläft nachts auf einer Schwelle und lebt von einem Minimum an Nahrung, unempfindlich gegen Hitze wie Kälte. Dabei ist er von einer verblüffenden Intelligenz und Anstelligkeit. Er ahnt die Wünsche und Befehle des fremden Herrn, der ihn wie ein Tier durch Zuruf lenkt, und schnappt behende Brocken von dessen Sprache auf. Er sieht einmal, wie ich meinen Apparat aufstelle, geht beim zweiten Male verblüffend geschickt an die Hand und kann es beim dritten Mal allein.

So ist das ganze Volk, der Bauer, der Industriearbeiter, das Mädchen aus der Fabrik, die Heimarbeiterin: unglaublich fleißig, unglaublich bedürfnislos, unglaublich geschickt, und dabei für einen Lohn arbeitend, der für deutsche Begriffe ein Hohn und eine Lächerlichkeit ist. In modernen Fabriken fängt die ungelernete Arbeiterin mit 20 Pfennigen den Tag an, in chinesischen Betrieben im Innern erhält sie Pfennige und Bruchteile von Pfennigen für sechzehnstündige Arbeit.

Man fragt sich, was soll aus Europa werden, wenn dieses Volk, das noch dazu über die reichsten Rohstofflager der Erde verfügt, einmal anfängt, sich in großem Maßstab zu industrialisieren und für die Ausfuhr zu arbeiten. Dann ist die Industrie Europas, Japans und der Vereinigten Staaten erledigt.

Der Ausländer, der als Kaufmann oder Unternehmer nach China kommt, stellt allerdings in den seltensten Fällen diese Überlegung an. Er setzt sich in die Rikscha, und der Kuli zieht ihn. Er stellt die Arbeiter an die von ihm eingeführten Maschinen und läßt sie für einen Schandlohn für sich arbeiten. Das ist die gottgewollte Ordnung, und wenn es einmal nicht klappt und Schwierigkeiten gibt, dann

müssen eben die Kriegsschiffe kommen und Truppen landen, damit man sich wieder die nötige Achtung verschafft. Das ist die landläufige Ansicht oder war sie wenigstens bis zum Weltkrieg, den man leider Gottes auf Ostasien hatte übergreifen lassen und der hier dem Ansehen der Ausländer so unglaublich Abbruch getan hat.

Zimmerhin, wenn man in einem der großen Häfen landet, in Schanghai oder Tientsin, so bekommt man auch heute noch zunächst einen überwältigenden Eindruck von der Macht der Fremden und nur einen sehr mäßigen von der Bedeutung der Chinesen. Die ersteren haben große Niederlassungen mit Bankpalästen, Wolkenkratzern und eleganten Straßen. Sie haben ihre eigene Polizei. Ihre Truppen marschieren mit klingendem Spiel über die Straßen, und schon die Zollbeamten, die das einlaufende Schiff abfertigten, waren bis vor kurzem Engländer, Franzosen und sind heute Japaner. Hinter der prächtigen Außenseite der Fremdenniederlassungen ist dann die Chinesenstadt, ein Gewirr enger schmutziger Straßen, in das man nie kommt, es sei denn gelegentlich aus Neugier oder um Kuriositäten zu kaufen. Sonst scheint sie nur dazu da, den Kuli zu beherbergen, den man als Zug-, Last- und Arbeitstier braucht.

In den Kontoren der fremden Firmen findet man allerdings auch Chinesen. Es sind dies die Compradore und Schroffs. Neben der eindrucksvollen Erscheinung des europäischen Chefs und seiner nicht weniger von sich durchdrungenen Angestellten wirken diese bescheidenen, höflich lächelnden Chinesen jedoch so unbedeutend, daß sie wirklich nicht mehr zu sein scheinen, als wofür sie ausgegeben werden, eben als Dolmetscher und Vermittler für den Verkehr mit den chinesischen Kunden.

In Wirklichkeit ist jedoch das Verhältnis zwischen Chef und Comprador gerade umgekehrt. Diese Umkehrung von Schein und Wirklichkeit findet sich nicht nur hier, sondern ist überhaupt für die tatsächliche Stellung der Weißen in China charakteristisch.

Der Comprador ist dem Namen nach ein für bescheidene Vermittlungsgebühr arbeitender Vertreter der europäischen oder amerikanischen Firma. Oft genug, um nicht zu sagen in der Regel, ist die europäische Firma jedoch restlos von ihren Compradoren abhängig. Keine ausländische Firma — von verschwindenden Ausnahmen abgesehen — verfügt über die Sprach- und Landeskenntnisse, um irgend ein Geschäft ohne die Hilfe ihres Compradors abzuschließen. Dieser führt seiner Firma die Käufer zu wie die Lieferanten. Er bestimmt den Preis, den man fordert, wie den, den man erzielt. Er bürgt für die Kreditfähigkeit des Kunden, wie diesem gegenüber für die Firma, die er vertritt. Da er bei Abschluß eines Geschäftes von beiden Seiten Provision bezieht, hat er es ganz in der Hand, wieviel er seine europäische Firma verdienen lassen will.

Stets betreibt der Comprador daneben noch seine eigenen Geschäfte. Oft genug sind diese bescheidenen, sich zurückhaltenden Männer wesentlich vermögender als ihre großartig auftretenden „Chefs“. Der Fall ist gar nicht so selten, daß eine Firma, die vor dem Konkurs steht, von ihrem Comprador neues Betriebskapital vorgeschossen bekommt. Diese Stellung in dem fremden Kaufhaus gibt ihm — von der Möglichkeit lohnender Nebengeschäfte ganz abgesehen — „Gesicht“, und dieses würde er verlieren, wenn seine Firma Konkurs machte.

Unter diesen Verhältnissen ist der europäische Kaufmann

viel eher der Vertreter des Compradors als umgekehrt. Es fehlt diesem nur ein wenig Kenntnis des europäischen Marktes, um die Firma, die er vertritt, ganz auszuschalten. Jedenfalls kann der Comprador viel eher seine Firma als diese ihn entbehren. Wenn die Chinesen einmal die Europäer los sein wollen, so brauchen sie nichts anderes zu tun, als aus sämtlichen fremden Firmen die Compradore zurückzurufen. Damit wäre der gesamte fremde Handel in China mit einem Schlag erledigt.

Dieser Fall wird nun allerdings kaum eintreten, es sei denn, es erhebt sich eine heute nicht voraussehbare heftige nationale Strömung, die keinem Chinesen das Verbleiben in fremden Diensten erlaubt. Dagegen ist die langsame, aber sichere Zurückdrängung des Weißen als Unternehmer und Leiter eine unvermeidliche Entwicklungerscheinung. Die industriellen Unternehmungen in China arbeiten mit chinesischen Arbeitern, chinesischen Verkäufern und chinesischen Ingenieuren. Es ist gar kein Grund, warum nicht auch die oberste Leitung chinesisch sein soll, zumal die Chinesen Kaufleute sind, mit denen es kein anderes Volk aufnimmt.

Die überwiegende Mehrheit der industriellen Betriebe in China befindet sich heute bereits in chinesischen Händen. Das Beispiel der Baumwolle sollte den europäischen Importeuren die Augen öffnen. Wie lange ist es her, daß China überhaupt noch keine Baumwolle kannte! Aber auf die Zeit der Einfuhr von Baumwollstoffen folgte die der Einfuhr von Spinnstühlen und Webmaschinen, und heute folgt China nach den Vereinigten Staaten und Indien als drittgrößter Baumwollproduzent. Es wird nicht allzu lange dauern, bis die chinesische Textilindustrie der europäischen, amerikanischen und selbst japanischen auf ihrem eigensten Absatzgebiet Konkur-

renz machen wird. Der Chinese ist ein sehr geschickter Herren- und Damenschneider. Er macht binnen vierundzwanzig Stunden um den fünften bis zehnten Teil des in Europa üblichen Preises einen tadellos sitzenden Anzug. Sobald die Chinesen erst einmal die Bedürfnisse und Moden des europäischen Marktes kennen, sind sie die Konfektionäre der Welt.

Einer derart raschen Industrialisierung stehen jedoch eine ganze Reihe von Umständen hemmend gegenüber, von dem bereits gestreiften Squeezesystem abgesehen, vor allem die unglaublich konservative Gesinnung der Chinesen und die noch in weiten Teilen des Volkes wurzelnde Abneigung gegen alle westlichen Dinge. Andererseits bedeutet die Industrialisierung und Modernisierung eines so gewaltigen Reiches wie China zunächst große Absatzmöglichkeiten für die europäische wie amerikanische Maschinenindustrie, und es ist immerhin eine Entwicklung denkbar, die China fördert, ohne Europa zu ruinieren. Voraussetzung ist allerdings, daß die Großmächte sich abgewöhnen, in China ein auszubeutendes Kolonialland zu sehen.

#### 44. Wo Ost und West sich treffen

Hongkong

Nach Kiplings berühmtem Wort treffen sie sich ja allerdings niemals. Aber wer Kiplings Gedicht bis zu Ende liest, sieht, daß der englische Dichter in der letzten Zeile doch die Möglichkeit zugibt, daß unter bestimmten Verhältnissen Ost und West zusammenkommen. Wie Kip-

ling geht es wohl jedem, der zuerst in den Fernen Osten kommt: zunächst empfindet man den Unterschied so kraß, den Abgrund zwischen westlichem und östlichem Empfinden so unüberbrückbar, daß keine Möglichkeit des Zusammenkommens zu bestehen scheint. Aber langsam, langsam, beginnen sich dann doch Fäden zu spinnen und man sieht, wenn zunächst auch noch nebelhaft, Möglichkeiten der Überbrückung.

Aber von diesem geistigen Zusammentreffen soll hier zunächst nicht einmal die Rede sein, sondern nur von dem rein körperlichen des örtlichen Aufeinanderstoßens, des sich Anpassens, Durchdringens von westlichen und östlichen Menschen und Lebensformen.

Hongkong ist eine der ganz internationalen Städte. Europäer aller Nationen leben hier, Amerikaner, Australier, Chinesen aus allen Teilen des riesigen Reiches, Japaner, Inder, Philippinos, Malaien. Es ist die bunteste Völkerkarte der Welt.

Wir wohnen in einem chinesischen Hotel. Das heißt, es wird natürlich europäisch geführt, die Zimmer sind europäisch, die Betten, das Essen. Man ist sogar besonders ängstlich bemüht, in allem den englischen Lebensstil zu wahren, und hat dafür einen in einem englischen Hotel geschulten Japaner als Manager angestellt und sogar eine englische Empfangsdame, aber der Besitzer ist ein Chineser. Die Empfangsdame macht sich sehr großartig, aber im Grunde hat sie gar nichts zu tun. Sie langweilt sich gräßlich und ist froh, als wir sie nach einiger Zeit engagieren, mit Ralph spazierenzugehen. Sie ist dankbar für den Nebenverdienst, denn nun stellt sich heraus, daß es ihr im Grunde herzlich schlecht geht. Ihr Mann hat keinen rechten Ver-



dienst, und der chinesische Hotelier zahlt ihr nur ein äußerst bescheidenes Gehalt.

Da haben wir schon die ganze Situation zwischen Ost und West, wie sie sich heute darbietet. Nach außen wird noch das ganze Prestige des weißen Mannes entfaltet, da geht der Europäer wie ein Herr durch die Straßen von Hongkong, das heißt, er geht ja nicht, sondern fährt in Auto oder Rikscha oder läßt sich in der Sänfte tragen. In den steilen Straßen den Hang hinauf gibt es auch heute noch kein anderes Verkehrsmittel. Für die Sänften gilt übrigens ein streng geregelttes Zeremoniell: gewöhnliche Sterbliche dürfen sich nur von zwei Kulis tragen lassen, den fremden Konsuln und höheren Regierungsbeamten sowie ihren Familien stehen vier Träger zu, und der Gouverneur hat gar den Vorzug, sich von sechs Mann tragen zu lassen.

Die baumlangen Sikhs und Gurkhas, die England aus seiner indischen Kolonie als Polizisten herüberkommen läßt, sorgen dafür, daß auf der Straße von der misera plebs der Chinesen der Respekt vor dem Europäer nie und nirgends verletzt wird. Und wenn man von den Beschränkungen des Chinesen und den Vorrechten des Fremden auch viel hat fallen lassen müssen, so hält man doch heute noch daran fest, daß oben auf dem Peak nur Europäer wohnen dürfen. Die Chinesen — und seien es die reichsten, einflußreichsten Kaufleute — dürfen nur bis zu einer bestimmten Höhe den Hang hinauf ihre wundervollen Häuser bauen. Oben auf dem Plateau hat nur ein Weißer das Recht zu wohnen, das heißt in jüngster Zeit macht man auch hierin Ausnahmen.

Aber hinter dieser Außenseite zeigt sich ebenso wie in

Singapore, wie sehr sich doch in den letzten Jahren die tatsächlichen Machtverhältnisse verschoben haben. Der Chinese ist überall in wirtschaftliche Machtstellungen vorgeedrungen. Er ist Arbeitgeber des Weißen geworden. In Exporthäusern, in Banken, ja selbst in Redaktionen arbeiten Weiße als Untergebene von Chinesen, und wie im Falle unserer Hotel-empfangsdame gibt es sogar schon weiße Frauen, die froh sind, wenn sie bei einem Chinesen ein wenn auch noch so bescheidenes Brot finden.

## 45. Ein Paradies von Dienerschafts Gnaden

Hongkong

Wir haben uns bereits völlig in Hongkong eingelebt, kennen die ganze Stadt, haben einen großen Freundeskreis, die Kinder gehen zur Schule, kurz, wir fühlen uns hier, als hätten wir unser Leben lang in Hongkong gelebt.

Allerdings haben wir unsere ursprüngliche Absicht, ein Haus zu mieten und selbst Haushalt zu führen, nicht verwirklicht, weil uns das mindestens doppelt so teuer gekommen wäre als im Hotel. Die schönen Zeiten, wo in China alles fast noch umsonst war und man für einen lächerlichen Betrag einen luxuriösen Haushalt mit einer riesigen Dienerschaft halten konnte, sind vorüber. Das müssen wirklich noch Zeiten gewesen sein, vor dem Kriege, als selbst der jüngste kaufmännische Angestellte eines europäischen Importhauses sich ein elegantes Haus mit Reitpferden und Dienerschaft halten konnte, und wo der Weiße wirklich noch wie ein leibhaftiger Gott durchs Land spazierte.

Von der ehemaligen Gottähnlichkeit ist nicht viel mehr



Halb China — und



... halb Europa, so gehen beide Kulturen zugrunde

### Das zwiespältige China



England in Hongkong! Parade der Schotten vor dem Denkmal der Queen Victoria



Hafen vor dem großen Hotel in Kanton

Das moderne China

übriggeblieben als die Ansprüche. Die sind leider noch da, und sie sind es, die den Europäern hier das Leben so verbittern. Denn selbst, wenn man gut verdient, es geht alles wieder drauf. Auch wenn man selbst seine Ansprüche herabsetzen wollte, die Dienerschaft erlaubt es nicht. Diese chinesische Dienerschaft ist Segen und Fluch der Weißen in Ostasien. Die Chinesen sind die idealsten Diener der Welt. Sie erfassen, erfüllen die leisesten Wünsche ihres Herrn und sind unermüdlich in deren Ausführung. Die unhörbaren Filzsohlen, auf denen der Chinesenboy geht, sind wirklich ein Symbol für die ganze Art, mit der er seinen Herrn umforgt. Hat man ein paar gute Boys, so braucht man sich um nichts mehr zu kümmern.

Aber — nun kommt das große „Aber“. Diese Sorgfalt wird gleichzeitig zur Tyrannei. Der chinesische Diener bestimmt sehr genau die Grenze, jenseits der ihm sein Herr nichts zu sagen hat und wo er verfügt. Nur ein Beispiel: Eine europäische Dame, die neu in China war, gab eine erste Gesellschaft. Dazu erteilte sie ihrem Hauptboy und ihrem Koch die ausführlichsten Anweisungen, was es geben sollte und wie alles zu veranstalten wäre. Beide sahen sie nur schweigend an, nickten mit den Köpfen — und machten dann alles anders. Im Grunde dachten sie wohl, was der Missis eigentlich einfällt, sich um Dinge zu kümmern, die sie nichts angehen, sie hatte bloß zu sagen, an welchem Tage die Gesellschaft sein sollte und für wieviel Personen. Was es dann gab, wieviel Gänge und alles übrige, das ging ausschließlich das Personal an. Ebenso wie sich kein chinesischer Boy nachrechnen läßt, was er auf dem Markt kauft und wieviel er dafür zahlt. Man hat dem Boy die Summe zu geben, die ortsüblich ist und basta. Wieviel der einkaufende

Boy dann wirklich seinen Landsleuten dafür bezahlt, das ist ausschließlich seine Sache.

So sitzt der Europäer in seinem chinesischen Haushalt eigentlich wie in einem Treibhaus, in dem es recht behaglich warm ist, aber dessen Wärme ein anderer reguliert. Und es wäre auch ganz aussichtslos, gegen diese — sagen wir einmal „Mancen“ der chinesischen Dienerschaft Sturm zu laufen. Der Europäer prallt auf eine Kautschukwand. Nicht der Herr erzieht die Dienerschaft, sondern die Dienerschaft erzieht den Herrn. Gewiß, man kann einen Boy entlassen, aber der nächste wird es genau so machen. Und hat man erst ein halbes Duzendmal gewechselt, dann kriegt man überhaupt keinen Boy mehr. Dann stößt man auf diesen unheimlichen Zusammenhalt aller Chinesen, an dem der Europäer immer scheitern wird.

Und so geschieht auch mit dem Europäer, der lange genug in China lebt, was bisher mit allen fremden Völkern im Reiche der Mitte passierte, er chinesiert. Selbst die Juden, die doch in der ganzen übrigen Welt unter allen andern fremden Völkern ihre Rasseeigentümlichkeiten bewahrten, sind in China Chinesen geworden. Wie sagte Yuan-Schi-kai? „China ist ein Meer, das alle Flüsse salzig macht, die sich hineingießen.“

Auch wir, obgleich wir im Hotel wohnen, müssen uns unsern Boys anpassen. Wir kannten China viel zu gut, von früher, um nicht zu wissen, wie sehr wir uns das Leben durch unangebrachte Selbständigkeit erschweren würden, und so nahmen wir denn willig die Schneider, Schuster und Händler an, die uns unsere Boys zuzuführen für gut fanden.

Obgleich wir wußten, daß jeder von ihnen unsere Boys

zu „squeeze“ hatte, wußten wir, daß wir trotzdem billiger fuhren, als wenn wir auf eigene Faust gehandelt hätten.

Wir wußten allerdings auch, daß die Angewohnheiten, die wir in den ersten Tagen zeigten, bestimmend waren für den ganzen Aufenthalt. Bestellt man beispielsweise das erstemal bei seinem Boy ein besonders heißes Bad, so wird er einem immer ein solches richten und nie verstehen, warum es einmal kühler sein soll. Und er wird einen auch nur so lange nicht bestehlen, solange er weiß, daß man seinen Besitz kontrolliert und ein Auge darauf hat. Tut man das nicht, so ist er eben der Ansicht, daß der Herr auf diese Dinge keinen Wert legt und er ruhig etwas davon nehmen kann. Das ist durchaus kein Unrecht. Wir machten diese typische Erfahrung gleich wieder bei unserm Waschmann. Der hatte ein paarmal vollzählig die Wäsche wiedergebracht, als zum erstenmal ein Stück fehlte. Als wir ihm beim Nachzählen das Fehlen vorhielten, grinste er freundlich, ging vor die Thür und brachte das Fehlende herein. Es war nur ein Versuch gewesen, ob wir auch ordentlich nachzählten. Nachdem wir das taten, war alles in Ordnung und hinfort stimmte die Wäsche auch regelmäßig.

Wenn man sich den in China nun einmal geltenden Anschauungen und Moralbegriffen fügt, dann lebt man auch heute noch in China im Schoße seiner eingeborenen Dienerschaft wie im Paradies, allerdings ist es ein etwas teures Paradies geworden, und dann ist es auch ein wenig unheimlich. Denn mit einem Schlage kann es zu Ende sein. Und dann ist man mit der künstlich anerzogenen Unselbständigkeit böse dran.

## 46. Schule in Hongkong

Hongkong

Seit einigen Wochen gehen unsere Kinder in das French Convent zur Schule. Es mag ein wenig verwunderlich erscheinen, warum wir sie ansgerchnet in eine französische Klosterschule schicken, aber nach langem Überlegen stellte sich diese doch als die richtigste, ja beinahe als die einzig mögliche heraus.

Als erstes dachten wir natürlich an die All British School, schon um das Englisch der Kinder so gut wie möglich zu erhalten. Aber zunächst lag die allbritische Schule denkbar ungeschickt: die Mädchenschule drüben in Kaulun und die Knabenschule oben auf dem Peak. Die Kinder hätten also verschiedene Schulwege gehabt. Renate hätte jeden Morgen mit der Fähre über den um diese Zeit sehr kalten und windigen Hafen gemußt, und Ralph hätte jeden Morgen allein mit der Zahnradbahn den Peak hinauffahren müssen, um dort den ganzen Vormittag im Nebel zu sitzen; denn jetzt im Winter steckt die Spitze des Peak fast ununterbrochen in dichtem Nebel. Vor allem aber war die allbritische Schule eben allzu britisch. Unsere Kinder kamen ja englische Schulen von Australien und Afrika her und hatten keine schlechten Erfahrungen damit gemacht, aber hier schien der allgemeine Ton merkwürdig engherzig.

So sahen wir uns denn noch verschiedene andere Schulen an und landeten schließlich im French Convent.

Dieses French Convent war ein gutes Abbild der Internationalität Hongkongs. Die Mother Superior war eine



Elfässerin. Als Schwestern gab es außer Französinen auch Engländerinnen und Deutsche, und die Schüler und Schülerinnen gehörten ungefähr allen Nationen an, die es gibt. Die Mehrzahl waren Chinesen, und es zeigte sich sowohl in Kalphs wie in Renates Klasse, daß diese durchaus an der Spitze marschierten und die Europäer Mühe hatten, mit ihnen Schritt zu halten. Dabei kam für die Chinesen noch als erschwerender Umstand hinzu, daß der Unterricht in einer ihnen fremden Sprache erteilt wurde und daß sie neben dem ganzen westlichen Wissensstoff doch auch noch die chinesische Schrift und Klassiker zu lernen hatten. Genau wie Japan steht ja auch das moderne China heute zwischen zwei Kulturen, und es ist durchaus noch nicht klar, ob das einen Vorteil oder einen Nachteil bedeutet. Im ersten Augenblick scheint der Ostasiate, der neben seiner eigenen Kultur und Sprache auch noch die des Westens beherrscht, dem Abendland überlegen. Aber es fragt sich doch, ob es wirklich möglich ist, beide einander so fremde Wissens- und Kulturgebiete in sich aufzunehmen, und ob schließlich nicht beide darunter leiden, und beide nur mangelhaft beherrscht werden. Ich habe wenigstens später in Kanton auf der Universität Stichproben unter den Studenten gemacht, wie weit sie die alten Klassiker wirklich noch lesen und übersetzen konnten — das Ergebnis war ziemlich kläglich. Ich ließ mir ein und dieselbe Stelle von zwei Duzend Studenten übersetzen und erhielt ungefähr zwei Duzend verschiedene Lesarten. Das French Convent bereitete zur Universität vor, und da Renate in die oberste Klasse aufgenommen wurde, hätte sie in einem halben Jahr die Aufnahmeprüfung zur Universität machen können. Da sie damals in Deutschland in Obersekunda kam, läßt sich daraus schon ersehen, daß die Anfor-

derungen an die Studenten der Hongkonger Universität erheblich hinter dem deutschen Maß zurückbleiben.

Übrigens hatten die Schülerinnen des French Convent, soweit sie Chinesinnen waren, bei der Aufnahmeprüfung zur Universität noch ein besonderes Prüfungsfach, das den Europäerinnen erspart bleibt, nämlich perspektivisches Sehen und Zeichnen. Vielleicht in keinem andern Punkt zeigt sich der ganze Unterschied zwischen europäischem und ostasiatischem Denken und Empfinden so stark wie in der Art, zu sehen. Der Chinesen kennt ja keine Perspektive, und es war verblüffend, welche Mühe die sonst so intelligenten Chinesinnen hatten, auch nur die einfachste perspektivische Zeichnung zu machen, die ein europäisches Kind fast ohne Anleitung fertigbringt.

## 47. Ein junges Mädchen von heute — in China

Hongkong

In der Schule des French Convent sitzt neben Renate Mary Kung. Eigentlich heißt sie Wan Lan Kung, das bedeutet die „Orchideenblüte der Familie Kung“. Aber da die meisten chinesischen Vornamen so umständlich und so schwer zu merken sind, werden die Kinder in den europäischen Schulen einfach umgetauft und bekommen irgendeinen englischen Namen. Die Mädchen nennt man mit Vorliebe Mary, im Notfall mit Nummern dahinter. Es wimmelt nur so von Marys, so daß bei den Chinesen der begreifliche Irrtum entstehen konnte, in England kenne man nur den einen Mädchennamen. Jedenfalls meinte in einer Gesellschaft einmal eine chinesische Dame zu mir, wir Europäer wären doch eigentlich recht phantasielos, daß wir alle Mädchen

Mary nennen. Sie dagegen prägten für jedes Kind einen besonderen Namen. Ihre Töchter beispielsweise hießen alle „Perle“, und zwar nach dem Ort ihrer Geburt die ersten drei „Pekingperle“, „Nankingperle“ und „Hongkongperle“. Dann wurden noch zwei Töchter in Hongkong geboren, und die bekamen die schmückenden Beinworte der „sanft scheinenden“ und der „silbrig strahlenden Perle“.

Mary oder vielmehr Wan Lan ist die typisch moderne Chinesin. Sie wird in diesem Sommer mit der Schule fertig und dann die Hongkong-Universität beziehen, um dort Medizin zu studieren. Sie spricht fließend und fehlerfrei Englisch und tritt mit aller Freiheit und Selbstverantwortlichkeit eines modernen jungen Mädchens auf, sich darin von ihren abendländischen Schwestern nicht unterscheidend. Nur was das Äußere anbetrifft, hat sie an altchinesischer Art und Kleidung festgehalten. Es ist ja überhaupt nur eine begrenzte Schicht junger Chinesinnen, die in Tracht und Benehmen sich den amerikanischen „Flapper“ zum Vorbild nehmen und mit ondulierten Haaren in gewagt europäischer Kleidung die Tanzlokale Shanghais oder Hongkongs füllen.

Einen Bublikopf trägt Mary allerdings auch. Es ist dies so etwas wie ein Abzeichen der modernen Chinesin, während man im Volk am langen Haar festhält und noch überall die herrlichen langen und festgeflochtenen Zöpfe wenigstens der Mädchen bewundern kann. Die der Männer sind ja so gut wie gänzlich gefallen, seitdem sie als konterrevolutionäre Abzeichen gelten.

In ihrer Kleidung aber hält Mary streng an der chinesischen Tracht fest. Es sieht überhaupt so aus, als ob sich in China anders als in Japan die Europäisierung der Kleidung nicht oder nur sehr bedingt durchsetzen würde.

Die chinesische Tracht ist zugleich äußerst praktisch, bequem und doch schön. Im allgemeinen tragen in den unteren Volksschichten beide Geschlechter Jacke und Hose, während bei den reichen und vornehmen ein lang herabfallender Rock getragen wird. Bei den modernen Chinesinnen hat man in der Rocklänge allerdings eine Konzession gemacht, aber im übrigen ist das Kleid dasselbe wie früher, vorn und hinten glatt herabfallend und Hals und Arme bedeckend. Auch die Chinesinnen in Renates Klasse, soweit sie die englische Schulkleidung tragen, haben das Kleid hoch hinauf geschlossen; denn das Entblößen von Hals und Oberarmen gilt nun einmal den Chinesen als eine unbeschreibliche Unanständigkeit, so daß sich ihre Frauen auch bei aller Modernität nur schwer dazu entschließen können.

Renate ist sehr oft bei ihrer Freundin Mary Kung. Auch wir kommen öfters hin, und so erhalten wir einen Einblick in das chinesische Familienleben, wie es sich den Fremden sonst nicht leicht bietet. Und da zeigt sich, daß es durchaus nicht so steif ist, wie man nach dem Zeremoniell der Chinesen Fremden gegenüber wähnen könnte, und das Verhältnis der Kinder zu den Eltern wie der Geschwister untereinander unterscheidet sich gar nicht so sehr von dem unsrigen. Allerdings ist bei aller Freiheit der Jungchinesen von heute die Autorität der Eltern eine Selbstverständlichkeit, die außerhalb aller Diskussion steht. Die Familie ist trotz aller Erschütterungen der Revolution immer noch der eigentliche Rahmen, in dem sich das Leben abspielt, und die Zelle, aus der sich der Staat aufbaut.

Die abendländische Beurteilung der Familienverhältnisse wie auch der Beziehungen der Geschlechter bei den Farbigen ging bisher allzu sehr von dem äußeren Bild aus, das sich



Renate mit „Mary“



Ralph mit seinen chinesischen Schulfreundinnen

Unsere Kinder in China



Die Wohnstätten werden buchstäblich aufs Wasser hinausgedrängt



Urnen der Vorfahren stehen in den Grundmauern der Häuser

Hausboote und Urnen

dem Fremden bietet. Die Orientalin lebt im Harem, und daraus schließt der Abendländer ohne weiteres auf völlige Unfreiheit und Versklavung der Frau; begreiflicher Weise, da er ja von der durchaus nicht unwichtigen und oft entscheidenden Rolle, die die Frau im Haus spielt, keine Ahnung haben kann.

Ganz ebenso ist es um die Stellung der chinesischen Frau bestellt, die von jeher wesentlich einflussreicher war, als der Fremde nach ihrer äußerlichen Zurückhaltung und Abschließung vermuten sollte.

Die moderne junge Chinesin hat alle Freiheit ihrer abendländischen Schwestern, aber sie steht noch in erheblichem Grad unter den Bindungen der alten Sitte, und zwar nicht auf Grund äußeren Druckes, sondern auf Grund inneren Gefühls. Die Orchideenblüte der Familie Kung beispielsweise geht selbstverständlich abends aus und kommt manchmal erst sehr spät nach Haus; denn das chinesische Theater endet ja erst tief in der Nacht. Aber sie läßt sich jedesmal von einer Mui Tsai, d. h. ihrer persönlichen Sklavin begleiten. Auch wenn Mary und Renate zusammen ins Theater gehen, was sie oft tun, trippelt immer die Mui Tsai einige Schritte hinter ihnen, oder fährt hinter ihnen in der Kiksha und kauert sich in der Loge hinter ihnen nieder.

Die starke Zurückhaltung, die das chinesische Ethos dem Mädchen auferlegt, spiegelt sich auch bei der modernen Chinesin in dem Verhältnis zum Mann wieder. Ja, selbst in den wichtigsten Schritt im Leben der jungen Mädchen, in Verlobung und Heirat, spielt alte Sitte und Überlieferung noch hinein. Das alte China kannte keine freie Gattenwahl. Die Kinder wurden von ihren Eltern verheiratet, ohne daß sie sich gegenseitig kannten. Das ändert sich ja nun allerdings im modernen China, aber die Eltern haben bei der

Wahl des Zukünftigen ein ganz anderes Wort mitzusprechen als bei uns, und die alte chinesische Sitte äußert sich auch noch darin, daß dieses Thema, wenigstens von den jungen Mädchen, nicht berührt wird. So fehlt die Orchideenblüte seit einigen Tagen in der Schule. Sie ist in Familienangelegenheiten nach Kanton gefahren, und nur ganz vertraulich und andeutungsweise hat sie Renate mitgeteilt, daß diese Familienangelegenheit darin besteht, daß sie von ihren Eltern verlobt wird.

#### 48. Sklavinnen zu verkaufen

Hongkong

Ich erwähnte, daß Wan Lan Kung, Renates Banknachbarin, abends stets von ihrer Mui Tsai begleitet ist. Die Mui Tsais sind ein seltsames Mittelding zwischen Sklavin und Haustochter. Man kann sie überall von den Eltern kaufen in jedem Alter, schon als Säugling oder erst als Vierzehn- bis Fünfzehnjährige. Im allgemeinen aber werden etwa sechsjährige Mädchen gekauft, dann sind sie schon alt genug, um ihre Entwicklung ein wenig voraus sehen zu können, vor allem ob sie hübsch werden, und sie sind auf der andern Seite noch nicht so groß, daß Gefahr besteht, sie könnten aus Heimweh ins Elternhaus zurücklaufen.

Der Preis schwankt natürlich und richtet sich nicht zum wenigsten nach Angebot und Nachfrage. In den heutigen Hunger- und Notzeiten sind die Mädchen billig, ja man kann sie in manchen Hungergegenden umsonst bekommen, denn die Eltern sind froh, wenn sie wenigstens eins ihrer Kinder versorgt wissen und einen hungrigen Mund weniger zu füttern haben.



Daraus erhellt sich, daß die Mui Tsai und ihr Schicksal nicht mit dem Odium der Sklavin belastet sind. Wenn die Mui Tsai auch unter die volle Gewalt des Käufers tritt, so ist ihr Los im allgemeinen nicht unglücklich, jedenfalls kaum schlechter als das eines freien Mädchens. In reichen Häusern ist sie persönliche Dienerin und Kammerzofe der Frau oder der Töchter. Es gibt natürlich auch solche, die die gröbere Arbeit zu verrichten haben, und in beschränkten Verhältnissen, wo man sich vielleicht nur eine Mui Tsai leisten kann, mag sie das Aschenputtel sein, dem alle Arbeit aufgehalst wird, und dessen Lohn in Schelte und Schlägen besteht.

Es kommen sicher auch Fälle von Mißbrauch und Mißhandlung vor. Gerade wie wir in Hongkong waren, entlief eine Mui Tsai ihrer Herrin und wurde von der Polizei aufgegriffen. Trotzdem sie schon vor mehreren Tagen entlaufen war, trug sie noch schwere Spuren von Fesselung und Schlägen. Die Megäre, bei der sie diente, hatte sie an den Händen aufgehängt und ausgepeitscht. Bei der Vernehmung auf der Polizei gab sie als ihr anscheinend genügenden und triftigen Grund an, daß die Mui Tsai sich beim Wasserholen verspätet und dafür Strafe verdient hätte.

Aber solche Fälle sind selten, und es kommen ja auch in Europa Fälle von Mißhandlung vor. Im allgemeinen gehört der chinesische Diensthote und somit auch die Mui Tsai ganz anders zur Familie als in Europa. Zunächst hat man Diensthoten jahrelang oder jahrzehntelang, und wie diese die Belange ihrer Herrschaft als ihre eigenen betrachten, so auch umgekehrt. So bleibt auch die Mui Tsai nur bis zu ihrer Heiratsfähigkeit im Haus und wird dann verheiratet, genau wie die eigene Tochter auch.

Aber man kann sich Mui Tsais nicht nur als Töchter, sondern als Frauen und Konkubinen kaufen, und es gibt nicht wenige Europäer, die für sich die Frage ihrer Beziehungen zur Frau auf diese Weise lösen. Es gibt eine ganze Reihe von Fällen, wo in China alteingesessene Europäer seit vielen Jahren mit ihrer Mui Tsai in glücklichster Auch-Ehe zusammenleben.

Man kann sich eine Mui Tsai auch als Versicherung und Altersversorgung kaufen. So lernte ich hier eine berühmte Sängerin kennen — übrigens bei der Gelegenheit, als sie für eine deutsche Grammophongesellschaft Platten besang —, die sich eine Mui Tsai hält, um für später, wenn sie nicht mehr singen kann, versorgt zu sein. Diese Mui Tsai wird von ihr als Sängerin ausgebildet zu dem Zweck, sie später zu erhalten. Es ist bezeichnend für die dem Chinesen auch heute noch tief innerwohnende Vertragstreue, daß solche Verträge, die im englischen Hongkong gar nicht einzuklagen wären, noch strikt eingehalten werden.

Denn nach dem Gesetz gibt es natürlich keine Mui Tsai, am allerwenigsten in Hongkong. Die britische Flagge bedeutet an sich die Lösung jedes Sklavenverhältnisses. Aber Hongkong ist nicht der einzige Platz im britischen Weltreich, wo es zwar nicht nach dem Gesetz, aber in der That Sklaverei gibt. Als ich in Südafrika war, stellten sich haarsträubende Sklavereiverhältnisse im Betschuanalande heraus, wo ein Stamm vollständig von einem andern versklavt worden war. Daraufhin erließ der Generalgouverneur von Südafrika einen Aufruf, in dem er verkündete, daß es unter britischer Flagge keine Sklaverei gäbe, also auch nicht im Betschuanaland. Aber damit war die Sache auch erledigt. Ob die versklavten Masarewas im Betschuanaland von diesem sie frei erklä-

renden Ausruf je etwas hörten, erscheint allerdings zweifelhaft.

Ähnlich verhält es sich mit den Mui Tsais. Sie gelten eben nicht als Sklavinnen, sondern als Adoptivtöchter oder Dienstmädchen, und damit ist der Fall erledigt.

Wie offiziell sie gekauft und verkauft werden, geht schon daraus hervor, daß auch im French Convent eine ganze Anzahl Mui Tsais sind, die von den frommen Schwestern gekauft wurden. Allerdings kauften sie sie nicht, um sie auszubeuten, sondern um sie der Ausbeute zu entziehen. Das Kloster kauft überall Mui Tsais, wo die Gefahr besteht, daß sie in unrechte Hände kommen könnten.

Neben den europäischen und den chinesischen Schülerinnen im Convent bilden diese Mui Tsais eine eigene Gruppe. Sie werden unterrichtet und haben natürlich auch Hausarbeit zu verrichten; wenn sie heiratsfähig sind, werden sie genau so verheiratet, wie von irgendeiner Privatherrschaft auch.

In China ist übrigens seit der Nanking-Regierung das Mui-Tsai-System gesetzlich ebenso verboten wie in Hongkong, wird aber genau so unbekümmert weiter ausgeübt, und es wird sich auch kaum ändern, solange sich nicht die gesamten Wirtschafts- und Gesellschaftsverhältnisse des chinesischen Reiches von Grund aus verändert haben. Für die ärmeren Volksschichten ist das Mui-Tsai-System die einzige Möglichkeit, die Sorge um eine allzu zahlreiche Nachkommenschaft zu verringern, denn China kennt — im allgemeinen wenigstens — bis heute keine Geburtenbeschränkung und Abtreibung.

## 49. Piraten

Auf dem Perlfuß

Von Hongkong den Perlfuß hinauf nach Kanton ist ungefähr so weit, wie von Cuxhaven nach Hamburg. Man fährt einen knappen Tag oder eine knappe Nacht. Jeden Morgen und jeden Abend fährt ein Dampfer. Es ist also wirklich nicht weit, und der Fluß ist auch nur an seiner Mündung weit und unübersichtlich. Und trotzdem fahren die englischen Dampfer nur unter allen Vorsichtsmaßregeln gegen etwaige Piratenüberfälle.

Das fängt schon am Kai an. Ein Gittertor sperrt den Pier ab, nur durch einen schmalen Eingang Mann hinter Mann kann man passieren, und jeder einzelne Passagier, soweit er Chinese ist, wird von Polizisten sorgfältigst auf Waffen untersucht. Man tastet die chinesischen Passagiere ab, durchwühlt ihr Gepäck, erst dann dürfen sie an Bord. Aber damit hören die Vorsichtsmaßregeln nicht auf. Alle Zwischendeckpassagiere müssen die Fahrt gleichsam hinter Schloß und Riegel machen; der Raum, in dem sie sich aufhalten, ist nach allen Seiten durch schwere eiserne Gitter abgesperrt, die zugeschlossen und noch besonders durch Vorhängeschlösser versichert werden, und an jedem Tor steht zum Überfluß noch ein indischer Polizist.

Kommandobrücke, Maschinen- und Heizraum aber sind durch schwere Panzerplatten vom übrigen Schiff getrennt, um auch gegen einen plötzlichen Überfall gesichert zu sein und den Dampfer noch in den Hafen führen zu können, auch wenn das übrige Schiff bereits in den Händen der Piraten sein sollte. Die Panzerplatten haben Schießscharten. Dahinter

lehnen schußfertige Gewehre, drohen Maschinengewehre. Jeder Offizier trägt den Revolver in der Tasche. Überall stehen indische Wachen. Man könnte beinahe lächeln über soviel Vorsicht, wenn, ja wenn sie nicht so bitter nötig wäre.

Man braucht bloß zum nächsten Pier hinüberzublicken, um zu sehen, daß alle diese Maßnahmen nicht überflüssige Vorsicht, sondern bitterste Notwendigkeit sind. Da liegt die „Haiching“. Sie ist erst vor wenigen Tagen eingelaufen, in einem üblen Zustande, halb verbrannt, die Schutzigitter gesprengt, die Kommandobrücke demolirt. Hier war es den Piraten gelungen, den indischen Posten, der den Zugang zur Brücke sichern sollte, niederzuschlagen und auf die Brücke zu dringen. Aber der Entschlossenheit der Offiziere gelang es, die ersten Eindringlinge zurückzutreiben und die Brücke zu halten. Darauf rollten die Piraten Benzinfässer an, und alle Tapferkeit der Offiziere wäre umsonst gewesen, hätte nicht im letzten Augenblick ein englischer Kreuzer Hilfe gebracht.

Die chinesischen Seeräuber arbeiten nach raffinierten Methoden. Ihre Dschunken machen alle chinesischen Gewässer und Flüsse unsicher. Keine Handelsdschunke wagt zu fahren, ohne sich vorher unter den Schutz des einen oder andern Piraten dauernd zu stellen, der ihr sicheres Geleit verspricht. Diese Piratenadmirale verfügen über ganze Flotten, und sie liefern sich gegenseitig Schlachten, wenn einer ein Schuttschiff des andern zu kapern versucht. Es gibt übrigens auch Frauen unter den Piraten. Die Chinesin ist ein guter Seemann, und auf den meisten Campans steht die Frau am Steuer. Und wie es weibliche Dschunkenführer gibt, so auch weibliche Piratenkapitäne. In den Gewässern von Hongkong treibt ein berühmter Seeräuberadmiral weiblichen Geschlechts sein Unwesen.

Diese Seeräuberdschunken sind mitunter von oben bis unten bestückt, sind ein wahres Waffenarsenal. Neben modernen Geschützen findet man auf ihnen noch die vorsintflutlichsten Vorderlader. Aber trotz aller Bestückung könnten sie europäischen Dampfern nicht gefährlich werden, wenn sie nicht so durchtriebene Methoden für ihre Überfälle herausgebildet hätten.

Diese Seeräuber sind ja auch keine wilden Banden mehr, wie zur Zeit des roten Freibeuters, sondern eher eine G. m. b. H. oder A.-G. Als solche firmieren sie auch unter irgendeinem Decknamen in Hongkong oder Schanghai, und die Direktion dieser Seeräuber-G. m. b. H. zieht erst sorgfältigste Erkundungen über jeden Dampfer, seine Ladung, seinen Kapitän und seine Besatzung ein, ehe sie einen Überfall unternimmt. Auf die raffinierteste Weise werden Mitglieder der Bande an Bord geschmuggelt, gelegentlich sogar als angebliche Tote in Särgen, jedenfalls wenn möglich aber auch als Mitglieder der Besatzung und als Passagiere erster Klasse, um eben Zutritt in den Salon zu haben, von wo aus der Überfall auf die Kommandobrücke natürlich leichter ist.

Ich sitze im Speisesaal beim Frühstück und sehe mir meine Mitreisenden daraufhin an, ob wohl ein versteckter Seeräuber unter ihnen ist. Auch in der ersten Klasse fahren fast nur Chinesen mit uns und alle zeigen den harmlos aussehenden Typ des reichen und behäbigen chinesischen Kaufmannes, der durch die Anzahl wattierter Röcke, die er jetzt im Winter zu tragen pflegt, noch behäbiger und noch harmloser wirkt.

Aber es ist schon vorgekommen, daß solch harmlose Passagiere plötzlich mitten während des Dinners die Pistole zogen



Schutzmaßnahmen des Passagierdampfers



Bewaffnete Dschunke

Piratenfurcht



Gaststätte vor dem großen Hotel in Kanton



Schuhmacher in Hongkong

Erwerbsleben in China



und durch ein energisches „Händehoch!“ den Überfall einleiteten.

Ralph ist Feuer und Flamme und er hat nur die sehnlichste Hoffnung, daß es zu solch einem Seeräuberüberfall auch wirklich kommt. Ich glaube, in seinem Alter hätte ich ähnliche Sehnsüchte gehabt. Heute ist mein Bedarf an Abenteuern so ziemlich gedeckt, und ich muß sagen, in chinesische Räuberhände zu fallen, ist so ziemlich das letzte, was man sich wünschen möchte, denn im allgemeinen gehen sie mit ihren Opfern nicht allzu zart um, insbesondere, wenn das geforderte Lösegeld nicht rechtzeitig eintrifft.

Ich wandere auch durch das Zwischendeck, in dem Hunderte von Chinesen eng gedrängt auf ihrem Gepäck nebeneinanderliegen. Wenn diese Masse einen Überfall planen würde, dann wäre allerdings wohl nicht viel zu machen, aber sie liegen ja sicher wie Tiere im Käfig hinter den dicken Eisengittern, die sich nur für einen Augenblick öffnen, als mich der indische Polizist zu einem Inspektionsgang hineinschlüpfen läßt. Als ich ihn beendet, muß ich eigentlich lächeln über all die Seeräuberfurcht, die heute an der chinesischen Küste herrscht. Was da auf seinen Gepäckstücken liegt, ißt, trinkt, lacht, schwätzt, sieht so harmlos aus, wie die Statistenmassen einer chinesischen Operette. Und wie sollte überhaupt auf diesem Fluß ein Überfall möglich sein. Wir fahren jetzt bereits eine ganze Weile zwischen verhältnismäßig nahen Ufern. Auf der einen Seite liegt Hongkong mit dem ganzen britischen Kreuzergeschwader, Torpedoboote, U-Boote, Flugzeugen. Und auf der andern Seite liegen die Kriegsschiffe der Kantonregierung, gar nicht zu reden von den Flußkanonenbooten der fremden Mächte. Zwischen ihnen und uns besteht ständig Radioverbindung.

Also es mag vielleicht schon einmal vorkommen, daß infolge grober Fahrlässigkeit irgendwo im Gelben Meer auch ein europäischer Dampfer den Piraten zum Opfer fällt. Aber hier auf dem Perlfluß? — Wir kamen auch ungefährdet nach Kanton, aber vier Wochen später lief auf dem gleichen Perlfluß ein Schiff der englischen Hongkong-Kanton-Linie auf eine von den Piraten gelegte Mine und wurde ausgeplündert, ehe Hilfe zur Stelle war. Die japanische Besetzung hat freilich auch mit der Piratenherrlichkeit ausgeräumt. Die Japaner sperren Bucht und Hafen und brachten jede Dschunke auf oder schossen sie rücksichtslos in den Grund, die ihnen verdächtig erschien. Nur so konnten sie ja auch hoffen, des ausgedehnten Schmuggels zwischen dem britischen Hongkong und dem noch unbefestigten chinesischen Hinterland Herr zu werden.

## 50. Das chinesische Hotel

Kanton \*

Das Hotel „Asia“ ist das Wahrzeichen Kantons. In seiner merkwürdigen Symbiose östlichen und westlichen Wesens ist es das beste Sinnbild dieser merkwürdigen Stadt, die nicht weiß, ob sie noch zu China oder schon zum Abendland gehört, in der jedenfalls stärker als in andern chinesischen Städten alle in den letzten Jahrzehnten nach China gedungenen europäischen und amerikanischen Ideen gären und rumoren, ohne daß ein befriedigendes Neues aus dieser Befruchtung ältesten chinesischen Kulturbodens entstanden wäre.

Man möchte durch und durch modern sein, moderner als Amerika womöglich, und bleibt dann doch in aller Modernisierung — chinesisch.

So mußte auch das Hotel „Asia“ natürlich ein Wolken-

kräcker werden. Auch die Empfangshalle ist ganz im amerikanischen Stil eingerichtet. Aber dann wird es immer chinesischer oder vielmehr, dann kommt jene seltsame ostwestliche Mischung, die für das moderne China bezeichnend ist.

Es gibt in Kanton keinen interessanteren Platz zum Wohnen als das Hotel „Asia“, das heißt eigentlich wohnt „man“ ja nicht dort, sondern „man“ wohnt auf Schamin, der Fremdenniederlassung, im englischen Hotel. Es geht gerade noch, daß man als prominenter Fremder im Hotel „Asia“ wohnt, ohne allzusehr das europäische Prestige zu verletzen. Im übrigen ist es im Hotel „Asia“ ebenso unverschämt teuer wie auf Schamin, wenigstens wenn man ein Zimmer nimmt, das einigermaßen den europäischen Ansprüchen genügt. Diese Zimmer sind die verhältnismäßig wenigen der schmalen Vorderfront, die allerdings einen herrlichen Blick haben. Von meinen Fenstern sehe ich über den ganzen Perlfluß und das gegenüberliegende Honan. Die übrigen Zimmer, die in dem sehr tiefen Gebäude in endloser Flucht hintereinanderliegen, haben weder Luft noch Licht. Nach unserm Begriff sind es überhaupt keine Zimmer, sondern Verschläge, Unterteilungen eines riesigen Raumes, und da die Zwischenwände nicht einmal bis zur Decke hinaufgeführt, sondern höchstens 2—2½ Meter hoch sind, hat man — der Europäer wenigstens — durchaus nicht das Gefühl, in einem erstklassigen Hotel, sondern in einem Massenquartier zu sein, ein Gefühl, das noch dadurch erhöht wird, daß man alles hört, was in den Nachbarräumen gesprochen wird und sich abspielt. Bis tief in die Nacht hinein kann es da recht bewegt sein. Doch das ist ein Kapitel für sich.

Außer der schönen Aussicht bietet mein Zimmer nicht

viel. An der Rückwand steht ein riesiges Bett, aber nach chinesischer Sitte ist es „behaglich hart“. In Japan schläft man zwar auf dem Fußboden, aber die Tatamis, die elastischen Matten, die den Fußboden eines japanischen Zimmers bilden, sind wesentlich weicher als ein chinesisches Bett. Dieses besteht lediglich aus einer Bretterlage, über die nur eine Decke oder allenfalls ein dünnes, flaches Kissen gebreitet ist. Der Chinese findet unsere weichen Betten gräßlich heiß und unbequem und schläft lieber kühl und hart. Er ist auch sonst für Kühle. Wir sind jetzt mitten im Winter. Das Thermometer steht um Null herum, aber es gibt im ganzen Hotel keinerlei Heizung, und die Gäste finden es augenscheinlich in der Ordnung. Wenn einen friert, dann zieht man eben ein Kleidungsstück mehr an, und zwar so viel, daß man es warm genug hat. Manche Chinesen kommen im Winter daher wie die reinen Rollmöpse.

Ich habe leider nicht soviel Kleidung mit, und so sitze ich, wenn ich zu arbeiten habe, ziemlich jämmerlich frierend in meinem Zimmer. Eines aber ist angenehm. Man hat ununterbrochen Tag und Nacht herrlich heißen Tee zur Verfügung. Das erste, was der Boy tat, als er mich in mein Zimmer geführt, war, daß er eine Kanne heißen Tee brachte und sie in ein wattiertes Körbchen, eine Art Kochkiste, stellte. Wenn man nach Hause kommt, mag es noch so spät sein, wird frischer Tee serviert und so überhaupt den ganzen Tag über, wann immer man nur Lust hat.

Das Hotel „Asia“ ist gleichzeitig gesellschaftlicher Mittelpunkt Kantons. Fast täglich sind große Hochzeiten oder Dinners, und ebenso kommen hier die großen Leichenzüge vorbei, und da sich das trotz aller Modernität größtenteils noch mit dem alten chinesischen Pomp abspielt, so hat man

fast jeden Tag Gelegenheit, in aller Bequemlichkeit diese seltsamen Aufzüge zu betrachten mit ihren Musikkapellen, Priestern, Sänften, den kleinen geschminkten Schauspielerinnen, die im langen Zug, auf Pferden stehend, daherkommen, und was alles noch dazu gehört.

Im Hotel ist ein europäisches und ein chinesisches Restaurant, und in den oberen Stockwerken ist ein — nun wie soll ich sagen — ein Institut, aus dem man sich für den Abend, falls man sich in seinem Zimmer mit dem allzu breiten Bett einsam fühlen sollte, Gesellschaft beziehen kann. Bei der Dünne der Wände läßt sich auch ohne Schwierigkeit feststellen, daß von dieser Einrichtung lebhafter Gebrauch gemacht wird.

## 51. Nächtliche schwimmende Stadt

Kanton

Nur die Hälfte Kantons steht auf festem Land, die andere Hälfte schwimmt im Strom. Fast ehe man die Stadt sieht, fährt man schon vorbei an der vielfachen Reihe der Dschunken, Campans und Boote, die den Straßen vorgelagert sind. Und in dem Flußarm, der das eigentliche Kanton von der Vorstadt Honan trennt, ist das Gewimmel so dicht, daß man kaum versteht, wie dazwischen noch eine Fahrinne bleibt, breit genug für den unablässig ziehenden Strom der Dampfer, Passagierboote und Flöße.

Wie Waldameisen, die in unabsehbarem Zug über den Weg laufen, eine hinter der andern, alle schwer schleppend — man weiß nicht, woher sie kommen, wohin sie gehen, und was all dies Wandern und Schleppen bedeuten soll — so

trippelt es unablässig aus den Booten ans Land, vom Land in die Boote. Tragende und leuchende Kulis, in kurzen blauen Hosen, barfüßig, die breitrandigen spitzen Stroh Hüte auf dem Kopf, Eisenstangen und Bleche schleppend, Männer, Frauen und Kinder in die Boote eilend, aus den Booten steigend, wie Züge der Ameisen, von denen kein Mensch weiß, woher sie kommen, wohin sie gehen.

Eine starke Lockung geht von diesem Menschenstrom aus, die Lockung, sich ihm anzuschließen und sich willenlos tragen zu lassen, irgendwohin ins Unbekannte, ins Abenteuer.

Wohin mögen diese großen Passagierdshunken gehen, deren Decke so niedrig sind, daß man nicht aufrecht darin stehen kann, und in denen die Reisenden geschichtet liegen wie Sardinien. In der Dunkelheit stoßen sie ab, in der Dunkelheit legen sie an.

Abends wenn die grellen Lichter der großen Häuser am Kai wie schillernde Ölflecke auf dem dunkeln Wasser glitzern und die Nacht über dem Wasser liegt, wie Vergessenheit bringende Lethé, ist die Lockung besonders stark. Wie ich dem Strom folge und über einem schmalen Steg irgendeinem Boot zugetrieben werde, fällt mir ein, daß es im Reiseführer heißt, man solle in Kanton nie ohne Sänfte und ohne Führer ausgehen wegen der oft feindseligen Haltung des Pöbels. Und die Weltreisenden, die von Hongkong aus einen gelegentlichen Trip nach Kanton machen, ziehen auch in langem Sänftenzuge, von zahlreichen Führern und Dolmetschern eskortiert, durch die Stadt mit dem angenehmen gruseligen Gefühl von etwas Außerordentlichem und nicht ganz Ungefährlichem. Ich bin jetzt vierzehn Tage lang Tag für Tag allein durch die Stadt gewandert. Natürlich gab es manchmal Schwierigkeiten, vor

allem, wenn ich photographierte. Das ist ja in China nicht ganz unbedenklich, aber mit einem Lächeln, mit einem Scherzwort, das auf der ganzen Welt ein besserer Schutz ist als ein Revolver, wurde die Situation jedesmal wieder gerettet. Aber nachts allein sich auf den chinesischen Fluß zu wagen, ist doch noch etwas anderes. Aber das fällt mir erst ein, als ich schon von der Menschenmenge auf ein Boot gedrängt bin.

Wohin geht die Fahrt? Nur nach Honan hinüber. Dort schlendere ich ziellos durch dunkle, schlammige Gassen. Ein paar hell erleuchtete Häuser locken zum Eintritt. Es sind Spielhöllen. Glücksspiel ist im republikanischen China verboten, genau wie Opiumrauchen. Aber beides bringt Geld, und da man nichts so nötig braucht wie dieses, drückt die Regierung ein Auge oder vielmehr alle beide zu.

Ich habe nie besonderes Interesse für Glücksspiel gehabt, und das Fantang, das man hier spielt, ist ganz besonders langweilig. Mit ausgesuchter Höflichkeit werde ich auf die Galerie genötigt, auf der der Mindesteinsatz vier Dollar ist. Aber da ich die erwarteten hohen Einsätze nicht mache, schaut man scheel zu mir herauf. Außerdem ist das Spiel langweilig, und Menschen in der Aufregung des Spieles sind zudem überall gleich. So bummle ich wieder ans Ufer, wo ein schwächtiges, vielleicht achtjähriges Mädchen mir in der Dunkelheit entgegentritt, eifrig auf mich einredet und mich mit sich zu ziehen versucht. Ich folge ihr und trete auf einen Sampan, der sofort abstößt. Die Führerin steht hinten am Heck und treibt das Boot mit einer schleifenartigen Bewegung des einzigen Ruders vorwärts. Das Mädchen, augenscheinlich die Tochter, führt mich in die mittschiffs liegende winzige Kabine, wo sie eine Petroleumlampe

anzünden will. Ich wehre ihr ab und hoche mich vorn am Bug nieder. Weder mit Mutter noch mit Tochter kann ich mich verständigen. Augenscheinlich fragen sie mich, wohin sie fahren sollen. Ich mache eine ziellos ins Weite weisende Geste. So treiben wir den Strom hinab.

Eräge und lehmig ist die Flut. Unerkennbare Dinge schwimmen darin. Wir treiben vorbei an all den Booten, Dschunken und Wohnschiffen. Schließlich sind wir auf dem offenen breiten Strom. Dunkle Kästen liegen am Ufer verankert, Dschunken mit großen Aufbauten. Es sind die berühmten Blumenboote, in die man seine Freunde lädt, zusammen mit Mädchen und Wein. Die Campanföhrerin ruft mir etwas zu, und als ich nicht antworte, lenkt sie an den Blumenbooten vorbei, wieder in einen stillen Arm, und plözlich sind wir auf einer schmalen Wasserstraße, zwischen hell erleuchteten Booten, deren Kajüten und Verschläge nach rückwärts gleichsam aufgeschnitten sind, so daß man in das beleuchtete Innere blicken kann. Teppiche liegen am Boden, seidene Polster, und darauf hocken schwächliche, buntbemalte Mädchen in hellseidenen Gewändern. Wir sind in einer schwimmenden Stadt der käuflichen Liebe. Boot auf Boot passieren wir. In manchen hocken die Dirnen im trauten Kreis ihrer ganzen Familie mit Eltern und jüngeren Geschwistern. Kommt ein Kunde, so huschten die übrigen aus dem erleuchteten Raume auf den Bug des Schiffes. Ein Vorhang wird heruntergeschlagen. Man wartet ab, bis die geschäftliche Transaktion vollzogen ist, dann setzt sich die Familie wieder zusammen.

Die hell leuchtenden Dirnenboote hören auf, und wir sind wieder irgendwo auf dem fremden Fluß. Ich überlege mir, wie ich wohl wieder zurückkomme, da biegen wir in den Kanal ein, der die Fremdeninsel Schamin vom Festlande trennt.



## 52. Verniggerung Chinas?

Kanton

Seit Tagen hat es geregnet. Auf den Straßen stehen Pfützen und Lachen. In ihnen spiegeln sich abends die grellbunten Lichter einer aufreizenden und abstoßenden Reklame. Ich schlendere die Geschäfts- und Vergnügungspromenade hinunter, die sich am Fluß entlang zieht. Seltsam ist der Gegensatz zwischen den grellen Lichtern der Gasthäuser, Kinos, Läden und Vergnügungsorte auf der einen Seite, und dem dunklen Fluß auf der andern, dessen Ufer wie trügerisches Schilfdickicht das Gewirr der eng aneinandergedrängten Boote bedeckt.

Ich gehe allein in der Menge, werde von ihr getragen, schwimme in ihr wie in einem Strom. Auf der Stadtseite alle Männer und Mädchen halb oder ganz europäisiert, fast alle in Hüten. Auf der Flußseite schleppende unter ihrer Last keuchende Kulis und zahllose Hafendirnen, die sich auf Sampans den Kulis für Pfennige hingeben.

In den Restaurants und Kinos lastet heiße stickige Luft über einer schmutzigen schwitzenden Menge. Abfall und Unrat bedecken den Boden.

Dicht aneinandergedrängt hockt da Jungchina in den Kinos und blickt gierig auf den Abfall des Abendlandes: all die amerikanischen Schundfilme, die in jedem andern Land die Zensur oder der Geschmack des Publikums verbieten würden, laufen hier und geben ein verzerrtes widerliches Bild des Europäers. Dazwischen zeigt man Propagandafilme der Nanking-Regierung, die den „siegreichen Feldzug“ gegen die Kuan-tung-Truppen zeigen, von denen doch jeder

weiß, daß sie gar nicht so weit von Kanton stehen und jeden Tag wieder vormarschieren können.

Ein schaurig-schöner Film ist darunter, von einem chinesischen Mädchen, dem der Krieg den Verlobten von der Seite reißt. Als Samariterin zieht sie ins Feld und findet den Geliebten als sterbenden Sieger auf dem Schlachtfeld wieder.

Wie ich weiterschlendere, tönt aus einer schmalen Seitenstraße schrille Musik. Unwillkürlich biege ich ein und erblicke in einem Schacht hinter einem Gitter wie in einem Käfig eine Musikkapelle, die den üblichen wilden unharmonischen Lärm auf Trommeln und Trompeten macht, mit denen sie nicht umzugehen wissen. Neben dem Schacht ist ein Zimmer mit einer offenen Aufzugstür, und ohne Besinnen trete ich ein. Ich habe keine Ahnung, um was es sich hier handelt und bin äußerst erwartungsvoll, als der Lift mit mir in die Höhe saust. In dem obersten Stockwerk gibt er mich frei, und ich könnte hier glauben, in ein dritt- oder viertklassiges Münchener Faschingslokal in vorgerückter Stunde hineinzugeraten.

Schmutzige Girlanden und Lampions hängen von der Decke. Der nächste Raum ist eine Tropfsteinhöhle, eine Art Bierbude. Dann Theater, Varieté, Kino. Alles verräuchert, voll Bierdunst und alles voll von einer schmutzigen ungepflegten herumlungernenden Menge.

Ich lasse mich einen Augenblick im Theater nieder. Es ist das übliche altchinesische Räuber- und Prinzessinnenstück, nur daß hier die alten kostbaren chinesischen Kostüme billiger europäischer Flitterkram sind, und statt der alten seltsamen aber doch nach strengem Stil geformten Bewegungen der Schauspieler hier eine üble jahrmärktsmäßige Nachbildung der altchinesischen Kunst gezeigt wird. Nur die Dis-

sonanz der für europäische Ohren unverständlichen und kaum erträglichen Musik ist die gleiche geblieben und die hohen Füstelstimmen der Schauspieler. Im nächsten Raum wird ein europäisches Stück gezeigt, Ibsen oder etwas Derartiges. Das ist noch viel schlimmer.

Man zahlt am Eingang ein niedriges Eintrittsgeld und kann nun ohne Sondergebühr von einer Schaustellung zur andern wandern.

Aber es ist auch danach. Und man weiß nicht, worüber man mehr entsetzt sein soll. Über die Darbietung oder über die Zuschauer. Ich kann mir nicht helfen, aber was ich hier sehe, erinnert mich stark an einen Negerrummelplatz, den ich einmal in einer südafrikanischen Stadt sah. Was sich bei den halb europäisierten Eingeborenen Afrikas und was sich hier zeigt, ist dasselbe, ist die „Verniggerung“. Und es ist hier um so schlimmer, als es sich nicht um eine primitive Rasse, sondern um ein altes Kulturvolk handelt.

Die Verniggerung ist ein Problem, das dem Europäer im allgemeinen bisher gar nicht bewußt wurde, sondern das er in „Fliegenden-Blätter-Wiszen“ abtat. Aber es ist ein mäßiger Wisz, nackte Neger mit Zylinderhüten und steifen Kragen abzubilden. Es ist überhaupt kein Wisz, sondern die tragische Erscheinung der Entwurzelung von Völkern, die, ehe Europa zu ihnen kam, einen fremdartigen, in seiner Art aber harmonischen und seinen Zweck erfüllenden Lebensstil besaßen. Europa hat in den letzten Jahrzehnten einfach ein Volk nach dem andern entwurzelt, ihm seine Kultur genommen, ohne etwas Gleichwertiges an ihre Stelle zu setzen. Jede Kultur ist in hohem Maße Ausdrucksform von Rasse, Landschaft und Klima und nicht so ohne weiteres durch etwas anderes Unangepasstes zu ersetzen.

Japan ist es gelungen, sich in unwahrscheinlich kurzer Zeit den ganzen technischen Apparat und die wissenschaftlichen Methoden des Westens zuzulegen, aber noch läßt sich nicht absehen, welchen Preis Japan dafür zahlen muß, welches die letzten Folgen dieses Schwankens zwischen zwei Rassen, zwischen zwei Kulturen sein werden.

Allein Japan übernahm die Einrichtungen Europas unter unvergleichlich günstigeren Bedingungen als China. Zunächst einmal war seine Verwestlichung die bewußte Tat einer weitblickenden, einflußreichen Führerschicht, die die Einrichtungen des Westens in der ausgesprochenen Absicht übernahm, den Westen mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Dabei bestand die Absicht, die japanische Seele, das innerste Wesen der japanischen Kultur unberührt zu lassen, und außerdem war damals das Abendland in seiner Gesamtheit, in seiner Wissenschaft, seiner Technik, seinen geistigen und sozialen Ideen eine reale Größe, eine geschlossene Einheit.

Heute ist das Abendland zum Teil selbst in der Krise, im Chaos, in einer Auflösung aller politischen, wirtschaftlichen und sozialen Ordnung, einem Aufhören von Moral und Sitte, einem Unsicherwerden der Wissenschaft, in einer Relativität aller Dinge.

Und dies alles stürzt auf China ein, auf das gleiche China, das selbst einen Zusammenbruch seiner alten Ordnung, ein Aufgeben der alten Ideale erlitt. Es stürmt von allen Seiten in den verschiedensten Formen ein. Da ist europäischer und amerikanischer Einfluß, da ist die Form der Europäisierung, die Japan bringt, und so können die schon in Europa schwankenden Begriffe der Demokratie, des Nationalismus und Sozialismus hier erst recht keine klaren Vorstellungsbilder im Herz und Hirn der chinesischen Masse sein.

Was die Lage für China noch erschwert, ist die ungeheure Menge des Tatsachenwissens, das heute in der Welt besteht, und die Idee, daß es mit der Aneignung dieses Tatsachenwissens geschafft wäre. Die alte chinesische Bildung war das Gegenteil von Tatsachenübermittlung. Man schulte die Anwärter auf die Beamten- und Führerstellen an den alten Klassikern. Man war der Ansicht, daß, wer gelernt hatte, in den verzwicktesten Fragen ihrer Dialektik sich zurechtzufinden, auf jedem Posten seinen Mann stellen würde. Und daß diese Ansicht nicht ganz abwegig war, zeigen amerikanische Unternehmungen, die mit Vorliebe klassisch geschulte Chinesen einstellen. Eine amerikanische Ölgesellschaft behauptete, daß ein klassisch geschulter Chinese ihr bester Verkäufer wäre. Heute ist unter der jungen chinesischen Intelligenz wohl nur noch ein verschwindend kleiner Teil, der die alten Klassiker gelesen hat. Nun mag man, und wahrscheinlich durchaus mit Recht, der Ansicht sein, die Epoche der alten klassischen Schulung sei vorüber, und schon das Erlernen der für ihre Lektüre erforderlichen Zehntausende von Ideogrammen bedeute eine unnütze und sinnlose Belastung des Gehirns. Aber die bruchstückweise und kritiklos aus dem Zusammenhang gerissene Übernahme europäischer Wissenschaft ist kein Ersatz für die alte klassische Schulung, die dem ganzen Menschen und einer abgeschlossenen Geistesbildung galt. Ist es schon für den europäischen Studenten schwierig, bei der Spezialisierung der Wissenschaft einen Überblick über ihre Gesamtheit zu erhalten und sich so etwas wie ein geistiges Weltbild zu gestalten, so ist es für den Ostasiaten, der bei aller Modernisierung, allem Radikalismus noch zu 50—75 Prozent in den andersartigen Grundlagen seiner Kultur wurzelt, fast unmöglich.

So finden wir denn auch auf allen europäisch geleiteten Schulen und Universitäten in China dieselbe Erscheinung, daß die Schüler und Studenten von vornherein gar nicht die Absicht haben, irgendwie hinter den Sinn der Dinge zu kommen, sondern gleichsam das Mittel wissen wollen, das Rezept, nach dem man Kranke heilt, nach dem man Maschinen baut, nach dem man Staaten lenkt.

Immer wieder erleben die europäischen Medizinprofessoren, die in China lehren, daß die Studenten zu ihnen kommen und bitten, sie möchten ihnen doch für jede Krankheit die Medizin, das Heilungsrezept geben. Auf so einfache Formel soll die Wissenschaft gebracht werden. Und diese Tendenz wird durch den Massenimport europäischer Standard- und Patentmedizinen noch gefördert, all jener Produkte der pharmazeutischen Industrie, die für bestimmte Leiden bestimmte Heilmittel anpreisen. Auch im Geistigen, auch in der Wissenschaft gibt es eine Verniggerung Chinas.

Nun sind Kanton und Nanking und Schanghai nicht China. Und die entwurzelten, halb europäisierten Jungchinesen sind nicht das chinesische Volk. Aber überall ist es die Führerschicht, die schließlich das Gesicht der Masse prägt, und Zersetzung und Auflösung reichen heute bis in den letzten Winkel des riesigen Reiches.

Allerdings stehen dem gegenüber die ungeheuren Formkräfte des chinesischen Bodens und der chinesischen Seele, die nach jeder Periode der Zerrissenheit und Selbstzerfleischung die auseinanderstrebenden Teile wieder zum Ganzen führten. Mag China heute auch in einzelnen Teilen verniggern, es braucht einem darum nicht bange zu sein, daß es Form, Rhythmus und Harmonie wiederfindet.

### 53. Die Zukunft des Himmlischen Reiches

Eingapore

Es gibt keine chinesische Republik; denn was diesen Namen führt, ist heute nichts als ein geographischer Begriff. Mit verwirrender Vielseitigkeit drängt sich dem Fremden dieser Eindruck auf. Das in Peiping umlaufende Geld kann man vielleicht noch in Tientsin verwenden, aber gewiß schon nicht mehr in Schanghai und Hankau oder selbst Tsingtau. Bei einer mehrstündigen Bahnfahrt wechselt Militär und Polizei, und eine Zoll- und Paßkontrolle folgt der andern. Das heutige China ist gespalten, aufgeteilt, uneins wie das Deutschland zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges oder Rußland nach dem Sturze Kerenskis.

Auch zur Zeit der Mandschukaiser war das Reich der Mitte kein geschlossener Nationalstaat. Von den volksfremden Außenprovinzen: Mandschurei, Mongolei, Tibet und Turkestan ganz abgesehen, die nie völlig eingegliedert wurden, war auch das eigentliche China keineswegs ein einheitliches Ganze. Schon die klimatischen Unterschiede bedingen es, daß der Nordchinese dem Bewohner Jünans oder Kwang-tungs mit seinem subtropischen Klima fremd gegenübersteht, zu schweigen von den grundlegenden Verschiedenheiten der chinesischen Dialekte, welche die Erlernung des Chinesischen zu einer solch hoffnungslosen Angelegenheit machen. So scheint die von vielen Ausländern in China vertretene Ansicht durchaus ihre Berechtigung zu haben, daß China nunmehr, wo die zusammenhaltende Zentralgewalt der Mandschudynastie beseitigt ist, für immer in seine verschiedenen Bestandteile auseinanderfallen müsse.

Tatsächlich besteht das Reich der Mitte heute bereits aus einer Unzahl größerer und kleinerer staatlicher Gebilde: Republiken, Diktaturen und Autokratien, die eifersüchtig über ihre Selbständigkeit wachen und sich gegenseitig befehlen. Die verwirrende Unübersichtlichkeit der politischen Verhältnisse in China wird noch dadurch erhöht, daß die nominellen Machthaber nicht immer die tatsächlichen sind. Das offizielle Oberhaupt ist oft genug ein Zivilgouverneur, während die tatsächliche Macht in den Händen des Militärgouverneurs oder eines Generals oder auch Räuberhauptmanns liegt, wobei die Grenzen zwischen diesen drei Bezeichnungen fließend sind.

Durch den Krieg mit Japan, die Besetzung eines großen Teiles des Himmlischen Reiches und die Einsetzung der Wang-Tsching-Wei-Regierung sind diese Verhältnisse noch um ein vielfaches verwickelter geworden. Die einzelnen Hoheitszonen überschneiden sich. So üben in den von japanischen Truppen besetzten Gebieten vielfach noch Beamte Tschiang Kai Tscheks unbehindert ihre Tätigkeit aus. Die Rechte Wang Tsching Weis gegenüber den Japanern sind ebensowenig genau abgegrenzt wie die Tschiang Kai Tscheks gegenüber den Kommunisten; insbesondere gegenüber der berühmten Roten Achten Armee, die immer noch einen erheblichen Teil des Gebietes kontrolliert, das angeblich Tschiang Kai Tschek untersteht, der nominell ja sogar noch die Oberhoheit über die Mandschurei beansprucht und die Existenz des Staates Mandschukuo ignoriert.

Dazu kommt die Vielheit der Parteien, die überstaatlich sich über alle, zu eigenen Staatskörpern sich entwickelnden Provinzen erstrecken. Die Parteien sind die Kanäle, durch welche die fremden Großmächte ihre Interessen zu vertreten





Eine Bettlerküche



Schenke in den Westbergen  
Das anspruchslose China



Pfablbauten der Philipinos auf Luzon



Philippinetin in Landestracht

Auf den Philippinen

suchen. Es gibt eine japanische Partei wie es eine russische gibt, und die Vereinigten Staaten haben nicht weniger ihre Gefolgsleute und Mittelsmänner wie Großbritannien, wenn vielleicht auch der ganze Unterschied zwischen den sich auf eine fremde Macht stützenden Parteien und der offen fremdfeindlichen nur der ist, daß die einen die Fremden gleich aus dem Lande jagen, und die andern sie erst ihren Zwecken dienstbar machen wollen, ehe sie ihnen den Laufpaß geben.

Ein chinesischer Kaufmann hier in Hinterindien machte hierüber eine klassische Bemerkung. Er meinte, am besten wäre es, China engagierte die Amerikaner und bezahlte sie dafür, um in China Ordnung zu schaffen und es zu verwestlichen. Sobald dies geschehen sei, könnten die Chinesen die Verwaltung wieder übernehmen und die Amerikaner entlassen. Er wies dabei auf die Philippinen als Beispiel und vertrat die verblüffende Ansicht, daß hier die Amerikaner auch nichts anderes wären als bezahlte Funktionäre der Philippinos, die sie demnächst nicht mehr brauchen würden. — Das war vor vierzehn Jahren gesagt; heute ist es Wahrheit geworden! Wenn nichts anderes, so verrät diese Bemerkung zum mindesten die tiefe Einschätzung des weisen Mannes.

Zimmerhin sind die Ausführungen dieses Indochinesen keineswegs so grotesk, wie sie anmuten, und ein Kern von Wahrheit und Wahrscheinlichkeit steckt in ihnen. Die Amerikaner sind für die chinesische Revolution mitverantwortlich. Nicht als ob sie nicht auch ohne ihre Mitwirkung ausgebrochen wäre. Die Zeit der Mandschus war vorüber, aber der Umsturz wäre doch nicht in dieser Form und nicht so rasch gekommen, so daß das ostasiatische Problem nicht auf ein

noch unter den Folgen des Weltkrieges leidendes Europa hereingebrochen wäre.

Allein das konnte den Vereinigten Staaten nur recht sein, die in China ihr natürliches, ihnen gebührendes Absatzgebiet sahen. Da sich die amerikanische Industrie immer mehr zur Exportindustrie entwickelt, liegt es nur in der Linie amerikanischer großzügiger geschäftlicher Begabung, sich dieses bedeutendste Absatzgebiet der Zukunft rechtzeitig zu sichern. Der amerikanische Handel mit China hat sich im letzten Vierteljahrhundert vervierfacht und beträgt etwa 200 Millionen Dollar. Noch wichtiger aber sind die Kapitalien, die Amerika in China angelegt hat, und zwar nicht nur in kaufmännischen und industriellen Unternehmungen, sondern vor allem auch in Kulturpropaganda. Amerika läßt sich diese Jahr für Jahr nicht weniger als zehn Millionen kosten, von denen ein Großteil auf die Missionen entfällt, von denen jede einzelne gleichzeitig eine amerikanische Handelsagentur darstellt. 2500 junge Chinesen studieren auf amerikanischen Hochschulen, 400 von ihnen wird das Studium durch die zurückerstattete Borexentschädigung ermöglicht.

Neben den recht erheblichen materiellen Interessen der Vereinigten Staaten in China steht ein nicht weniger großes moralisches: die Aufrechterhaltung des demokratischen Gedankens wie der liberalen Gesellschafts- und Wirtschaftsformen. Beides zusammen bildet die „Offene Tür“ in China, die Amerika gegenüber Japan zu verteidigen sucht.

Man darf nicht vergessen, daß für Amerika der Gedanke der Weltdemokratie eine propagandistische Waffe darstellt, dazu bestimmt, den eigenen Imperialismus zu bemänteln und einen Vorwand dafür zu liefern, sich in die Angelegenheiten fremder Länder einzumischen.

Wenn die Vereinigten Staaten während der letzten Jahrzehnte einen so unerhörten Aufschwung nahmen und bis zu dem Rang eines Weltschiedsrichters anstiegen, als welcher sie freilich kläglich versagten, so dankten sie das nicht nur ihrer märchenhaften materiellen Entwicklung, nicht nur ihren Menschen und Mitteln, sondern ebenso sehr dem gewaltigen moralischen Schwergewicht, das sie als Hauptvertreter des demokratischen Gedankens in der Welt besaßen. Um dieses Gedanken willen traten sie angeblich in den Weltkrieg ein — to make the world safe for democracy —, wie sie mit der gleichen Begründung sich die Vorherrschaft in Mittelamerika und dem Karibischen Meer sicherten, ganz Südamerika als ihre Domäne erklärten und auch auf den Pazifik und Ostasien Ansprüche erhoben.

An der alleinseligmachenden Allmacht des demokratischen Gedankens — genauer gesprochen der parlamentarischen Demokratie und des ungehemmten liberalen Wirtschaftsystems — beginnt man jedoch auch in den USA. zu zweifeln. Da außerdem Amerika zwar erhebliche Belange in China hat, aber keine lebenswichtigen, so ist es heute nicht mehr so sicher, ob die Vereinigten Staaten die Schließung der „Offenen Tür“ zum Casus belli machen würden. Tatsächlich ist sie ja in einem erheblichen Teile des ehemaligen Himmlischen Reiches geschlossen worden, ohne daß Washington über lahme Proteste hinausging.

Amerika kann die Aufstellung einer asiatischen Monroe-doktrin und die Erklärung Chinas zum Interessengebiet Japans leichter verschmerzen als England. Großbritannien ist seit etlichen Jahren im Fernen Osten im Rückzug. Es hat dort eine Position nach der andern aufgegeben. Auf die Preisgabe von Wei-hai-wei folgte die der Konzession in

Hankau, der Abzug der britischen Truppen aus Tientsin und Schanghai, und selbst Hongkong wird man trotz der drohenden Langrohre auf dem Peak und den neuen Befestigungen von Kaulun kaum gegenüber einem starken Druck der ostasiatischen Mächte halten. Aber England wird doch kein Mittel unversucht lassen, Japans Vormarsch aufzuhalten und seinen Einfluß in China so lange wie möglich zu bewahren. Englands europäische Politik ist zu einem guten Teil nur zu verstehen durch seine Sorge um Ostasien.

Als vierte Figur in dem großen Wettspiel um China tritt die Sowjetunion hinzu und zwischen all diesen „chinesischen Belangen“ Amerikas und Englands, Japans und Rußlands steht nun das Chinesische Reich selber, anscheinend verloren und hilflos und immer weiter zerfallend und schrumpfend. Es ist ein beispielloser Zusammenbruch eines großen Reiches, wie ihn in ähnlichem Ausmaß nur das Osmanische ungefähr während des gleichen Zeitraumes erlebte. Es ist noch keine 150 Jahre her, da war China „die Welt“, wenigstens in der Anschauung der Chinesen. Noch im Jahre 1792 ließ der „Sohn des Himmels“ dem König von England durch eine britische Gesandtschaft, die zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen nach China entsandt worden war, bestellen, daß China keineswegs Waren fremder Barbaren nötig habe, daß es aber gnadenhalber der von der „Welt“ abgeschlossenen Insel aus der Fülle seines Reichthums zukommen lassen wolle, jedoch erwarte er zitternden Gehorsam in der Befolgung seiner Befehle.

Nicht allzu lange darauf erwies sich freilich die militärische Schwäche des Reiches der Mitte, das sich bisher für die Welt gehalten hatte. Allein noch wir Älteren haben es in unserer Jugend als ein riesiges Reich gekannt. Und als

um die Jahrhundertwende die Fremdenunruhen in China ausbrachen, da verbanden sich sämtliche europäischen Großmächte zusammen mit den Vereinigten Staaten und Japan zu ihrer Unterdrückung.

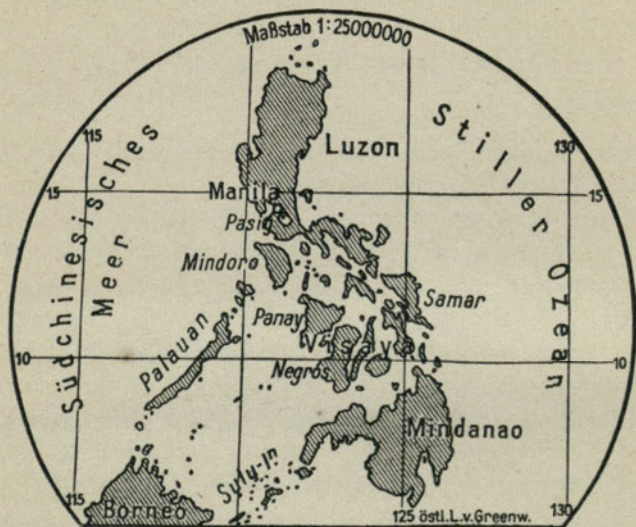
Das heutige China jedoch befindet sich in einem derartigen Übergangstadium, daß es schwer ist, seine Grenzen zu umreißen, ja überhaupt nur seine staatliche Existenz zu definieren. Augenblicklich ist es tatsächlich nicht mehr als ein geographischer Begriff. Auf der andern Seite hat es alle seine Außenländer, Mandschurei, Mongolei, Turkestan und Tibet, vollkommen verloren, auf der andern macht es nicht nur auf diese Anspruch, sondern darüber hinaus auf längst verlorene Provinzen oder Gebiete, die höchstens in einem Tributverhältnis zum Drachenthron standen, wie Tongking, Anam oder Birma.

Die Ansprüche werden im Namen Chinas sowohl von Japan erhoben, das ein Groß-Ostasien schaffen will, wie auch von nationalchinesischer Seite, als deren maßgebender Exponent zur Zeit noch immer Tschiang Kai Tschek erscheint. Tschiang Kai Tschek vermochte sich bisher gegenüber außerordentlichen innen- wie außenpolitischen Schwierigkeiten zu halten. Nicht die geringsten lagen darin, daß er persönlich japanfreundlich war und das Heil Chinas in einem Zusammengehen mit dem Inselreich sah, daß aber das chinesische Volk für eine solche Politik kein Verständnis aufbrachte.

Die Tragik Tschiang Kai Tscheks war es, daß er trotz seiner klaren Einsicht in die Kräfteverhältnisse der beiden Völker den schweren Zusammenstoß mit Japan im Sommer 1937 nicht zu verhindern verstand. Auf Japans Seite war die Tragik nicht geringer; denn auch in Tokio hat man ganz gewiß einen Konflikt solchen Ausmaßes nicht gewollt.

China selbst befindet sich noch immer in einem geistig-feelischen Auseinandersetzungsprozeß mit den westlichen Ideen, der all seine Kräfte noch auf lange Zeit in Anspruch nehmen wird. Vom Ausgang dieser Auseinandersetzung wird seine Stellung zur Welt von Morgen abhängen.





# Die Philippinen



## 54. Die drei Manilas

Manila

Die Philippinen beginnen ganz amerikanisch. Geht man am Pier von Manila an Land, so laufen hier vom Kai aus die erste, zweite, dritte und soundsovielte Straße auf die Stadt zu, die genau rechtwinklig von Boston-, Chicago- und so weiter-Street gekreuzt werden. Manche dieser Straßen sind noch unbebaut, aber Asphaltdecke, Bürgersteige, Straßenschilder sind überall schon vorhanden, ganz wie etwa in Coney-Island-City oder in der zweihundert-soundsovielten Straße in New York oder einem Vorort von Los Angeles.

Hinter diesem rein amerikanischen Hafengebiet liegt „Intramuros“, die alte umwallte spanische Stadt. Der Wall ist erst an ganz wenigen Stellen durchbrochen, um dem Verkehr Platz zu schaffen. Sonst stehen noch überall die alten Mauern, deren Anfänge in das sechzehnte Jahrhundert zurückgehen. Auf den in Gräben vorspringenden Bollwerken, die längst in öffentliche Spielplätze umgewandelt wurden, stehen noch die alten Bronzegeschütze, schwerfällige, plumpe Dinger. Ihre Mündungen starren aufgerissen aus den Schießscharten, wie vor Verwunderung über das, was sich zu ihren Füßen abspielt.

In der umwallten Stadt aber heißen die Straßen Calle Colana und Calle Cabildo, und nur den einen Hauptweg zum Pasig hinunter rasen die Autos. In den andern aber ist es noch still, als sei die Zeit nicht über das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hinausgegangen. All die alten Kirchen stehen hier in unberührter Hoheit, die Kathedrale, die Jesuitenkirche, Recoletos und San Augustin, Zeugen der ältesten europäischen Siedlung im Fernen Osten, die einst den Ruhm der „ehemals kaiserlichen Kasse“ ausmachte, in deren Landen die Sonne nicht unterging.

Das alte spanische Manila versinkt, erstarrt in seinen Kirchen und Wällen zum Museumsstück. Jenseits des Pasig aber, auf dem moderne Dampfer neben alten Sampans liegen, thront die amerikanische Stadt, die im Hafendistrikt lediglich ihren äußersten Vorläufer aussandte.

Banken, Geschäftshäuser, Straßenbahnen, Motoromnibusse, Autos und wieder Autos. Aber mitten zwischen den Kraftwagen rollen die zweirädrigen leichten einheimischen Wägelchen und rattern die schweren Karren, vor denen die Wasserbüffel stur und stumpf dahertrotten.

Hier auf der Escolta, der Hauptgeschäftsstraße, die zwischen Bankpalast und Santa Cruz am lebhaftesten schäumt, treffen sich drei „Manila“: das ursprünglich-malaiische, das kolonial-spanische und das modern-amerikanische. Man braucht von der Escolta aus nur ein klein wenig weiter nach Norden zu fahren in die Londo-Vorstadt, dann stehen zwischen den Arkadenhäusern der Spanier und den Bungalows der Amerikaner primitive Malaienbütten, die auf den ersten Blick so fehl am Platze wirken, daß man meinen möchte, es seien Bauten von irgendeiner exotischen Ausstellung. Diese Hütten sind primitive Pfahlbauten aus Bambus und Stroh.

Alles leicht und lustig. Fußböden und Wände, durch die man hindurchsehen kann, und Fenster so breit, daß die Zimmer Veranden gleichen. Zwischen Palmen und Bananen stehen diese Hütten, an schilfumstandenen Wassergräben und Kanälen und umwuchert von roten, blauen und violetten Blüten. Es ist ein Bild wie aus Oshungel und Urwald.

Nun wohnt aber durchaus nicht nur armes Volk hier in diesen Hütten. Ich komme an mehr als einer vorbei, wo neben dem Haus in einem nicht weniger lustigen Schuppen oder unter einem Schuttdach ein Fordwagen steht.

Ich versuchte eine besonders malerische Hüttengruppe zu photographieren, vor der in einem Lämpel ein paar braune Kinder in friedlichem Verein mit einigen Ferkeln spielten. Aber sogleich erkönte aus einer Hütte der zornige Ruf: „Americanos!“ ... Die Kinder liefen eiligst fort, und ein junger Mann — oder soll ich sagen, ein Bursche, trat auf uns zu, in ärmellosem Leibchen und kurzen Höschen, und erklärte in tadellosem Englisch, wir dürsten hier keine Aufnahme machen. Wenn wir in Manila photographieren wollten, so gäbe es andere, bessere und charakteristischere Plätze. Er wollte uns gern führen.

„Ich möchte aber gerade diese malerischen Hütten aufnehmen“, bestand ich.

„Ja“, fuhr er erregt auf, „um das Bild in amerikanischen Zeitungen zu veröffentlichen, mit der Unterschrift: Eine Straße in Manila und der Bemerkung: Die Philipinos, die noch als Halbwilde in der Hauptstadt selbst in solchen Hütten leben, fordern Unabhängigkeit!“

Aha, so standen die Dinge also. Ich wollte den Sachverhalt der Dinge gerade aufklären, als ein alter Mann wütend auf uns zustürzte und uns in gebrochenem Englisch

anschrie. Ich konnte seine augenscheinliche Absicht, handgreiflich zu werden, nur dadurch hemmen, daß ich ihn spanisch anredete. Das hatte sofort eine beruhigende Wirkung. Sein Mißtrauen legte sich jedoch erst, als ich erklärte, daß wir Deutsche seien.

„Ah alemanes!“ rief er aus. Das ist etwas anderes. „Los alemanes como yo, mucha obra, poca politica — die Deutschen sind wie ich, viel Arbeit und wenig Politik —. Los Americanos poca obra, mucha politica!“

Was nun den schwierigen Fall der Aufnahmen anbetraf, so ergab sich, daß die Hütten, die ich photographieren wollte, eben noch im Stadtbezirk von Manila lagen, und das war dem Alten wie dem Jungen peinlich. Der Junge erbot sich, uns in die Umgebung hinauszuführen, wo wir noch viel malerischere Hütten sehen würden, und wir nahmen seinen Vorschlag an. Er verschwand in einer der Bambushütten und kam nach kurzer Zeit als eleganter, junger Mann in leichtem Rohseidenanzug zurück. Wie sich herausstellte, studierte er auf der Manilauer Universität und stand kurz vor Ablegung seines Rechtsamwaltsexamens.

Er machte sein Versprechen wahr, und mehr als das; er machte uns mit einer ganzen Reihe seiner Landsleute bekannt, und wir bekamen verschiedene Philippinohäuser von innen zu sehen. Sie waren nicht sehr mit Mobilien beschwert: ein paar Bambusbettgestelle und leicht geflochtene Stühle. Dazu Europa an der Wand in Gestalt eines Regulators und einiger Photographien und Oldrucke. In solchen Hütten wohnen Männer, die fließend englisch sprechen, die Jus oder Medizin studieren oder schon promoviert haben und in der Verwaltung ihrer Heimat Posten einnehmen. Das sind freilich Verhältnisse, an die man sich

erst gewöhnen muß. Die drei Manilas sind eben in Wirklichkeit nicht genau voneinander getrennt, sondern gehen ineinander über. Die ganzen Philippinen befinden sich in einem Übergangsstadium. Es gibt Familien in Manila, in denen die Eltern spanisch sprechen, die Kinder englisch und die Dienstboten nur Tagalog, den in der Hauptstadt üblichen Tagalendialekt. Nicht nur Ost und West treffen sich in Manila, sondern lateinische und angelsächsische Kultur begegnen sich auf seinem Boden im Ringen um die östliche Seele.

## 55. Die Inseln der Probleme

Manila

Die Philippinos sind ein Volk von Rebellen, und sie sind stolz darauf. Sie haben den Spaniern während der ganzen langen Dauer ihrer Herrschaft wenig Ruhe gelassen. Von den frühesten Revolten gegen den ersten spanischen Gouverneur bis zum letzten großen Aufstand in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts folgte eine Revolution der andern. Mit Genugthuung zählen die Eingeborenen deren hundert auf.

Es ist kaum zweifelhaft, daß die Philippinos, welche die spanischen Truppen schon bis nach Manila zurückgedrängt hatten, sich damals die Freiheit erkämpft hätten, wäre nicht der spanisch-amerikanische Krieg ausgebrochen, der die Amerikaner zuerst als Bundesgenossen und dann als erbitterte Gegner nach den Philippinen brachte.

Wäre der Freiheitskampf nicht schon so weit gediehen gewesen, so hätten die Philippinos vielleicht eine liberale Herrschaft der fernabliegenden Vereinigten Staaten vor-

läufig hingenommen. So aber mußten die Amerikaner den Tagalen als die Räuber der schon sicheren Selbständigkeit erscheinen, und somit kam die Bewegung nicht zur Ruhe, bis die Amerikaner den Philippinos im Jahre 1934 die volle Unabhängigkeit nach Ablauf eines Jahrzehnts zusicherten.

Damit ist ein jahrzehntelanger Kampf zum Abschluß gekommen, in dem die Philippinos von Erfolg zu Erfolg schritten. Selbstverständlich hätten die Amerikaner die Tagalen mit Waffengewalt dauernd niederhalten können, allein der dreijährige Kleinkrieg, der nach der Besetzung der Inseln durch die Amerikaner ausbrach, hat ihnen doch gezeigt, daß die Kosten einer etwa nötig werdenden Befriedung der Philippinen in keinem Verhältnis zu deren Wert stehen würden. Aber ganz abgesehen davon hat sich die Stellung der Amerikaner in der Unabhängigkeitsfrage von Jahr zu Jahr moralisch verschlechtert; denn um die immer stürmischer nationale Freiheit fordernden Philippinos zu beruhigen, hat eine amerikanische Regierung nach der andern feierlich versprochen, nach Ablauf einer gewissen Zeit die volle Selbständigkeit zu geben, bis im Jahre 1916 ein Kongreßakt in aller Form die Verpflichtung des amerikanischen Volkes anerkannte, den Philippinos sobald wie möglich die volle Freiheit zurückzugeben.

Dies hat eine Lage geschaffen, die die politisch ganz außerordentlich begabten und gewandten Inselbewohner sich nicht entgehen ließen. Sie sandten eine Kommission nach der andern nach Washington und bearbeiteten die öffentliche Meinung Amerikas in einer Weise, daß dort immer weitere Kreise zu der Ansicht kamen, man müsse den Philippinen



schleunigst die nationale Freiheit geben, um nur endlich diese Frage aus der Welt zu schaffen.

Die Meinungen der an den Philippinen interessierten Geschäftswelt waren geteilt. Das Sternenbanner über den Inseln hat den Amerikanern, die vor der Besetzung kaum nennenswerten Anteil am Handel der Inseln hatten, zwei Drittel des Im- und Exports eingetragen. Da die Philippinen mit den Vereinigten Staaten einen Zollverband bildeten, konnten die zollfrei eingeführten amerikanischen Waren naturgemäß leicht die Konkurrenz der europäischen schlagen. Ebenso gaben die Philippinen den Amerikanern die Möglichkeit, alle Tropenerzeugnisse mit eigenem Kapital im eigenen Land herzustellen. Das hört mit der Unabhängigkeit auf. Die Ansichten über deren Folgen sind durchaus geteilt. Während ein Teil der Unternehmer und Im- und Exporteure sie sehr pessimistisch beurteilt, erhoffen andere davon einen wirtschaftlichen Aufschwung. Sie erwarten, daß die einheimische Regierung die Ausnutzung der Kohlen-, Öl- und Goldfelder freigeben wird, welche die amerikanische Verwaltung „für die kommenden Generationen“ vorbehielt.

So ist die an sich unverständliche Tatsache zu erklären, daß die amerikanische Handelskammer in Manila sich in einer Eingabe an den Kongreß für die sofortige Unabhängigkeitserklärung ausgesprochen hatte, allerdings unter der Voraussetzung, daß die neue Regierung für das hineingesteckte amerikanische Kapital bürgt oder es auslöst.

Die Anhänger der dauernden amerikanischen Herrschaft suchten die Gewährung der Unabhängigkeit immer wieder mit der Begründung hinauszuschieben, daß die Philippinos noch nicht reif dafür wären, eine Begründung, die dem ein wenig fadenscheinig erscheinen muß, der gesehen hat, was

sie bisher geleistet haben. Eine selbständige Philippinoregierung wird mindestens so gefestigt sein wie die der mittelamerikanischen Republiken. In Wirklichkeit wollten natürlich die Strategen und Imperialisten die Philippinen nicht herausgeben. Da man das nach allen feierlichen Erklärungen jedoch beim besten Willen nicht offen zugeben konnte, wollte man den Termin so weit hinauschieben, bis die spanisch sprechende und spanisch denkende Generation ausgestorben war. Man erhoffte, daß die dann herangewachsene, in amerikanischen Schulen und in amerikanischem Geist gebildete junge Generation sich aus eigenem Willen für die Aufnahme in den amerikanischen Staatenbund aussprechen würde.

Was die Amerikaner auf den Philippinen machten, war ein hochbedeutsamer kulturpsychologischer Versuch. Es handelte sich um nicht mehr und nicht weniger, als um die radikale und restlose Ersetzung einer Kultur und Sprache durch eine andere. Was die Sprache anbetrifft, so sind die Erfolge geradezu verblüffend. Mir ist es mehrfach vorgekommen, daß ich von jungen Leuten auf meine spanische Frage eine englische Antwort erhielt. Die heranzwachsende Generation kann tatsächlich kein Spanisch mehr.

In politischer Hinsicht ist das Experiment jedoch vollständig mißlungen. Ich konnte es ja selber erleben, daß der spanisch sprechende Vater und der englisch erzogene Sohn in gleicher Weise antiamerikanisch fühlten. Von auf den Philippinen ansässigen Amerikanern wurde gegen die vorzeitige Erklärung der Unabhängigkeit immer wieder angeführt, daß die ganze Bewegung nichts als Mache einiger weniger politischer Führer sei, und daß die Masse der Tagalen nichts mehr wünsche als ein Fortbestehen der ameri-

kanischen Oberhoheit, gar nicht zu reden von den Moros, die man um ihre Meinung nicht gefragt hat und die nach Abzug der Amerikaner die Rache der Tagalen fürchten müssen.

Aber selbst diesen Fall zugegeben, so stellt diese politische Führungsschicht bei der heutigen sozialen Entwicklung eben „das philippinische Volk“ dar. Bei Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges standen die Philippinos etwa auf der gleichen Entwicklungsstufe wie die südamerikanischen Kolonien zu Beginn des vorigen Jahrhunderts. Es handelt sich um eine ganz ähnliche Blutmischung aus spanischem und farbigem Blut und um eine verwandte soziale Gliederung. Diese Führungsschicht hat dann unter der amerikanischen Besetzung eine treibhausartige Entwicklung durchgemacht, die den Abstand zu den zurückgebliebenen ländlichen und proletarischen Massen noch größer macht und diese dadurch noch mehr in die Hand der nationalen Führer gab.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß das Ende des amerikanischen Protektorates zunächst schwere finanzielle und ökonomische Nachteile für die Inseln bedeutet. Der jetzt außerordentlich hohe Lebensstandard wird auf die Höhe des auf dem asiatischen Festland üblichen zurücksinken. Die Kosten für Landesverteidigung und auswärtige Vertretungen, die bisher die Vereinigten Staaten trugen, belasten das nationale Budget in außerordentlicher Weise.

Es ist gewiß, daß die Führer das wußten, und es ist nicht ausgeschlossen, daß auch die breite Masse es wußte. Trotzdem hatte dieses Argument keinen Einfluß. In den Philippinos fließt nicht umsonst spanisches Blut. Sie haben den ganzen unbändigen Stolz der Spanier geerbt. Sie fühlen sich als die zivilisatorische Vormacht Südostasiens,

und möchten so etwas wie ein „Japan“ der malαιο-südchinesischen Welt werden. —

Zur Zeit von Franklin Roosevelts Präsidentschaft schien die volle Unabhängigkeit erkämpft und im Jahre 1944 sollte auch der letzte Schatten der amerikanischen Oberhoheit verschwinden. Je näher freilich die entscheidende Stunde rückte, desto weniger eilig wurde es den Insulanern. Ganz so hatten sie es sich nicht gedacht, eine amerikanische Bürgerschaft ihrer Unabhängigkeit hätten sie gern behalten, und der Verlust des zollfreien amerikanischen Marktes schmeckt ihnen ebensowenig wie das Aufhören der freien, unbeschränkten Einwanderung nach USA. Aber den Andeutungen des Präsidenten Quezon im ostasiatischen Krisenjahr 1937/38, daß man eine Art Dominienstatus der vollen Unabhängigkeit vorziehen würde, schenkte man in Washington kein Gehör, bis dann der Ausbruch des deutsch-englischen Krieges und vor allem auch die Gründung des Dreimächtepaktes die ganze Lage von Grund aus änderte.

Danach war von einer Aufgabe der Philippinen, zum mindesten als Flottenstützpunkt, keine Rede mehr.

Was nun Japan anbetrifft, so könnten die Philippinen, die auf seiner Vormarschstraße nach Süden liegen, ihm ein gut Teil der Rohstoffe liefern, die ihm fehlen und ein ideales Siedlungsland abgeben. Sie sind verhältnismäßig leer; mit fast 300000 Quadratkilometer Fläche und ungefähr 12,5 Millionen Einwohnern haben sie noch nicht den dritten Teil der Bevölkerung des weniger als halb so großen Java. Ich bin die ganzen Inseln entlang gefsegelt von Zamboanga bis Manila und war überrascht über die weiten Strecken kaum erschlossenen Urwaldes, die seine Küsten säumen.

Die südlich anschließenden drei großen Inseln Borneo,

Celebes und Neuguinea sind von den europäischen Kolonialvölkern nicht voll erschlossen worden. So bilden sie eine starke, immer schwerer zu widerstehende Lockung für die landhungrigen, auf viel zu engen Räumen zusammengepferchten Völker Südostasiens.

Das gilt vor allem von Neuguinea. Diese zweitgrößte Insel der Erde beherbergt auf beinahe 900 000 Quadratkilometern noch keine 900 000 Menschen, das heißt auf einem Quadratkilometer noch nicht einmal einen Menschen, während sich auf den japanischen Inseln auf der gleichen Fläche 161 Menschen drängen.

Neuguinea ist schön, reich, zum großen Teil mit einem gesunden Klima, voll von Rohstoffschätzen. Ihre australischen und holländischen Besitzer aber, die sie eifersüchtig hüten, nützen sie nicht. Ja, in ihrem australischen Teil ist die Insel kaum mehr als ein Naturschutzpark für Menschenfresser. Es mag für den Ethnographen überaus lehrreich sein, primitive Kulturen im Urzustand zu erhalten. Aber auf einer sich mehr und mehr überfüllenden Erde ist das ein Zustand, der auf die Dauer kaum haltbar ist und für den vor allem ein sich auf engstem Raum drängendes Volk kaum Verständnis aufbringen wird. Das moralische Recht, mit dem man die Japaner von diesem Gebiet fernhält, steht jedenfalls auf recht schwachen Füßen.

Allein selbst wenn der japanische Zug nach Süden sich nicht oder wenigstens nicht sobald in Bewegung setzen sollte und die Philippinen vorerst ihre Unabhängigkeit bewahren können, so ist auch damit keine voll befriedigende Lösung geschaffen und vor allem keine, die die europäischen Kolonialländer ruhig schlafen läßt.

Die Lösung Asiens von der europäischen Vormundschaft

ist eine Entwicklungserscheinung, mit der sich Europa wird abfinden müssen. Bei der pazifistischen Grundeinstellung des Inders wie des Chinesen besteht immerhin die Hoffnung, daß sich diese Loslösung bei einer einigermaßen klugen europäischen Politik ohne allzu schwere weltpolitische Erschütterungen vollzieht.

Der asiatische Südosten jedoch mit seinem Völkergemisch kann zum asiatischen Balkan und Wetterwinkel werden, zumal sich hier die Interessen sämtlicher Großmächte kreuzen.

In den Philippinen trifft sich die asiatische Frage mit der pazifischen. An sich sind sie eine Inselgruppe, die weder durch ihre natürlichen Reichtümer noch durch ihre Lage in Welthandel und Weltverkehr einen besonderen weltpolitischen Rang einnimmt. Trotzdem können sie die letzte Ursache für eine vorzeitige und gewaltsame Lösung des pazifischen Problems werden, das sich heute erst als Gewitterwolke abzeichnet.



## Die Werke von Dr. Colin Roß

---

Als einer der ersten Deutschen war Colin Roß nach dem Weltkriege hinausgezogen, um die veränderte Welt zu erfassen. Was er sah und erlebte, hat er in seinen Büchern niedergelegt. In der Fülle der Gedanken, in der Treffsicherheit seines Urteils, in der Buntheit der Schilderung sind seine Reisewerke einzigartig.

\*

### Asien

## Der Weg nach Osten

Reise durch Rußland, Ukraine, Transkaukasien,  
Persien, Buchara und Turkestan

50 Abbildungen, 1 Karte

Zur Zeit vergriffen

## Heute in Indien

301 Seiten, 80 Abbildungen, 1 Karte

Geheftet M. 4.85, in Leinen M. 6.—

... Die besondere Befähigung Roß', die zahllosen Beobachtungen und Eindrücke, auch die unscheinbarsten, mit weltpolitischen Gedankengängen geschickt zu verknüpfen und aus der Fülle der Erfahrungen heraus nicht neu zu „berichten“, sondern höchst fesselnd zu erzählen, zeichnet auch dieses heute sehr aktuelle Buch aus, das uns durch die traumhaft-bunte, märchenhafte, aber auch in Gärung befindliche Welt des Kaiserreichs Indien, Seylons, Hinterindiens und Insulindes führt...  
Hannoverscher Anzeiger.

## Das Neue Asien

287 Seiten, 88 Abbildungen und 7 Karten

Geheftet M. 4.85, in Leinen M. 6.—

Die neue Ordnung in Asien — einst nur ein Schlagwort — ist heute bei der ungeheuren Aktivität Japans bereits in die Nähe der Verwirklichung gerückt, ja zum Teil bereits verwirklicht. Colin Roß ist wohl der erste und einzige Deutsche, dem es vergönnt war, in allerjüngster Zeit am unruhigen Herzen des gewaltigen Erdteils zu lauschen und uns Europäern, die wir im hohen Grade von der Entwicklung im Fernen Osten mit berührt werden, einen klaren weltpolitischen Überblick der bedeutsamen Wandlungen Ostasiens und eine Prognose der kommenden Dinge zu geben.

---

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

## Die Werke von Dr. Colin Roß

---

### *Arktis und Nordamerika*

## Mit Kind und Regel in die Arktis

218 Seiten, 50 Abbildungen, 1 Karte

Geheftet M. 3.65, in Leinen M. 4.60

... Der besondere Vorzug dieses Reiseberichtes ist eine so lebendige ursprüngliche Darstellung, unterstützt von so zahlreichen Abbildungen, daß das nördlichste Inselgewirr Kanadas auf der Landkarte dem Leser nicht mehr als totes Eisgebiet erscheint, sondern daß diese besondere Welt des höchsten Nordens in seiner Vorstellbarkeit bestimmte Gestalt gewinnt.

D. N. B. (Deutsches Nachrichten-Büro, Berlin.)

## Zwischen UGÄ und dem Pol

Durch Kanada, Neufundland, Labrador und die Arktis

310 Seiten, 71 Abbildungen, 1 Karte

Geheftet M. 4.85, in Leinen M. 6.—

Colin Roß ... hat von der Küste bis zur Arktis dieses schier unermesslich große Land durchstreift und durchforscht und in seiner Vielgestaltigkeit und seinen Gegensätzen kennengelernt ...

Berliner Morgen-Zeitung.

## Amerikas Schicksalsstunde

312 Seiten, 74 Abbildungen, 1 Karte

Geheftet M. 4.85, in Leinen M. 6.—

... Roß untersucht nun mit der seiner Arbeit eigenen, prüfenden Art die geistigen und ökonomischen Spannungen, die Umstellung von der parlamentarischen Demokratie auf die diktatorische, er erörtert den Weg, den seiner Ansicht nach Amerika gehen muß, um einmal aus den „Vereinigten Staaten“ die „Vereinigten Völker“ werden zu lassen ... Leipziger Neueste Nachrichten.

## Unser Amerika

317 Seiten, 6 Karten

Geheftet M. 3.—, in Leinen M. 4.—

... das ist ein Buch vom Deutschtum in den Vereinigten Staaten, von seinen Kämpfen, seinen Leistungen, seinem Anteil am Aufstieg der USA., aber auch von seiner Unterdrückung und seinen Leiden ... Westfälischer Kurier, Hamm.

---

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG



## Die Werke von Dr. Colin Roß

---

### *Mittel- und Südamerika* **Der Balkan Amerikas**

276 Seiten, 82 Abbildungen, 2 Karten  
Geheftet M. 4.85, in Leinen M. 6.—

... Im ganzen: wer über Mexiko und Mittelamerika und über die weithin ausstrahlende Entwicklung der beiden Amerika Bescheid wissen will, wird dieses Buch lesen müssen. Aber auch wer Freude an einer glänzend geschriebenen, aus Schilderung und Betrachtung farbig gemischten Darstellung fremder Zonen hat, wird gern zu diesem ausgezeichneten Buch greifen.  
General-Anzeiger, Wuppertal.

### **Südamerika, die aufsteigende Welt**

275 Seiten, 54 Abbildungen, 2 Karten  
Geheftet M. 4.85, in Leinen M. 6.—

... In unmittelbar wirkenden Bildern zeichnet Roß das Leben in den großen Hafensstädten, auf den Prärien und Pampas, das Leben und Sichgeben der Herrenschichten und der Ureinwohner, bringt er uns Wirtschaft und Kultur Südamerikas nahe, wie sie sich gegenwärtig darbieten: voller Möglichkeiten für die Zukunft...  
Rundpost, Wien.

\*

### *Australien und Ozeanien* **Der Unvollendete Kontinent**

282 Seiten, 104 Abbildungen, 1 Karte  
Geheftet M. 4.85, in Leinen M. 6.—

... Den „Roman des jüngsten Erdteils“ könnte man dieses Buch nennen, in dem eine Reihe trefflicher Bilder nach Aufnahmen des Verfassers den Text aufs glücklichste ergänzen.  
Düsseldorfer Nachrichten.

### **Haha Whenua — das Land, das ich gesucht** Mit Kind und Kegel durch die Südsee

289 Seiten, 68 Abbildungen, 1 Karte  
Geheftet M. 4.85, in Leinen M. 6.—

... Ein Dichter ist hier am Werk, der das, was seine Kamera festgehalten hat und hier wiedergibt, zu kleinen, feinen Märchen zu gestalten weiß, dessen Gedankenfülle überwältigt, und der aus der Tiefe des eigenen Herzens letzten Endes „das Land, das er gesucht hat“, herausholt...  
Danziger Neueste Nachrichten.

---

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

Die Werke von Dr. Colin Roß

---

*Afrika*

**Die erwachende Sphinx**

Durch Afrika vom Kap nach Kairo

298 Seiten, 112 Abbildungen, 13 Karten

Geheftet M. 4.85, in Leinen M. 6.—

**Mit Kamera, Kind und Regel  
durch Afrika**

183 Seiten, 32 Abbildungen

Geheftet M. 3.25, in Leinen M. 4.—

\*

*Der Weltkrieg*

**Vier Jahre am Feind**

285 Seiten. Geheftet M. 2.90, in Leinen M. 3.60

\*

*Das Weltbild von heute*

**Die Welt auf der Waage**

Der Querschnitt von 20 Jahren Weltreise

184 Seiten. Geheftet M. 2.90, in Leinen M. 3.60

**Der Wille der Welt**

Eine Reise zu sich selbst

218 Seiten. Geheftet M. 2.90, in Leinen M. 3.60

\*

*Verlangen Sie bitte kostenlos und unverbindlich ausführliche,  
bebilderte Sonderankündigungen über alle Werke von Colin Roß*

---

**F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG**



20 -

27 2576/54

262

